







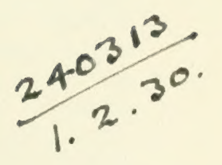




„Augenblicksbilder zu Goethes Leben“

Jahrbuch
der
Goethe-Gesellschaft

Im Auftrage des Vorstandes
herausgegeben
von
Max Hecker



Fünfzehnter Band

Weimar / Verlag der Goethe-Gesellschaft
1929

Als der Tod in den ersten Monaten dieses Jahres kurz nacheinander den Vorstand der Goethe-Gesellschaft um zwei seiner geschätzten Mitarbeiter beraubte, hat er auch dem Jahrbuche zwei treue Freunde genommen. Das Jahrbuch hat von jeher eine doppelte Aufgabe zu erfüllen gehabt: ihm liegt einerseits ob, die literarhistorische Kenntnis unseres klassischen Schrifttums zu erweitern, andererseits, die geisteswissenschaftliche Erfassung des Goethischen Lebenswerkes zu vertiefen; beide Seiten unserer Arbeit haben in je einem der beiden Toten einen richtunggebenden Berater verloren. Friedrich Lienhard, der Dichter, der Künder deutscher Sittlichkeit und Innerlichkeit, dem es höchstes Ziel war, den Krampf der verworrenen Gegenwart in beseeltem Einklang zu lösen, ist nicht müde geworden, in Goethe als dem hohen „Meister der Menschheit" die veredelnden Kräfte reiner Humanität zu verehren; Victor Michels, der Gelehrte, der geschulte Philolog, der gründliche Kenner deutscher Sprachentwicklung und deutschen Schrifttums, hat in vorbildlicher Gewissenhaftigkeit sein Auge über der Forscher- und Entdeckerarbeit des Jahrbuches walten lassen. Michels gehörte dem Redaktionsausschuß des Jahrbuchs an; sein Urteil einte menschliches Wohlwollen gegen die Personen mit wissenschaftlicher Strenge gegen ihre Leistung. Je entschiedener sich auf unsern Blättern die sittlich-geistige Lebensstimmung dieser beiden Männer auswirken wird, von denen sich keiner jemals selbst untreu geworden ist, um so näher wird das Jahrbuch seinem Ziele kommen.

Das Jahrbuch hat sich eine doppelte Aufgabe gestellt; in vorliegendem Bande ist eine jede ihrer beiden Seiten in gleichem Maße ausgebildet. Durch neue Lebensurkunden wird die Kenntnis der äußeren Wirksamkeit unseres Dichters wesentlich bereichert. Goethes Freundschaftsverhältnis zu dem bedeutenden Historiker und Staatswissenschaftler Georg Sartorius wird aus bisherigem Dunkel in das Licht der Wissenschaft gehoben; wir sehen, wie lebendig Goethes Aufmerksamkeit auf die geschichtlichen Ereignisse seiner Zeit in Krieg und Frieden gewesen ist. Wir bleiben nicht auf Goethes unmittelbaren Lebenskreis beschränkt, unser Blick geht vorwärts und rückwärts, und wenn uns in Hamann jener seltsame Mann vor Augen tritt, dessen Orakel-

ergüsse den Goethischen Sturm und Drang vorbereitet haben, so ruft Novalis unsere Teilnahme als Goethes Jünger auf, der im Fluge selbsteigener Dichterkraft den Meister zu überwinden hoffte. Neben diesen literarhistorischen Beiträgen kommt die geisteswissenschaftliche Betrachtung nicht zu kurz. Goethes Naturforschung wird in den großen Ablauf philosophischer Weltdeutung gestellt, und Kühnemanns Festvortrag führt in temperamentvoller Eindringlichkeit eines der umstrittensten Probleme Goethischer Geistes- und Seelenhaltung seiner Lösung zu.

Der vorliegende Band schließt sich dem Vorgänger des vergangenen Jahres nicht nur in äußerlicher Reihenfolge an; er spinnt auch inhaltlich die Fäden weiter, die dort angeknüpft worden waren. Goethes Verhältnis zu romantischer Kunst war das Thema des vorigen Bandes; Kunst und Romantik sind auch dieses Mal vorleuchtende Brennpunkte. Dort waren es die romantischen Maler, die in langer Reihe vorüberzogen; nun treten romantische Dichter vor uns hin, Loeben und Novalis, und jene romantischen Wissenschaftler, die, halb Poeten, halb Gelehrte, die romantische Liebe zu Art und Kunst der deutschen Vorzeit in philologischer Forschung verdichtet haben. Und nur dann wird man Goethes Stellung zu romantischer Kunst recht ermessen, wenn man sich die klassizistischen Grundüberzeugungen gegenwärtig hält, von denen es sich für ihn zu entfernen galt: diesem Zwecke dient der Aufsatz über Goethes nachitalienische Kunsttheorie. Und haben wir so unsern Dichter als den Freund und Kenner bildender Kunst beobachtet, so wünschen wir zuletzt wohl auch, ihn seinerseits als Gegenstand künstlerischer Betätigung zu finden, und verweilen darum mit besonderem Wohlgefallen auf der reizvollen Abhandlung, in der Wahl eine Reihe von Goethebildnissen unter einen neuen, überraschenden Gesichtspunkt stellt.

Kein volles Triennium trennt uns mehr von der Gedenkfeier des Jahres 1932, der die Goetheweltgemeinde mit Verlangen entgegensieht; einen wichtigen Teil der Zurüstungen enthüllt uns der amerikanische Freund Karl F. Schreiber. Möge es unserm Jahrbuch gelingen, auch an seinem Teile Geist und Gemüt empfänglicher Leser dem Segen des großen Tages zuzubereiten!

August 1929. Max Hecker.

Ein neuer Brief der Frau Rat Goethe

Mitgeteilt von **Wilhelm Engel** (Weimar)

Die von Albert Köster herausgegebene Sammlung der Briefe der Frau Rat Goethe (Insel-Verlag) enthält keinen Brief, den die Frau Rat unmittelbar an den Herzog Karl August gerichtet hat. In der Registratur des Departements des Großherzoglichen Hauses finden sich 'Akta betreffend ausgefertigte Dekrete über den Charakter als Hofrat 1756—1840'. Ein Band (Signatur: Tit. 24, Nr. 1, Band I) birgt folgenden eigenhändigen Brief der Frau Rat:

Durchlauchdigster Herzog

Gnädigster Fürst und Herr!

Ich unterstehe mich eine Bitte an Jhro Hochfürstliche Durchlaucht zu wagen, und da das die erste in meinem Leben ist; so hoffe ich auf Gnädigste Erhörung. Mein Vetter Georg Adolph Starcke dem Jhro Durchlaucht vor einigen Jahren die Gnade erzeigten den Tittel als Commerz Rath Allergnädigst mitzutheilen, bittet durch mich in aller Untherthänigkeit um den Tittel eines Hoffraths — Das gantze Glück dieses jungen Mannes beruht darauf — Demohnerachtet würde ich mich doch nicht unterstanden haben Jhro Durchlaucht um diese Gnade anzuruffen, wenn nicht die Eltern von ihm in meinem Wittwen stand mir viele und wirklich große Gefälligkeiten erzeigt hätten — und da mein Schwager Pfarrer Starcke weiß, daß ich die Gnade habe von Jhro Hochfürstlichen [Durchlaucht] gekand zu seyn; so konte es um so weniger abschlagen, ein Vorwort vor seinen Sohn bey meinem Gnädigsten Fürsten in aller Unterthänigkeit anzubringen. Ich bin eine zu unbedeutente Erden-Tochter um vor diese gebethne Hohe Gnade etwas thun oder würken zu können — Den Un[ther]-

thänigsten Dank — und den innigsten Wunsch vor das fordaurnde Glück und Wohl des gantzen Hochfürstlichen Haußes — Dieses einzige ist im stande zu thun

Durchlauchdigster
Herzog

Frankfurth d. 27ten Juli 1787 — dero Untherthänigste Dienerin Goethe.

Wie aus den Akten (Departement des Großherzoglichen Hauses Tit. 24, Nr. 3: 'Akten der Geheimen Staatskanzlei betr. Ausgefertigte Decrete über den Charakter als Kommerzienrat 1756—1918') hervorgeht, hat Karl August „Georg Adolph Starcken zu Frankfurth am Main in Rücksicht auf dessen Uns angerühmte gute Qualitäten" am 12. August 1783 zum Kommerzienrat ernannt; am 22. August 1783 ließ der „Herr Geh. Rat von Goethe Hochwohlgeb." das Dekret zur Bestellung abholen. Am 3. Oktober 1787 wurde das Gesuch der Frau Rat dem Herzog vorgelegt; vom gleichen Tag datiert die Verfügung, die den Kommerzienrat Georg Adolph Starck „in Rücksicht auf dessen [„von Uns erprobte" ist später im Entwurf getilgt worden] gute Qualitäten" zum Hofrat ernannte. Die „erste Bitte" der Frau Rat war erhört worden.

Ein neuerschlossener Goetheschatz

(Goethes Briefe an Georg Sartorius von Waltershausen)

Ein Vorbericht mit Proben

von Else v. Monroy (Schwerin)

Es wird heute ein seltener Fall sein, daß sich in einer Familie eine Anzahl zusammenhängender Goethebriefe forterbt, von Geschlecht zu Geschlecht, ohne daß irgendeine Kunde davon in die Öffentlichkeit gedrungen ist. Aber wirklich ist in unseren Tagen noch eine solche Reihe aufgetaucht: Herr Wilhelm Werner v. Bobers, zur Zeit in London, besitzt fünfzehn völlig unbekannte Goethebriefe aus den Jahren 1806—1815. Und diese sind um so interessanter, als sie an eine bedeutende Persönlichkeit gerichtet sind, die dem Dichter freundschaftlich nahe stand: an den Staatswissenschaftler und Historiker Sartorius in Göttingen, den Urgroßvater des Besitzers.

Herr v. Bobers will jetzt dieses kostbare Familienheiligtum der Allgemeinheit zugänglich machen, nachdem ihm die Mithilfe des Weimarer Goethearchivs zugesichert worden ist; Goethewissenschaft und Goetheverehrung werden ihm Dank wissen für den hochherzigen Entschluß, das Edelgut seines persönlichen Eigentums in ideellen Gesamtbesitz umzuwandeln. In Jahresfrist voraussichtlich wird der in einem Band gesammelte Briefwechsel Goethes mit Sartorius erscheinen und damit auch die fünfzehn neuen Goethebriefe. Meine Aufgabe in diesen Blättern besteht vorläufig darin, diese neue Goethe-Korrespondenz einzuführen und, unter wörtlicher Anführung kleinerer und größerer Abschnitte, die Bedeutung der bisher unbekannten Briefe innerhalb des Gesamtrahmens zu würdigen.

Georg Sartorius, geboren am 25. August 1765 in Kassel, war von 1797 bis zu seinem Tode (24. August 1828) Professor der Geschichte und Politik in Göttingen. Nachdem er 1827 das

Rittergut Waltershausen, ein adliges Lehen, in Bayern erworben hatte, wurde er als Freiherr v. Waltershausen vom König von Bayern in den Adelstand erhoben wegen „seiner ausgebreiteten Gelehrsamkeit und vielfältigen Verdienste“. Sein Hauptwerk ist die 'Geschichte des Hanseatischen Bundes', 1802 bis 1808, dann die 'Urkundliche Geschichte des Ursprunges der deutschen Hanse', herausgegeben zwei Jahre nach des Verfassers Tode von Lappenberg. Sein 'Versuch über die Regierung der Ostgothen während ihrer Herrschaft in Italien' wurde 6. Juli 1810 von dem Nationalinstitut in Frankreich preisgekrönt.

Goethe hat seine Bekanntschaft am 24. September 1800 bei einem Aufenthalt in Jena gemacht; er schreibt an diesem Tage in sein Tagebuch: „Früh 'Helena'. Mittag bey Loder mit Sartorius“. Im nächsten Jahre knüpfen sich nähere Beziehungen. Goethe reist über Göttingen nach Pyrmont und nimmt auf der Rückkehr „zur Nachkur“ einen längeren Aufenthalt in der Universitätsstadt vom 19. Juli bis 14. August 1801. Er pflegt regen Verkehr mit den Göttinger Gelehrten und sagt in den 'Tag- und Jahresheften' (Werke 35, 109): „Und so hab' ich denn auch der freundlichen Teilnahme des Professor Sartorius zu gedenken, der in allem und jedem Bedürfen, dergleichen man an fremden Orten mehr oder weniger ausgesetzt ist, mit Rat und Tat fortwährend zur Hand ging, um durch ununterbrochene Geselligkeit die sämtlichen Ereignisse meines dortigen Aufenthaltes zu einem nützlichen und erfreulichen Ganzen zu verflechten“. Im Tagebuch wird vom 19. Juli bis 14. August Sartorius nicht weniger als fünfzehnmal genannt. Heimgekehrt, beginnt Goethe im Oktober 1801 den Briefwechsel mit dem Göttinger Freunde und setzt ihn fort bis zu dessen Tode; fünf Briefe, die er an Frau Sartorius gerichtet hat, gehören mit in diese Reihe.

Als erster hat Karl Goedeke das Verhältnis Goethes zu Georg Sartorius behandelt, in einem Aufsatze der 'Neuen Freien Presse' vom 8. Januar 1878: 'Ein Freund Goethes'; er berichtet, daß von allen Briefen Goethes an Sartorius „leider nur ein paar übrig geblieben sind“. In der Tat kannte man bisher nur ihrer neun im Originale. Den ersten, vom 23. April 1810, brachte die Zeitschrift Lewalds 'Europa' schon im Jahre 1843 (Bd. I S. 43). Fünf weitere

befanden sich im Besitz der Familie Sartorius von Waltershausen, einer davon hat sich in der männlichen, vier haben sich in der weiblichen Linie vererbt. Diese letzteren hat Goedeke in dem genannten Aufsatz der 'Neuen Freien Presse' in der Meinung veröffentlicht, es seien die einzigen, die aus dem umfangreichen Briefwechsel erhalten wären. Einen Brief an Frau Sartorius vom 7. November 1808, der im Besitz des Professors Sartorius von Waltershausen ist, eines Enkels des Goethischen Freundes, ist in der 'Deutschen Rundschau' im Oktober 1899 gedruckt. Andere sind in die Hände von Autographensammlern übergegangen: davon ist einer, vom 13. April 1808, jetzt im Goethe- und Schiller-Archiv, gedruckt im 'Jahrbuch der Goethe-Gesellschaft' 1 (1914), 114, ein zweiter, vom 5. Juni 1814, ist veröffentlicht im 'Goethe-Jahrbuch' 2 (1881), 277, ein dritter, an Frau Sartorius, vom 12. August 1830, wird mitgeteilt von H. Vollmer in den 'Grenzboten' 1901, III, 375.

Zu diesen neun Schreiben, die ihren Herausgebern im Original vorgelegen, hat die Briefabteilung der Weimarer Ausgabe die stattliche Zahl von 22 Briefen nach den erhaltenen Konzepten hinzugefügt.

Nun aber tritt der neue Schatz ans Licht; er bringt Bekanntes und Unbekanntes. Herr Wilhelm Werner v. Bobers, ein Enkel der Tochter von Sartorius, Marianne v. Bobers, besitzt die Originale von 25 Goethebriefen. Nur 10 davon hat die Weimarer Ausgabe durch ihre Konzeptdrucke vorweggenommen; der Wortlaut der Originale zeigt den Konzepten gegenüber nur geringe Abweichungen. Die übrigen 15 waren bis heute vollständig unbekannt.

Die Weimarer Ausgabe bringt als erste Briefe an Sartorius zwei aus dem Jahre 1801 und zwei von 1802. Dann aber zeigt sich eine große Lücke: das nächste Schreiben, das wir kennen, ist vom 13. April 1808 datiert ('Jahrbuch der Goethe-Gesellschaft', 1, 114). Dabei lassen die Tagebuchnotizen und das Verzeichnis der Postsendungen gerade der Jahre 1802—1808 einen sehr regen Briefwechsel erkennen. Vier von den hier aufgeführten Briefen aus dem Jahre 1806 sind im Besitze des Herrn v. Bobers. Sie fallen also gerade in die Lücke hinein.

Aus dem Jahre 1809 war bisher nur ein Schreiben bekannt; sechs neue Briefe treten jetzt hinzu. Zu den zwei bekannten aus dem Jahre 1810 kommt nun ein dritter. So wird die Reihe der veröffentlichten Briefe auch hier auf das glücklichste ergänzt.

In den Jahren 1814 und 1815 war der Briefwechsel besonders lebhaft. Wir kannten vier Briefe Goethes von 1814, drei Briefe von 1815. Nun wächst die Reihe von 1814 um drei Briefe, die von 1815 um einen.

Zu dem Funde gehört endlich noch ein undatiertes Zettelchen. Es muß Zusatz zu einem verlorenen Briefe sein, der vermutlich am 4. Oktober 1805 geschrieben ist.

Die fünfzehn neuen Briefe zerfallen also in drei Gruppen: die von 1806, die aus den Jahren 1809 und 1810 und schließlich die von 1814 und 1815.

„Leben Sie recht wohl und lassen womöglich den Faden nicht abreißen, der sich unter uns so freundlich angeknüpft hat", so schließt Goethe seinen ersten Brief vom 10. Oktober 1801. Und Sartorius antwortet am 8. November: „Wie erfreulich wird es mir seyn, meine Begriffe und Ideen einem Geist mitzutheilen, dessen Klarheit und Tiefe mich so oft über die Plattheit des gemeinen Lebens erhoben und in der Verworrenheit einen hellen, lichten Pfad gezeigt hat. Die Heroen zu ehren war der Vorwelt schöner Gebrauch, geben Sie mir auch diese Erlaubniß!" Damit ist der Grundton des Briefwechsels gegeben; was aber diesen Meinungsaustausch vor anderen Korrespondenzen Goethes auszeichnet, ist das politisch-historische Interesse, das ihn durchzieht: überall sind die großen staatlichen Geschehnisse zu spüren, von denen Europa damals erschüttert wird. Das kommt namentlich in unserer ersten Gruppe zur Erscheinung; ihren Hintergrund bildet die Katastrophe, die im Jahre 1806 über Preußen hereinbricht. Gewisse Pläne von Sartorius hängen eng mit ihr zusammen.

Er hat Goethe am 5. Dezember 1805 gebeten, sich für ihn zu verwenden, da ihm das Universitätsleben auf die Länge und der mündliche Vortrag seiner Gesundheit nicht zusage. Er hofft, einen „untergeordneten politischen Posten" von Rußland zu erhalten, und bittet Goethe um die Vermittlung seines Hofes. „An Rußland muß man sich anschließen; die Kleinen werden früher oder später sämmtlich zerdrückt."

Goethe beantwortet diesen Brief am 20. Juni 1806 von Jena aus auf der Reise nach Karlsbad, zu einer Zeit also, wo der preußisch-französische Krieg schon seine Schatten vorauswirft. Er berichtet, daß er jene Wünsche dem Herzoge mitgeteilt, der auch schon einige Schritte getan habe: „es ist aber alle Welt jetzt so im Zweifel und Ungewißheit, daß selbst dringende Entschlüsse überall aufgeschoben werden".

Am 9. August wird die preußische Mobilmachung befohlen. Immer mehr verdichten sich die Schatten, immer näher rücken

die Ereignisse. Sartorius, der Historiker, sieht sie scharf, gegenständlich, bleibt am Tatsächlichen haften und bringt mit frischer Unmittelbarkeit bezeichnende Einzelheiten über die Stimmung und Geschehnisse in Hannover, das zu jener Zeit von den Preußen besetzt wurde. Manch hartes Urteil fällt er über die preußische Organisation und über die „Räthe dessen, der von Friedrich dem Großen abstammt". Goethes Art zu schauen und zu urteilen steht in starkem Gegensatz dazu. Goethe sieht die zeitgeschichtlichen Ereignisse in einer eigentümlichen Entfernung, er streift sie nur in seinen Briefen, und nur hier und da glauben wir etwas wie Schmerz durch die Hüllen seiner Verschwiegenheit hindurchschimmern zu sehen. Nach der Mobilmachung scheint der Gang der Entwicklung eine Zeitlang zu stocken. Es vergehen mehr als drei Wochen, dann — am 3. September — wünscht Goethe in einem eigenhändigen Briefe, daß sich Sartorius mit dem russischen Gesandten in Berlin, dem Grafen von Alopeus, in Verbindung setzen und „über Weimar zu besagtem Gesandten eilen möchte". Er fügt indessen hinzu:

„Ob Sie es aber selbst räthlich oder unter jetzigen Umständen thunlich finden, muß ich Ihnen überlassen, da keine Gewißheit gegeben werden kann. Doch wo ist Gewißheit?"

Aber ehe Sartorius abgereist ist, rät Goethe in eigenhändigem Briefe vom 19. September von der Reise ab:

„Der Herzog ist heute nach Halle gegangen und übernimmt wahrscheinlich ein Commando. Überhaupt ist jetzt alles so zerstreut und im Augenblick versunken, daß niemand eine Theilnahme für sein besonderes Wesen hoffen noch erwarten kann."

Vier Wochen nach diesem Briefe findet die Schlacht bei Jena statt, und der Briefwechsel stockt für kurze Zeit. Sartorius nimmt ihn am 5. Dezember 1806 wieder auf:

„Nur ein paar Worte der freudigsten Theilnahme über die guten Nachrichten, die ich zu seiner Zeit durch Blumenbach und später durch öffentliche Blätter erhalten habe, daß Sie, mein verehrtester Gönner und Freund, so glücklich die unglücksvollen Tage überstanden haben und daß selbst die Zukunft sich Ihnen nicht ohne einige beruhigende Aussichten zeigt.

„Jetzt ist nicht die Zeit viel zu schreiben, sonst ließe sich manches

auch von hier erzählen. Man muß friedlichere Tage billig abwarten. Viel Hoffnung habe ich zu keiner Zeit auf die Nordischen Männer gesetzt, und somit beruhige ich mich auch leicht über die Unterbrechung oder gänzliche Zerstörung meiner anderen Plane, die Sie so gütig unterstützten.

„Dieß Blatt so wie dessen Beylage sollen überall nichts weiter, als die Unwandelbarkeit meiner Gesinnungen ausdrücken, so wie die Hoffnung, demnächst durch Ein Wort zu vernehmen, daß es Ihnen leidlich wohl gehe."

„Die „Beylage" sind zwei von Sartorius verfaßte Schriften: 'Von den Elementen des National-Reichthums und von der Staatswirthschaft nach Adam Smith', Göttingen 1806, und 'Abhandlungen, die Elemente des Nationalreichthums und der Staatswirthschaft betreffend', Göttingen 1806.

Goethes Antwort lautet, nachdem am 15. Dezember der Friede zwischen Frankreich und dem Herzogtum abgeschlossen war:

Weimar, den 26. December 1806.

Wenn ich mich der Zeit erinnere, da ich Sie einlud und Ihnen wieder abschrieb; so wird mir der schwankende Zustand recht gegenwärtig, in dem wir uns damals befanden, jenes Vorgefühl, das sich nun endlich in die traurige Gegenwart aufgelöst hat. Von dem Vergangenen ist uns fast nichts übrig geblieben als die Überzeugung, daß wir einander angehören, und so bleibt der Hinblick auf Gleichgesinnte, wohlmeinende Einzelne vor wie nach der beste Trost.

Nicht ohne Lächeln sah ich den Titel der interessanten Bücher, die Sie mir überschickten. Sie belehren uns über die Elemente des Nationalreichthums, und wahrhaftig wir sind bald wieder bey den Elementen, beym A B C, und es ist also recht gut, daß man uns an die Quellen hinweist, da unsere schönen breiten Teiche und Seen abgeleitet und ausgetrocknet werden. Gedenken Sie mein zu guter Stunde!

Daß ich durch die peinliche Zeit ohne großen Schaden durchgekommen bin, wissen Sie. Daß ich unter allen meinen Besitzungen für meine Papiere am besorgtesten war, werden Sie

als Autor begreifen. Ich lasse drucken, wie es nur gehn will, damit nur die Resultate so vieler Jahre nicht noch verloren gehen.

Leben Sie wohl und grüßen Sie die Wohlwollenden.

Goethe.

Die zweite Gruppe der neuen Goethebriefe umfaßt die Jahre 1809—1810.

Die Beziehungen zwischen Goethe und Sartorius waren inzwischen persönlicher geworden. Der Professor hatte 1805 Karoline v. Voigt geheiratet, die das geistige Leben ihres Gatten in lebendigem Verständnis bis zu seinem Ende geteilt hat. Sartorius und seine Frau fahren am 7. Oktober 1808 über Weimar nach Erfurt, um an den Tagen des großen Kongresses teilzunehmen, wo Napoleon die Fürsten Europas um sich sammelt. Doch schon am 10. Oktober klagt Sartorius:

„Wie gut es uns nun auch gehe, so sehnen wir uns doch aus diesen glänzenden und fürtrefflichen Umgebungen hinweg; denn seine Natur vermag der Mensch, er stelle sich auch wie er wolle, auf die Dauer nicht zu verleugnen. Eben darum aber ergeht an Sie, unsern Retter aus diesem Jammerthale, die gehorsamste Bitte, daß Sie die Gnade haben und uns einen Wagen aus Weimar herübersenden möchten, der uns aus diesem Glanz erlösen und in Ihr gastfreundliches Haus führen möge."

Es folgt ein achttägiger Besuch bei Goethe, der großes Gefallen an Frau Sartorius findet. In einem langen Brief an einen Verwandten, der im Oktoberheft 1899 der 'Deutschen Rundschau' unter dem Titel 'Ein Besuch bei Goethe' erschienen ist, berichtet sie mit köstlicher Ursprünglichkeit über jene Tage. Christiane war damals in Frankfurt.

Im Mittelpunkte unserer sieben Briefe aus den Jahren 1809 und 10 steht Goethes Arbeit an der 'Farbenlehre', die im Frühling des Jahres 1810 abgeschlossen und ausgedruckt wird und im Herbst 1810 erscheint.

Schon 1801 nach der Pyrmonter Reise hatte Goethe, durch Sartorius und den Professor der Jurisprudenz Hugo veranlaßt, in Göttingen einen Vortrag über Zweck und Ziel der

'Farbenlehre' gehalten; nun, mit dem Abschluß des 'Historischen Teils' beschäftigt, läßt er sich von dem Freunde wiederholt aus der Göttinger Universitätsbibliothek die Bücher schicken, die er dazu braucht.

Am 6. Juli 1809 äußert sich Goethe eingehender über Newton als jemals sonst in seinen Briefen. Er dankt für einen übersandten Band der Werke des Physikers Mariotte und fügt hinzu:

„Es füllt dieses Werk eine Hauptlücke aus in der Epoche, die ich jetzt bearbeite und die ich wohl die Hauptepoche nennen kann: denn es soll darin historisch gezeigt werden, wie sich Newton erst übereilt und dann verstockt; warum seine Gegner, ob sie gleich großentheils Recht gehabt, gegen ihn nicht aufkommen können, und wie seine Schule gleichfalls durch Übereilung, sodann durch Vorurtheil und Verstockung Fuß gefaßt und sich über die Welt ausgebreitet."

Gerade von den Göttinger Mathematikern mußte Goethe in der Tat leidenschaftliche Angriffe auf sein Werk erwarten. Sartorius hatte am 8. April 1810 geschrieben:

„Möge denn dieß Werk [die 'Farbenlehre'] bald erscheinen! Die Mathematiker stehn bereits in voller Rüstung und wollen durch $a + b = ab$ daran zu Rittern werden".

Und Goethe antwortet am 19. April:

„Durch Ihren lieben Brief vom 8ten ist ein alter Spaß bey mir los geworden, den Sie auch gleich wie er sich geformt hat, haben sollen."

Was das für ein „alter Spaß" sei, lehrt das Tagebuch, das am 18. April 1810 verzeichnet: „Kleines Gedicht 'Jäger und Koch'", und am 20. April: „An Hofrath Sartorius mit dem Gedichte von der Katzenpastete." Dieses Gedicht, im Briefe an Sartorius ohne Überschrift, handschriftlich auch 'Newton als Physiker' und 'Mathematiker und Physiker' genannt, zuerst gedruckt 1815, lautet (Werke 2, 200):

Bewährt den Forscher der Natur
Ein frei und ruhig Schauen,
So folge Meßkunst seiner Spur
Mit Vorsicht und Vertrauen.

Zwar mag in Einem Menschenkind
Sich beides auch vereinen;
Doch daß es zwei Gewerbe sind,
Das läßt sich nicht verneinen.

Es war einmal ein braver Koch,
Geschickt im Appretieren;
Dem fiel es ein, er wollte doch
Als Jäger sich gerieren.

Er zog bewehrt zu grünem Wald,
Wo manches Wildpret hauste,
Und einen Kater schoß er bald,
Der junge Vögel schmauste.

Sah ihn für einen Hasen an
Und ließ sich nicht bedeuten,
Pastetete viel Würze dran
Und setzt' ihn vor den Leuten.

Doch manche Gäste das verdroß,
Gewisse feine Nasen:
Die Katze, die der Jäger schoß,
Macht nie der Koch zum Hasen.

Das lustige Gedichtchen gibt in satirischem Gleichnis gewissermaßen die Quintessenz des 'Polemischen Teiles' der 'Farbenlehre'; so sagt denn auch Goethe im Begleitbrief vom 19. April:

„Auf Michael werde ich mit Vergnügen in Betrachtung ziehen, wie sich die Newtonianer gebärden, nachdem ich ihnen die Knöchelchen dieser alten Katzenpastete wohl gebleicht und mit pragmatischen Messingdrähten zum Skelett zusammengeworfelt vorgestellt. Der Streit wird hierdurch, wie Sie sehen, in die comparierte Anatomie gespielt, und ich meyne, die Herren werden nach ihrer hundertjährigen Manier versichern: das sey eben der rechte Hase, der sechs scharfe Schneidezähne und ein paar recht tüchtige Eckzähne von der Natur erhalten habe. Worauf ich dann freylich nichts zu antworten weiß."

Aber die erwarteten leidenschaftlichen Angriffe bleiben aus. Sartorius meldet am 6. August 1810:

„Unsere hiesigen Schützen halten sich aber bis jetzt ganz still,

und überall ist noch nichts zur öffentlichen Kunde gekommen, daß hier oder da man mit solchen Mordgedanken umgehe. Das aber können Sie als sicher annehmen, daß alle Mathematiker Banditen-Gesinnungen hegen."

Über solchen wissenschaftlichen Beziehungen kommen die rein menschlichen nicht zu kurz; sie sind durchströmt von warmherziger Freundschaft Goethes für das Ehepaar Sartorius.

In dem Briefe vom 9. Januar 1809, der im Tagebuch verzeichnet ist: „An Hofrath Sartorius nach Göttingen wegen abgeschickter Leuchter", schickt Goethe „grüne Armleuchter für die kleine Frau". Die Briefe vom 31. März und 21. Juni an Frau Sartorius danken der „lieben Frau für die vortrefflichen überschickten Mettwürste" und für einen Geldbeutel, der „nicht in die Gefahr kommt, durch den Gebrauch zerstört zu werden."

Am Schlusse des letzten Briefes heißt es:

„Nehmen Sie beyliegendes kleine Gedicht freundlich auf und lesen es in Ihrem Zirkel hübsch nachdrücklich vor."

Ein Nachwort erbittet den ersten Band der Werke des Physikers Mariotte aus der Göttinger Universitätsbibliothek. Sartorius erwidert am 30. Juni:

„Wegen Mariotte habe ich, alles wohl erwogen, es für besser gehalten, das Buch der Post anzuvertrauen, als eine Abschrift besorgen zu lassen, die viele Zeit, Kosten und überdem Unrichtigkeiten veranlaßt haben würde. Nach den Bulletins der Westphälischen Armee sind unserer Landsleute Waffen auch so siegreich, daß der ungestörte Posten-Lauf wieder eingetreten seyn wird.

„Wir danken für Ihr gütiges Andenken; die Romanze ist bereits den Freunden mit dem gehörigen Nachdrucke mitgetheilt worden. Jetzt lehrt sie die Mutter ihrem Kinde, welches besonders die Stelle, wo das Kleine das Horn der Ziege faßt, mit unnachahmlicher Wahrheit zu geben versteht.

„Der Minister Reinhard ist vor einigen Tagen hier bey uns gewesen, als seine Reise in des Königs Hauptquartier zu Sondershausen ihn hier durchführte. Vielleicht kommt er auch in Ihre Gegenden und früher noch als dieses Blatt. Zu bedauern war es, daß sein hiesiger Aufenthalt so kurz war, indeß ist die

erste Bekanntschaft doch gemacht, und diese, wie so vieles, verdanke ich Ihrer wohlwollenden Gesinnung.

„Wenn die ganze Fläche vom Wasser bedeckt ist, so greift man ängstlich nach allem, vielleicht rettet dieß oder jenes, vielleicht verläuft sich das Gewässer, vielleicht geht man unter. Wer kann sagen, daß er jetzt fest stehe? Nehmen Sie deßhalb nochmahls für die schnelle Erfüllung meiner Bitte den herzlichsten Dank.

„Indem ich dieß Blatt schließen will und einen Blick auf das Paket werfe, entsteht die Frage: wie ich des Wachstuchs Farbe benennen soll? Mögen Sie denn die Streitfrage entscheiden, ich nenne sie kurz und gut: grünlich-blau.

„Ihnen und den Ihrigen empfehlen wir uns alle zu fortdauerndem Wohlwollen."

Aus dieser Antwort geht hervor, daß jenes „kleine Gedicht" 'Johanna Sebus' gewesen ist: Goethe hatte an Frau Sartorius einen der in Jena im Mai 1809 hergestellten Einzeldrucke geschickt.

Weiter zeigt dieses Schreiben, daß alte Pläne wieder bei Sartorius aufgetaucht sind. „Warum sollte es nicht gehen, daß man den Professor der National-Oeconomie und der Finanzen auch zugleich in den Staatsrath setzte?" fragt er am 17. Januar 1810. Er hofft auf die Vermittlung des Grafen Reinhard, jenes französischen Diplomaten deutscher Herkunft, der zu dieser Zeit von Napoleon zum Minister Jerômes, des Königs von Westfalen, ernannt worden war. Aber alle seine Pläne — er denkt daran, in preußische Dienste zu treten — zerschlagen sich durch die politischen Verhältnisse: „Ich bin zufrieden, daß man meine Dienste zur Aufrechthaltung eines Staats ausschlägt, dessen Fortdauer so problematisch ist" (8. April 1810).

Ein Brief Goethes vom 4. November 1809 ist ein Begleitschreiben zu den 'Wahlverwandtschaften':

„Das Büchlein mit dem eben ausgesprochenen wunderlichen Titel wird schon längst bey Ihnen angekommen seyn. Ich hoffe, Sie haben es um seinet- und des Autors willen freundlich aufgenommen."

Die Empfehlung von Freunden und Bekannten ist ein Bindeglied zwischen Göttingen und Weimar. Goethe gibt einem

Professor Znosko aus Wilna ein Schreiben mit, in dem es heißt (Briefe 30, 128):

„Mögen Sie ihm wie überhaupt, so auch insbesondre um meinetwillen ein freundliches Gesicht machen, so stehe ich zu ähnlichen Gegengesichtern wieder zu Diensten."

Und Sartorius antwortet am 18. Dezember 1809:

„Endlich trat der Ehrenmann mit dem Schreiben auf in dem Augenblick, als meine Frau mir einen gesunden Jungen geboren hatte: wie hätt' ich ihm nicht ein freundlich Gesicht machen sollen? ... Hiermit ist aber die Geschichte noch nicht zu Ende, das Beste kommt noch nach. Da Sie so unerwartet mit Ihrem Schreiben dazwischen gekommen, so sieht dieß meine Frau als einen höhern Fingerzeig an, daß Sie auch zu Gevatter stehn sollen, und, Sie mögen nun wollen oder nicht, der Junge wird Wolfgang heißen."

Es ist der zweite Sohn des Göttinger Freundes, Wolfgang, der später als Geologe bekannt geworden ist. Goethes Antwort, in der er die Patenschaft annimmt, ist leider verloren. Die Beziehungen zwischen Goethe und den „lieben Gevattern" werden aber durch dies Band noch enger.

In einem Briefe vom 3. Oktober 1809 empfiehlt Goethe den jungen Arthur Schopenhauer, der zum Studium nach Göttingen geht, nachdem er sich seit dem Ende des Jahres 1807 in Weimar durch Privatunterricht zum Universitätsstudium vorbereitet hatte:

„Der Überbringer dieses [ist] Herr Schopenhauer, ein Sohn der Frau Hofrath Schopenhauer, der die weimarsche Societät so vieles schuldig ist und der ich nicht versagen kann, gegenwärtiges Schreiben zur Empfehlung des jungen Mannes zu erlassen, welcher Studien halber nach Göttingen geht.

„Möchten Sie ihn, theurer Freund, gütig aufnehmen und ihm bey seiner Einrichtung mit gutem Rathe beystehen. Übrigens muß ich ihm selbst überlassen, inwiefern er Ihr Wohlwollen verdienen und eine fortgesetzte Aufmerksamkeit von Ihrer Seite sich erwerben kann."

Goethe war dem jungen Manne gelegentlich im Salon seiner Mutter begegnet; aber, so sagt Schopenhauer selbst in seinem

'Curriculum vitae' von 1819: er „pflegte den Jüngling nicht anzureden", und auch nach unserm Briefe will es scheinen, als ob Goethe den jungen Studenten mit einer gewissen Zurückhaltung, mehr der Frau Schopenhauer zu Gefallen, empfiehlt und sich über seine Fähigkeiten und Eigenschaften nicht ganz klar ist. Dieselbe Vorsicht ist auch noch spürbar in einem Briefe an F. A. Wolf vom 28. September 1811 (Briefe 22, 171):

„Er [Schopenhauer] hat eine Zeitlang in Göttingen studiert, und soviel ich mehr durch andere als durch mich selbst weiß, hat er sich's Ernst sein lassen. In seinen Studien und Beschäftigungen scheint er einigemal variiert zu haben."

Auch hinter dieser Briefgruppe steht, ebenso wie hinter der des Jahres 1806, der düstere machtvolle Hintergrund großer Ereignisse: der Krieg Frankreichs mit Österreich. Allerdings gebietet die Rücksicht auf die Briefzensur in den Äußerungen Vorsicht, die Sartorius zweifellos als peinlichen Zwang empfunden haben wird.

Am 31. März 1809, neun Tage vor der Kriegserklärung Österreichs an Frankreich, schreibt Goethe an Frau Sartorius:

„Von uns ist nicht viel zu sagen, als daß wir in dem alten Gleise fortleben, manches thun und wenig vor uns bringen, und über die irdischen Dinge aber so ungewiß sind als andere auch."

Am 30. Juni, dem Tage der Schlacht bei Wagram, an Sartorius:

„Indessen wird man uns nichts Besonderes sieden und braten, da die ganze Welt auf eine eigene Weise gesotten wird."

Am 14. Oktober wird der Friede zu Wien abgeschlossen. Goethe schreibt am 4. November:

„Von diesem Geringfügigsten spring' ich zum Wichtigsten und wünsche zu dem nunmehr bestätigten Frieden Glück. Das Wie und Was, scheint es, erfahren wir etwas später! Der König von Sachsen war bey seiner Durchreise hier heiter, gesprächig und guten Muths, woraus man denn das Beste für unsern Himmelsstrich auguriert. Möge für uns alle sich etwas Gutes aus dieser Ruhe des Augenblicks entwickeln!"

Aber Sartorius, der von diesem Kriege wohl erhofft hatte, er würde Umwälzungen schaffen in den Verhältnissen des König-

reiches Westfalen, zu dem Göttingen gehörte, antwortet niedergedrückt am 26. November 1809: „Alles, auch das Schlimmste, kommt mir nicht unerwartet; allein bey den verdoppelten Schlägen kann man oft des Unmuthes sich nicht erwehren. Unter den Ruinen sich verschütten zu lassen ist hart."

So ist auch hier, wie schon in der ersten Briefgruppe, die verschiedene Art, die europäischen Ereignisse zu schauen, unmittelbar zu spüren. Sartorius nimmt sie als Deutscher und Hannoveraner und durchaus konkret, Goethe mit jener eigentümlichen, fast geheimnisvollen Verhaltenheit, die Völkerschicksale geringer wertet als das Schicksal des einzelnen, zu reinem Menschentum aufstrebenden Individuums.

Die dritte Gruppe der neuen Briefe umfaßt die Jahre 1814 und 1815.

Seltsam ist es, daß im Jahre 1811 eine lange Unterbrechung des Gedankentausches entsteht. Vielleicht waren es äußere Hindernisse, die sich zwischen die Freunde stellten: Unruhen der Zeit, Truppendurchzüge, Briefsperre; vielleicht war es auch die Andersartigkeit der politischen Anschauungen, die jeder bei dem andern empfand, ohne daß der Gegensatz ausgesprochen worden wäre.

Nach dieser Pause, die die einzige in dem 28 Jahre lang währenden Briefwechsel geblieben ist, durchbricht Goethe das Schweigen am 24. Januar 1814 mit einem eigenhändigen Schreiben (wir geben die Stelle nach dem Original, nicht nach dem Konzeptdruck Briefe 24, 123):

„Dieser Brief soll gleich einer Schaufel den physischen Schnee, der sich jetzt zwischen uns legte, und die politischen Windweben, die uns bisher trennten, bey Seite räumen und Bahn machen, damit ich wieder von meinen lieben Freunden und Gevattern, von ihrer werthen Nachkommenschaft und all den theuren Göttinger Freunden und Bekannten etwas vernehmen möge."

Mit alter Lebhaftigkeit durchzieht der briefliche Verkehr die Jahre 1814 und 1815. Es sind die Jahre der Rhein- und Mainreisen Goethes und seiner Arbeit am 'Divan'.

Wiederum machen sich die politischen Ereignisse mächtig fühl-

bar. Und wiederum, wie schon 1806 und 1809, hängen für Sartorius gewisse persönliche Angelegenheiten eng mit ihnen zusammen. Der Wunsch praktischer Tätigkeit besteht bei ihm weiter. Ein Gespräch mit der Herzogin von Oldenburg, Katharina Paulowna, einer geborenen Großfürstin von Rußland, der späteren Gemahlin Königs Wilhelm I. von Württemberg, veranlaßt ihn im Frühling 1814 zu einer Schrift, die Vorschläge einer neuen deutschen Reichsverfassung enthält. Sie erregt Goethes volle Aufmerksamkeit bei einem Besuche des Freundes in Weimar vom 14. April bis 2. Mai 1814.

Im Juni erhält Sartorius von Goethe, der damals in Berka weilt, die Aufforderung, sogleich nach Weimar zu kommen: der Herzog wolle ihn dem weimarischen Gesandten zum Wiener Kongreß als gelehrten fachkundigen Beirat zugesellen.

Von Berka aus — das ist der erste neue Brief der dritten Gruppe — heißt Goethe am 9. Juni Sartorius in Weimar willkommen; da sich aber der Beginn des Kongresses verschiebt, so schreibt Goethe ein zweites Mal am 20. Juni:

„Ich habe also weiter nichts zu melden als das, was sich von selbst versteht, daß ich mich herzlich freue, Sie wiederzusehen und Ihnen zum großen Geschäft meinen Segen zu ertheilen. Ich habe zwar dringende Einladungen erhalten, auch nach Wien zu kommen, kann es aber nicht über mich gewinnen, mich wieder in eine Welt zu stürzen, der ich längst entsagt habe."

Der Kongreß wird aufs neue verschoben; nach kurzem Aufenthalte in Weimar, dem zweiten dieses Jahres, kehrt Sartorius nach Göttingen zurück.

Am 24. Juli teilt Goethe dem Freunde seine Reisepläne mit; er werde nicht, wie anfangs verabredet war, Eilsen und Göttingen aufsuchen, sondern nach Wiesbaden gehen. Er schließt:

„Gott erhalte Sie, insofern er von einem Diplomaten nach seiner allerheiligsten Natur Notiz nehmen darf."

Und endlich fügt er hinzu im Hinblick auf die im Juli gedruckte 'Italienische Reise' und die Redaktion der ersten vier Bände seiner Werke:

„Übrigens haben wir auch verschiedene poetische und andere Streiche ausputzen lassen."

Sartorius erwidert am 5. August 1814:

„Meine Kleine weint ihre bittersten Thränen, daß ihr Herr Gevatter Wiesbaden den Schwefelquellen von Eilsen vorgezogen hat und ihr die Freude versagt, ihn bey sich zu bewirthen. Ich tröste sie mit der Zukunft; aber was hilft es mir, sagt sie, daß Du immer nach Weimar gehst und mit den Hofdamen schön thust, die wollt' ich Dir gern lassen, wenn mir der Herr Gevatter nur nicht untreu geworden wär'. Lassen wir sie! Recht mag sie haben; aber wir Diplomaten wissen auch, daß zufolge der unerforschlichen Rathschlüsse der nicht immer recht behält, welcher recht hat. — Mir ist Wiesbaden über alle Maßen trefflich bekommen; des Aufenthalts daselbst vor zwey Jahren erinnere ich mich froh und dankbar. Das Trinken des Wassers hat mir, wie ich glaube, noch bessere Dienste als das Baden gethan. Wäre ich nicht an das verdammte dürre Holz gebannt, von welchem herab ich täglich drey bis vier Stunden der wißbegierigen Jugend eine Weisheit predige, die ich in meiner Eigenschaft, als Diplomat, nicht drucken lassen und in andern Kreisen nicht immer sagen darf, so würde ich sogleich den Stab ergreifen und zu Ihnen eilen. Da dieß nun einmahl nicht thunlich ist, so lasse ich von Zeit zu Zeit, außer der mündlichen Rede, ein Blatt wie beyliegendes drucken und schlage ein Schnippchen in der Tasche.

„Tausend Dank für die Nachrichten, die mir Ihr letztes Blatt gegeben. Herr Geh. Rath von Voigt schreibt mir, Sie würden vielleicht den Rhein hinab, dann hinüber und nach Aachen gehen. Geschieht dieß, so wollen Sie dort sagen, daß ich, durch einige hinzugenommene Hülfsstunden, in der ersten Hälfte Septembers meine Vorlesungen beendigt haben würde und weitere Befehle erwartete. Gerüchte laufen im Lande um, zufolge welcher die Zusammenkunft in W[ie]n. früher Statt haben könnte.

„Meinen eingegangenen Urlaub von London, auf unbestimmte Zeit nach W[ie]n. mit dem H[erzog]. zu gehen, habe ich, wenn mir recht ist, schon früher gemeldet. Wie man mir schreibt, so hat man geglaubt, daß ich auf diese Weise und auf dieser Seite in die Deutschen und die Europäischen Verhältnisse, durch die nordöstlichen Verbindungen, wenn der Himmel günstig wäre, besser eingreifen könnte, als wenn ich mit der Hannöverschen

Gesandtschaft aufträte; dieser hat man deßhalb nunmehr Herrn v. Martens zugegeben, welcher die Westphälischen Flecken durch reichlich vergossene Thränen abgewaschen hat.

„Die Stimmung in H[annover]. ist wie zu L[ondon]. für unsere Wünsche günstig genug, und wenn nicht Alles gelingt, so ist zu bedenken, daß auch der Mächtigste nicht immer kann, was er will.

„Sollten Sie den Rhein hinabgehen, so werden Sie nicht versäumen, unsern Freund, den Merkur, zu Coblenz zu begrüßen. Er hat uns in seinen letzten Blättern bewiesen, daß der blaue Rock und das Eiserne Kreuz die einzig zu billigende Tracht für die Bewohner zwischen der Spree und der Weser sey; die Rothröcke hier im Lande wollen aber von dieser neuen Kleiderordnung nichts hören.

„Mir geht es wohl, ich bin heiter, und verzweifle ich an nichts, nur spür' ich ein Brennen unter den Fußsohlen, und möcht' ich, da auch die Hände zucken, gar zu gern mit eingreifen. Wie gern hätte ich die Hoheit nach Franzenbrunnen begleitet! Nun sitz' ich hier. Zwey Herren kann der Mensch nicht dienen. Das aber weiß ich wohl, daß Sie mir auf die rechte Bahn geholfen haben, die mir im Ganzen mehr zusagt als das dürre Holz. Wer vermag in die Zukunft zu schauen, da noch immer List, Krieg, Unterdrückung, Glaube und Liebe sich bunt unter einander herumjagen." [1])

Am 12. September findet sich Sartorius wieder in Weimar ein und tritt am 14. die Reise nach Wien an. Aber die Arbeit,

[1]) Anmerkungsweise einige Erläuterungen zu diesem Briefe. Das beiliegende gedruckte Blatt ist wahrscheinlich eine Flugschrift, die Sartorius im Jahre 1814 anonym unter dem Titel erscheinen ließ: 'Über die Vereinigung Sachsens mit Preußen. Von einem Preußischen Patrioten'. — „nach Aachen gehen": wo sich Herzog Karl August aufhielt. — Herr v. Martens, früher Professor in Göttingen, dann 1808 Staatsrat des Königreiches Westfalen, wurde 1814 zum Hannoverschen Kabinettsrat ernannt und der Gesandtschaft zugeteilt. — „Unser Freund, der Merkur" ist Joseph Görres, der Herausgeber des 'Rheinischen Merkurs'. Goethe ist erst 1815 mit ihm zusammengetroffen. Sartorius war ein Gegner seiner extrem nationalistischen Richtung. — „Die Rothröcke": die Engländer. Seit 4. November 1813 stand Hannover wieder unter englischer Herrschaft. — Die „Hoheit" ist die Erbprinzessin Maria Paulowna, die am 2. August 1814 mit ihrem Gatten auf drei Wochen nach Franzensbad abgereist war. — „List, Krieg . . . Glaube und Liebe": Anspielung auf das damals noch ungedruckte Festspiel 'Des Epimenides Erwachen'.

von der er so viel gehofft hat, befriedigt ihn nicht, und die Verhältnisse des Wiener Kongresses widern ihn an (17. November 1814): „Wir werden hier in einer Hexenküche geschmort, gegen welche die, so im 'Faust' zu schauen steht, eine Art von boudoir ist... Gott aber wolle Sie vor solcher Hexenküche bewahren; wie weise haben Sie gehandelt, nicht hierher zu kommen!"

Schon am 14. Dezember wird er in Hannover zum Mitglied der allgemeinen Ständeversammlung gewählt und verläßt Wien.

Aus dem Jahre 1815 waren bisher drei Briefe Goethes an Sartorius bekannt; sie gehörten alle der ersten Hälfte des Jahres an. Der neu aufgefundene vom 20. Oktober vervollständigt den Jahresertrag.

Am 11. Oktober ist Goethe von der zweiten Rhein- und Mainreise wieder in Weimar eingetroffen. Der zweite Sommer auf der Gerbermühle liegt hinter ihm und klingt in allen Briefen dieser Monate nach. So, wenn er dem Urfreunde Knebel am 21. Oktober berichtet, er sei seit vier Monaten „als ein Ball von mehr guten als bösen Ereignissen hin und wieder geworfen worden"; so auch in dem Briefe an Sartorius vom Vortage. Er spielt auf die Geschichte des Propheten Habakuk an, der, wie das apokryphische Buch 'Der Drache von Babel' erzählt, von einem Engel ohne seinen Willen fortgeführt wird zur Löwengrube Daniels:

„Nun aber ward ich wie Habakuk mit meinem Mustopfe zwar nicht in eine Löwengrube, aber doch an Orte geführt, wo man sich so leicht nicht losmacht, und so kehrte ich am Ende nicht über Heiligenstadt und Mühlhausen, sondern über Würzburg und Meiningen zurück, in die bekannte Burg, mit allerley Spolien, besonders aber mit einer klaren und heiteren Anschauung des Rhein- und Maynlebens."

Im übrigen deckt sich dieser umfangreiche Brief in einigen Stellen, z. B. im Bericht über die Arbeit am 'Divan', in der Ankündigung der 'Reise am Rhein, Main und Neckar' mit dem Schreiben an Knebel vom 21. Oktober.

Damit schließt die Reihe der neuen Goethebriefe. —

Der Brieftausch Goethes mit Sartorius ist ununterbrochen weitergegangen bis zu dessen Ableben im Jahre 1828. Ein Brief an Frau Sartorius vom 12. August 1830 ist der Ausklang dieser Freundschaft: Frau Sartorius ist im Jahre 1830 ihrem Gatten in den Tod gefolgt.

Abgesehen von dem kurzen Aufsatz Goedekes ist bisher noch niemals der Versuch gemacht worden, die Beziehungen zwischen Goethe und Sartorius ausführlich darzustellen. Hier liegt eine schöne Aufgabe vor; besonders aber verlangt der Briefwechsel beider vollständige Veröffentlichung.

Wenn auch nach den Notizen der Postsendungen und des Tagebuches nicht wenige Briefe Goethes als verloren gelten müssen — auf Grund einer mißverstandenen Verfügung soll beim Aufräumen der Sartoriusschen Papiere eine Reihe den Flammen übergeben worden sein —, so besitzen wir doch heute sechsundvierzig Briefe Goethes an Sartorius und Frau.

Die Gegenbriefe der Göttinger aber liegen vollständig im Weimarer Archiv; auch sie verdienen wohl, der Öffentlichkeit zugänglich gemacht zu werden. Denn Sartorius war nicht nur ein bedeutender Historiker und warm empfindender Mensch: er sah und erlebte auch eine große Zeit, gewaltige Umwälzungen, an denen er leidenschaftlichen inneren Anteil nimmt. Es ist der Freund Goethes, es ist der hervorragende Gelehrte, es ist aber auch der Zeuge einer machtvoll bewegten Epoche, dessen Briefe als Dokumente des Zusammenbruchs und Aufstiegs der Vergessenheit entrissen werden sollen.

Die geistesgeschichtliche Stellung der Naturforschung Goethes

Von Walter Jablonski (Charlottenburg)

Die Frage nach der geistesgeschichtlichen Stellung einer naturwissenschaftlichen Lebensleistung wird heute nicht mehr so sinnlos erscheinen wie gegen das Ende des neunzehnten Jahrhunderts. Denn die herkömmliche strenge Scheidung zwischen Naturwissenschaft und Geisteswissenschaft (Windelband, Rickert) war ebenso praktisch verhängnisvoll wie theoretisch irreführend. Sie machte die Geisteswissenschaften blutlos und überlieferte die Naturwissenschaften einem dünnen Materialismus, und sie verbaute überdies den Weg zur Erkenntnis, daß die sogenannte „voraussetzungslose" Naturforschung auf ganz bestimmten, zum Teil recht engen und oft sehr anfechtbaren philosophischen Voraussetzungen beruhe. Jede Fragestellung an die Natur, so auch das dürftigste Experiment, entstammt einer wohl zu bezeichnenden Haltung des Forschers, und der Wert der Kenntnisse, die ein Gelehrter zutage fördert, ist stets von dem Grade der Echtheit seines Wesens bestimmt.

Goethes naturwissenschaftliche Arbeit, die zwar nicht als Protest gegen die scharfe Trennung von Natur- und Geisteswissenschaft gedeutet werden kann, diesen Protest aber in sich schließt, wurde von den Vertretern des „Faches" meist als ein erratischer Block in ihrem Gebiet betrachtet und mit sichtlichem Mißbehagen gemieden. Aber selbst wo man ihr ernste Liebe entgegenbrachte, sah man in ihr meist nur die Befriedigung eines persönlichen Dichterbedürfnisses und räumte ihr Bedeutung ein nur innerhalb des individuellen Goethischen Lebens, im Bereiche einer gültigen Wissenschaft aber nur insoweit, wie ihre Ergebnisse mit dem gerade erreichten Stande des an-

erkannten Wissens übereinstimmten. Es ist demgegenüber unsere Aufgabe, die Goethische Naturforschung als geistige Tat innerhalb der Geschichte der abendländischen Menschheit zu verstehen. So wollte Goethe selbst seine Arbeit gewertet wissen. Wiederholt, am großartigsten in seiner 'Geschichte der Farbenlehre', späht er nach Vorgängern für sein Verfahren aus, um auf diese Weise eine Überlieferung nachzuweisen. Die Tendenz der 'Geschichte der Farbenlehre' läßt sich grob in die Worte zusammenfassen: die Art, wie ich die Dinge betrachte, ist so alt wie die Menschheit und so dauernd wie sie.

Ehe wir darangehen, die geschichtlichen Quellen der Goethischen Forschung aufzuzeigen, müssen wir darlegen, auf welche verschiedenen Arten sich im geistigen Leben Tradition vollzieht und in welchem Sinne man bei Goethes Naturwissenschaft von Tradition reden kann. Das, was man in der Wissenschaft gewöhnlich als Tradition bezeichnet, besteht in einer Weitergabe fester Kenntnisse und Fertigkeiten, die, losgelöst von der Person des Überliefernden wie des Aufnehmenden, grundsätzlich von jedem an jeden erfolgen kann. Die Menge des Mitteilbaren wächst von einer Generation zur andern; werden auch gelegentlich einige Tatsachen im Laufe der Zeit ausgeschieden, so werden doch meistens deren mehrere hinzugefügt. In gerader Linie, von Geschlecht zu Geschlecht geht der Weg dieser Tradition, die Menge des Sachwissens stetig mehrend, welches von vielen als Inbegriff des Wissens überhaupt betrachtet und in seinem Wachsen als Ausdruck eines stetigen Fortschreitens des menschlichen Geistes gewertet wird. Die menschliche Tiefe und Weite eines Forschers geht in diese Tradition nur zum kleinsten Teil ein. Von dieser Entwicklung allein ist in den meisten Darstellungen der Geschichte der Naturwissenschaft die Rede.

Dagegen ist gerade die überpersönlich menschliche Leidenschaft die Kraftquelle der andern, der lebendigen Tradition, die der mechanischen gegenübergestellt sei. Hier finden wir menschlichen Drang, der sich an einer entschwundenen menschlichen Gestalt entzündet und steigert, der im Anschauen einer Tat vergangener Zeit sich selbst entdeckt und sich selbst vollendet. Hier kann der Funke scheinbar verbindungslos über lange Zeit-

räume überspringen, und es ist verhältnismäßig gleichgültig, welcher Vorrat an Sachwerten übernommen wird, wenn nur der Kern, der im dahingegangenen Täter, Dichter oder Forscher wirkte, rein erfaßt und zu neuer Fruchtbarkeit geweckt wird. In bald schwachen, bald hoch emporgehenden Wogen steigt diese lebendige Tradition im Laufe der Geschichte stoßweise empor, um nur selten in ganz vollkommene Gestaltung zu gerinnen und dann das Vorbild nicht abzuspiegeln, sondern in neuer Lebendigkeit wieder zu schaffen. Unvermutet werden, infolge einer Gleichheit der schöpferischen Bedingungen, Anknüpfungspunkte an Unbeachtetes sichtbar, und scheinbar umstürzlerisch neue Betrachtungsweisen können sich auf Uraltes berufen, eben weil ewige menschliche Möglichkeiten immer wieder zur Verwirklichung drängen, oder, Platonisch ausgedrückt, weil die Ideen unsterblich sind und nur die sie spiegelnden Erscheinungen wechseln.

So wurden pseudoaristotelische naturwissenschaftliche Schriften zur Zeit Friedrichs des Staufers, Platons Werke beim Aufblühen der Renaissance, Shakespeare im achtzehnten Jahrhundert plötzlich Helfer zur Ausprägung des eigensten Wesens und Wissens einer bestimmten Gruppe von Menschen.

Noch eine dritte Art der Tradition sei erwähnt. Sie hat eine Ahnung, aber kein Wissen von den tieferen Voraussetzungen menschlichen Schaffens, sie sucht daher echt menschliche Werte zu fassen, weiß sich aber ihrer nur zu bemächtigen, indem sie sie versachlicht und mechanisiert. Sie erkennt nicht, daß es eben des seltenen günstigen Augenblickes bedarf, um den Herzschlag vergangener Größe wirklich zu verstehen, sie sucht aus dem Seltenen eine kursierende Münze zu schlagen, die zwar unterirdisch, aber genau so geradlinig und rational weitergegeben wird wie das Sachwissen der mechanischen Tradition. Im ganzen hat diese okkulte Tradition viel mit großen Namen und Dingen gearbeitet, um sie — soweit es in ihrer Macht stand — zu banalisieren. Trotzdem kann es geschehen, daß ein kluger Forscher in diesem Sammelbecken zuweilen einen wichtigen Fund tut und so etwas Erstarrtes wieder zum Leben erweckt. In unserer Zeit hat der Paläontologe Dacqué manches derartige okkulte Geraune für

die Wissenschaft fruchtbar gemacht; doch scheint er nicht stets die Geister zu beherrschen, die er beschworen hat.

Der Weg der mechanischen Tradition führt abseits von Goethes Naturforschung. Wollen wir deren Herkunft aufzeigen, so dürfen wir uns nicht an diejenigen Erkenntnisse halten, in denen die Naturwissenschaft ihre nach heutigem Urteil „klassische" Ausprägung erfahren hat. Die geschichtlichen Wurzeln der Goethischen Forschung müssen wir in denjenigen Epochen suchen, in denen die Trennung in einzelne Wissenszweige noch nicht vollzogen war, in denen vielmehr das geistige Leben eines Volkes, jung und kräftig, noch eine Einheit bildete, aus der sich die Betrachtung der außermenschlichen Natur erstmalig mit ehrfürchtigem Schauer herauslöste. In solchen Zeitabschnitten stoßen wir auf menschliche Haltungen, die derjenigen der naturwissenschaftlichen Schriften Goethes zutiefst verwandt sind, und die Übereinstimmung der menschlichen Haltung ist ja das Bestimmende in der lebendigen Tradition. Daß wir es bei unserem Überblick weniger mit Vertretern eines engumzirkten Faches als mit Beherrschern weiter Bereiche des Könnens und Wissens zu tun haben werden, spricht keineswegs gegen die streng wissenschaftliche Bedeutung ihres Werkes. Denn es ist ein nur schlecht begründetes Vorurteil, daß demjenigen auf einem bestimmten Gebiete besonders zu trauen sei, dessen Blick in die engen Gehege einer Sonderbeschäftigung gebannt ist.

Während des Aufblühens einer geistigen Welt steht, wenigstens insoweit wir unseren Blick auf Europa beschränken, der Mensch als ethische Macht im Mittelpunkt des Denkens und Handelns. Entweder mehr als Ich oder mehr als Du, entweder stärker als eigene Seele oder als fremder Leib zieht der Mensch Betrachtung und Streben auf sich. Handelt es sich um eine im Grund lebenbejahende geistige Bewegung, so wird der menschliche Leib in seiner körperlich-geistigen Einheit als Offenbarung des Göttlichen vor allem Gegenstand der Verehrung. Der menschliche Leib wird am reinsten erfaßt durch das Auge, und so sind diese Jugendepochen der Geschichte vom Auge als dem „schärfsten der Sinne" (Platon), dem „geistig reinsten Sinn" (Shakespeare), dem „Fürsten der Sinne" (Lionardo) bestimmt.

Wenn die Trunkenheit des Sehens weitergreift von der menschlichen Gestalt auf die umgebende Natur, auch in ihren Formen den ewigen Sinn aufspürend, dann ist der Augenblick gekommen für eine Naturbetrachtung und Forschung, welche die geschauten Erscheinungen nicht zerstört, sondern sie mit Liebe empfängt und „kräftig in sie dringt“, um gerade in ihnen das göttliche Gesetz zu erkennen. Für eine solche Naturbetrachtung war im abendländischen Denken die Möglichkeit erstmalig zur Zeit Platons gegeben. Eine neue, aus starker Erschütterung geborene Bewegung war so weit gewachsen, daß sie das ganze All vom menschlichen Herzen bis zum Kreisen der Sterne mit ihrem Feuer durchglühen, mit ihrer Begeisterung umfassen konnte, und die sondernden Kräfte des Geistes waren genügend entwickelt, um in der Zurückführung des Alls auf eine Substanz nach Art der ionischen Naturphilosophen keine Befriedigung mehr zu finden.

Der Einwand, daß die Platonische Ideenlehre in ihrer gedanklichen Folge natur- und lebensfeindlich sei, kann hier nur gestreift, nicht ausführlich widerlegt werden. Denn mag immerhin gegenüber den ewigen Ideen der sicht- und tastbaren Körperwelt ein geringeres Maß von Wirklichkeit zukommen: der Weg zum Erfassen der Idee geht unmißverständlich und klar vorgezeichnet von diesen (irdischen) schönen Dingen gleichsam auf Stufen empor, und es kann unmöglich im Sinne einer Philosophie liegen, dasjenige zu verlästern, dessen liebende Erfassung unerläßliche Bedingung für die Besitznahme des höchsten überhaupt erreichbaren Gutes ist. Welche Art von Naturforschung in der Richtung Platonischer Philosophie läge, wird erkennbar werden, wenn wir uns Züge aus dem Platonischen Schöpfungsmythus kurz vergegenwärtigen. Es bedarf nicht des Hinweises, daß dieser Mythus nicht als Wissenschaft, auch nicht als Anfang einer solchen ausgegeben werden soll. Aber er zeigt uns im Bilde die Seelenlage, von der aus ein Platoniker an die Erforschung der Natur gehen konnte.

Als ein beseeltes und geistiges Wesen hat der Schöpfer dieses cht bare Weltall geschaffen; beseelt aber ist für Platon das sich elb st Bewegende und aus sich selbst Schöpferische. Da dem De-

miurgen das schönste aller denkbaren Wesen und das in allen Stücken vollkommene, die Idee des Guten, als Vorbild diente, dem er seine Schöpfung möglichst ähnlich zu gestalten suchte, so gründete er das All als eine Einheit und eine Ganzheit. Die vier Elemente haben sich, von Liebe (φιλία) durchdrungen, so gemischt und verbunden, daß außer dem Schöpfer niemand den Weltleib auflösen kann. Die von allen Gestalten vollkommenste und mit sich selber gleichartigste, die Kugelform, wurde dem All als die ihm gebührende und verwandte zuteil. Als bewegtes Bild der Ewigkeit herrscht über die Schöpfung die gemäß der Zahl fortschreitende Zeit. Und alle Ideen, welche der Geist dem „lebendigen Wesen", der höchsten Idee, innewohnen sieht, sind auch in der sichtbaren Schöpfung enthalten. Als sichtbare Götter kreisen die Gestirne, deren unerschütterliche Bahnen wir betrachten sollen, um die ihnen verwandten Kreisbahnen unseres Geistes nach diesem Vorbilde zu ordnen. Landbewohnende, wasserbewohnende und luftdurcheilende Lebewesen sind von den gewordenen Göttern geschaffen worden gemäß der Weisung des Demiurgen, der für den unsterblichen Teil des Geschöpfes Samen und Urkeim darreichte, die Vereinigung mit dem sterblichen Teile aber den vielen Gottheiten überließ. Die Gestalt des Alls nachahmend, schufen die Götter den Menschen, dessen Seele, zuerst vernunftlos, während des Wachstums die Aufgabe hat, ihre Bewegungen zur vollen Harmonie mit den Gesetzen des Ganzen zu stimmen. Die Sinnesorgane, vor allem die Augen, die Lichtbringer, denen wir den größten Gewinn danken, sowie die Ohren sind dem Menschen verliehen, damit er die Schönheit des Kosmos und die Gabe der Musen erfassen und ihnen die Maße für das eigene Tun entnehmen könne.

In die verschiedenen Arten der Tiere wurden in zweiter Geburt diejenigen verwandelt, die während des Lebens von der Idee des Menschen abgefallen waren. Beseelt sind nicht nur die Tiere, sondern auch die Pflanzen, auch sie den menschlichen verwandte Wesen. Die Urstoffe der Materie, der von den Ideen befruchteten „Mutter" oder „Amme" des Werdenden, der Voraussetzung aller sinnlichen Veränderung, bestehen aus einfachen mathematischen Körpern, welche wiederum zuletzt aus Drei-

ecken zusammengesetzt sind. Der ganze Weltbau in seiner Vollendung ist „Abbild des Denkbaren, wahrnehmbarer Gott“.

Dieses dem ʻTimaiosʼ entnommene Bild werde ergänzt durch Schilderungen aus dem viel früher entstandenen ʻPhaidonʼ. In einer Höhlung der Erde wohnen wir Menschen; wir sehen Dinge wie Farben nur in trüber Verhüllung. Könnten wir die ganze Erde in ihrer wahren Gestalt von oben schauen, so würde es uns ergehen wie Lebewesen, die, auf dem Grunde des Meeres sich aufhaltend, Sonne und Sterne nur im Spiegel des Wassers gesehen haben und plötzlich an die Luft emporsteigen: im strahlenden, durchsichtigen Äther läge die Erde vor uns, schwimmend in den köstlichsten Farben unserer Edelsteine, ja selbst die mit Wasser und Luft gefüllten Höhlungen erglänzten in einer bunten Mischung aller Farben. Auf dieser Oberfläche wachsen besondere Bäume und Früchte; ebenso sind Gebirge und Steine von schönerer Bildung als hier in unserer Höhle. Den Menschen und Tieren, die dort leben, ist Luft das gleiche, was uns Wasser ist, und was uns die Luft ist, das ist ihnen der Äther. Die Witterung ist dort so glücklich, daß die Menschen ohne Krankheit leben und viel älter werden als wir, und ihre Sinne sind von einer uns versagten Feinheit und Schärfe. In ihren Hainen und Tempeln wohnen die Götter leibhaftig, und Stimmen und Weissagungen werden ihnen von den Göttern zuteil. Im Innern der Erde, die sich als Kugel im Himmel schwebend erhält, wälzen sich die von den Dichtern genannten Höllenflüsse und breiten sich die unterirdischen Seen.

Mag immerhin in dieser Beschreibung Platons der uns zugänglichen Natur die Rolle eines düsteren Gegenbildes besserer Stätten zugewiesen sein: selbst hier, im Rahmen des ʻPhaidonʼ, in dem die Wage der Platonischen Philosophie mehr nach der lebenverneinenden Seite ausschlägt als vorher und später, ist unsere „Höhle“ von der besseren Erde nur dem Grade, nicht der Art nach unterschieden. Gesteigert ist jede Eigenschaft dort oben, reiner die Farbe, glühender der Glanz, dauernder das Leben, größer die Gottnähe. Aber alle Züge sind unserer Erde entnommen; nur indem wir die Schönheit unserer Erde eindringlich schauen, gelangen wir zur Vorstellung von jenen „lichten Sitzen“.

Versuchen wir es, aus der sich in solchen Bildern ausdrückenden Seelenverfassung die Art der ihr gemäßen Naturforschung abzuleiten, so finden wir Hilfe in einigen Bemerkungen Platons, die geradenwegs auf die Methodik der Naturwissenschaft gerichtet sind.

Im 'Phaidon' erzählt Sokrates von seinen jugendlichen Bemühungen um die Naturgeschichte. Auf der Suche nach der Ursache des Werdens, Bestehens und Vergehens aller Dinge in ein Stadium der Ratlosigkeit gelangt, erhoffte er Aufschluß in den Büchern des Anaxagoras, der ja, wie man erzählte, alles Seiende aus der göttlichen Vernunft abgeleitet hatte. Doch welche Enttäuschung wurde dem Sokrates da bereitet! Anstatt daß Anaxagoras, mit seinem Erklärungsprinzip Ernst machend, die Richtigkeit, Güte und innere Vernunft jedes Dinges nachwies, führte er eine Naturerscheinung auf die andere zurück, bis er schließlich etwa bei der Luft, dem Äther oder dem Wasser landete. Damit war dem Sokrates das Wesen eines Dinges nicht wirklich begreifbar geworden. Das sei ebenso, als wenn man zwar im allgemeinen behaupte, Sokrates tue alles, was er tue, aus Vernunft; im einzelnen aber, bei der Erklärung einer bestimmten Handlung, etwa seines Verbleibens im Gefängnis der Athener trotz der Gelegenheit zur Flucht, mache man Stellung und Spannungszustände von Knochen und Sehnen verantwortlich. Nun ist es ja klar, daß diese Erklärungsweise, selbst auf dem Boden des nun einmal gewählten Prinzipes, oberflächlich und falsch ist. Aber wenn wir, immer die Linie des Anaxagoras einhaltend, Seelenzustände des Sokrates, seine Überlegung und seinen Entschluß anführten, ja selbst wenn wir, den Worten des Sokrates folgend, behaupteten, nur weil die Athener es für gut hielten, ihn zu verurteilen, halte er es für das beste, zu bleiben: haben wir dann die wahre Meinung des Sokrates erfaßt? Im Verfolge des Dialogs wird es klar: nicht durch Rückführung einer Erscheinung auf eine andere ergründet man die wahre Ursache (*τὸ αἴτιον τῷ ὄντι*), sondern jedes Ding ist darum groß oder klein oder schön, weil es an der Gestalt (*εἶδος*), dem Wesen (*ἰδία οὐσία*) oder, um das Wort anzuführen, das vom Griechischen ins Deutsche übergegangen ist, an der Idee des Großen,

Kleinen oder Schönen teilhat. Nur dieses Aufsteigen von der Erscheinung jedes Naturdinges zu seiner Idee, dies wäre in Wahrheit eine Erkenntnis. So liegt die wahre Ursache für den Tod des Sokrates in der Gestalt des Weisen, in dem Sinn seines Lebens, das einen solchen Tod brauchte, um sich ganz zu vollenden. — Es liegt hier nicht eine Verwechslung vor der beiden Begriffspaare Grund und Folge, Ursache und Wirkung. Platon kennt die Kausalkette, er kennt Ursache und Wirkung sehr genau; aber er hält nur eine Erkenntnis für wertvoll, die in der Erscheinung die Idee begreift.

Ist hier im 'Phaidon' die Erforschung der Kausalzusammenhänge abgelehnt, so wird später, im 'Timaios', ein umfassenderer Standpunkt vertreten. Es werden wiederum zwei Arten (*εἴδη*) von Ursachen unterschieden, die notwendige (*τὸ ἀναγκαῖον*) und die göttliche (*τὸ θεῖον*). Zwar ist die Erkenntnis der göttlichen Ursachen das eigentliche Ziel eines Lebens, das zur Eudaimonie gelangen will; aber auch um die notwendigen Ursachen müssen wir uns bemühen, denn ohne diese können wir die göttlichen „nicht erkennen noch erfassen, noch irgendwie ihrer teilhaft werden". Also auch die Einsicht in die schlichte Ablaufsfolge der Ereignisse wird als erstrebenswert bejaht, sofern nur dabei das höhere Erkenntnisziel nicht aus dem Blickfeld verschwindet.

Einer Seite der Platonischen Weltbetrachtung muß noch gedacht werden, und das ist die Anwendung der Zahl auf Erscheinungen der Natur und des staatlichen Lebens. Die vier Elemente verbinden sich zum Leib der Welt nach einfachen Proportionen; schwieriger sind schon die Zahlenbeziehungen bei der Mischung der Weltseele, und vom Schimmer des Geheimnisvollen ist bis heute die Hochzeitszahl des Staates umgeben. Schon diese Beispiele lassen fühlen, daß es sich bei den Platonischen Zahlen um etwas grundsätzlich anderes handelt als um das Verfahren der neuzeitlichen mathematischen Physik, als deren Vorläufer man wohl auf Grund äußerlicher Analogien Platon hinzustellen versucht hat. Die Frage nach dem Verhältnis von Zahl und Idee im Platonischen System ist eine der schwierigsten seiner Philosophie und mag hier unerörtert bleiben. So viel aber ist gewiß: jede Zahl hat bei Platon ihren eigenen

Sinn und ihr besonderes Leben, sie ist noch voll von den Schauern, die sie in der Stunde ihrer Geburt ausstrahlte und von denen uns eine Ahnung durch Bachofens Entdeckungen vermittelt wird. Die Platonische Zahl ist „das Bild eines kosmisch geordneten Geschehens", und die „zahlenmäßige Erfassung der Welt soll die Dinge nicht berechenbar und technisch beherrschbar, sondern in ihrer eingeborenen Schönheit sichtbar machen" (Singer). Hiermit ist der Gegensatz zur modernen Physik gezeigt.

Es ist nicht schwer, die Umrisse einer Naturwissenschaft zu zeichnen, wie sie von der Platonischen Philosophie gefordert wird und wie sie auch der Auffassung Goethes entspricht. Die Erforschung der Kausalzusammenhänge ist erwünscht, sofern sie den Stoff bietet für eine tiefer dringende Betrachtung. Ganz sinnlos aber ist das Zurückführen der höheren Phänomene auf niedere, etwa des Lebens auf die Gesetze der Mechanik oder des menschlichen Seelenlebens auf die Lebensäußerungen von Tier und Pflanze, obwohl auch diese beseelt und mit uns verwandt sind. Denn die Dinge der sichtbaren Welt verkörpern die ewigen Ideen, „wie sie sind und wie viele", und Erkenntnis der Ideen in ihrer Eigenart bildet den Gegenstand des echten Wissens. Da jedes Wesen in seiner zeitlichen Entwicklung eine zeitlose Idee darstellt, so wird es notwendig, die aufeinanderfolgenden Stufen des lebendigen Sichwandelns genau zu verfolgen und zur Einheit zusammenzuschauen. Diese Einheit ist nicht aus Stücken aufzubauen, sondern eben als Unteilbares zu erfassen. Im 'Theaitet' nämlich findet sich die Behauptung, daß das Ganze (τὸ ὅλον) vom Gesamten (τὸ πᾶν) verschieden und nicht aus Teilen zusammenzusetzen sei. Das Phänomen ist nicht in einem Formelschwall zu verhüllen oder „durch Kalkul abzutun", sondern es soll klar in seinem So-Sein stehenbleiben und zur Idee hinleiten.

Die bezeichnete Forschungsrichtung auf die Idee hin würde Kant wahrscheinlich als „Abenteuer der Vernunft" betrachten und vor ihr warnen. Denn für ihn war es ein Einwand gegen eine Wissenschaft, wenn sie, den sicheren Hafen der allgemeinen Zugänglichkeit verlassend, Wagemut erforderte. Für Platon und

Goethe verlohnte es sich nicht, eine andere Wissenschaft zu treiben. Platon empfand die im Bereiche seines Geistes mögliche, durch umfassende, das Einzelne durchdringende Betrachtungen anerkannte Naturerkenntnis als im tiefsten Gegensatz stehend zur mechanistisch-atomistischen Wissenschaft seiner Zeit. Wenn die Legende berichtet, Platon habe alle Werke des Atomistikers Demokrit, deren er habhaft werden konnte, verbrennen wollen, so hat sie die Unvereinbarkeit Platonischer Haltung mit mechanischer Naturauffassung richtig erfühlt und im Bilde bewahrt. Und ebenso wie die Fortschrittsgläubigen und Erfolganbeter des neunzehnten Jahrhunderts die Feindschaft Goethes gegen Newton nur als Blindheit und Halsstarrigkeit, bestenfalls als Ausfluß eines „poetischen" Gemütes zu deuten vermochten, so mögen sie auch Platons Haltung gegen den atomistischen Materialismus rückständig und eng nennen. Aber es ist klar, daß Platon wie Goethe einer dem eigenen Wesen entsprechenden, den Sinn der unzerstückelten Gestalt deutenden Naturwissenschaft den Boden bereiten mußten. Daß beide Männer fast ausschließlich eine atomisierende Naturforschung an der Herrschaft fanden, von der sie sich im Innersten abgestoßen fühlten und der sie daher kein wesentliches Material für ihren Bau entnehmen mochten, ist der Grund für die von den Nachgeborenen so gern bespöttelte Unzulänglichkeit einzelner ihrer naturwissenschaftlichen Thesen.

Die unmittelbaren Nachfolger Platons allerdings, die Mitglieder seiner Akademie, haben die Kraft ihres Denkens und Forschens weitab von sinnlicher Lebensbetrachtung in eine durchaus abstrakte Richtung gelenkt. Sie knüpften an die Altersarbeit ihres Meisters an, und waren die späteren, subtil dialektischen Dialoge Platons schon der verstandesmäßigen Sicherung und immer erneuten Behauptung jener Wahrheiten gewidmet, die ihm vom Eros im Zustande der Mania während seiner entscheidenden Lebensjahre geoffenbart worden waren, so rückte seiner Schule die dialektische Schärfe und Akribie immer mehr in den Mittelpunkt der Philosophie, indessen der ursprüngliche Kern, wenigstens soweit die schriftlichen Zeugnisse ein Urteil zulassen, seine befeuernde Macht einbüßte. Dieser Strömung in der Akademie gegenüber die Platonische Fülle und Sinnlich-

keit zurückzuerobern, so wie sie aus dem 'Lysis' und dem 'Gastmahl', dem 'Phaidros' und dem 'Staat' und dem 'Timaios' spricht, schien die Sendung desjenigen großen Platonikers zu sein, der sich zum immer entschiedeneren Gegner der Platonischen Philosophie entwickelte.

In dem Gedankenbau des Aristoteles verlieh das Griechentum kurz vor seiner Auflösung dem eingeborenen Drange zur Form und zur Wirklichkeit noch einmal überschwenglichen Ausdruck. Der Stagirit, der, in Athen seinen Wohnsitz aufschlagend und die besten Überlieferungen seiner Wahlheimat in sich aufnehmend, so fern war von einer ihm zuweilen nachgesagten Spezialistenenge und Kathederpedanterie, daß er nichts peinlicher verabscheute, als den Eindruck eines Banausen, das ist eines Fachmenschen zu erwecken, der Stagirit suchte mit der ganzen Macht seines genialen Verstandes die Form als Eidos ganz in das einzelne, sicht- und greifbare Ding hineinzuziehen. Nur insoweit jedes Wesen geformt ist, hat es Existenz, die Form allein reißt es aus der Möglichkeit in die Wirklichkeit, sie ist der Materie gegenüber das Frühere, und sie ist das Dauernde; nur sie ist es auch, die wir an dem Einzelding, dem *τόδε τι*, durch die Begriffe unseres Denkens zu erfassen vermögen, während der Stoff, die *ὕλη*, als „logosfremder Rest“ unerkennbar bleibt. Wirklichkeitsnah eben durch die Hinwendung zum Einzelding, strebt das Aristotelische System andererseits auf einer Stufenleiter der Formen, von denen die niedere stets Materie der höheren ist, empor zu einer Form der Formen, zu dem nur durch sich selbst bestimmten, sich selbst denkenden Nus. Die Bewegung jedes Dinges zur möglichst vollkommenen Verwirklichung und Verkörperung seiner Form hin, seine Zielstrebigkeit, das Eidos mit Bezug auf die Bewegung, heißt Entelechie; im Eidos hat jedes Ding das *τέλος*, das Ziel der Bewegung inne, und das *τέλος*, das Ziel, ist gleichzeitig das wahrste Sein. Die Entelechie als „Grundprinzip der Veränderung“ ist für die organische Welt letztlich die gleiche wie für die in göttlicher Harmonie schreitenden Himmelskörper. Von diesem Blickpunkte aus mußte dem Aristoteles eine mechanistische Erklärung der Zweckmäßigkeit im Naturgeschehen,

sei es für die Sternenbahnen, sei es für die Lebewesen, sinnlos erscheinen. Wie sich jedes einzelne auf seine Form als auf sein Ziel und sein Wesen zugleich hinbewegt, so bewegt sich das Ganze auf Gott hin, wie der Liebende vom geliebten Gegenstande angezogen. Die irdische Natur ist nicht göttlich, sondern dämonisch; sie strebt zum Gotte, ist aber nicht selbst Gott.

Die Seele ist die Entelechie eines natürlichen, der Möglichkeit nach belebten Körpers, die Entelechie aber im ganzen All wirksam; das All ist beseelt und in gewisser Art ganz von Leben erfüllt. Aristoteles erkennt die Welt als eine Einheit, die wandellos, ewig und räumlich endlich ist; er leugnet die Existenz anderer Himmel als des uns sichtbaren, ebenso wie er den Gedanken an eine Erschaffung der Welt ablehnt, und ihm ist die Gestirnwelt ein großer sichtbarer Gott. Nach echt griechischer Art sieht er das Leben des Alls in großen Zyklen verlaufen, anfanglos und endlos stets im gleichen ungeheuren Kreise schwingend. In allem Geschehen erfaßt er etwas Fließendes, ein Kontinuum, und es ist ihm zuwider, die lebendige Kontinuität nach Art der Atomisten in abgegrenzte Teile zu zerlegen. Den Phänomenen sucht Aristoteles Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, er will sie retten (*σῴζειν τὰ φαινόμενα*), ohne auf der schwankenden Brücke der Hypothesen allzu weit hinter sie zu dringen, und jedenfalls ist er dort am lebendigsten, wo er, wie in der Abhandlung über die weissagenden Träume, schlicht seine Beobachtungen mitteilt, anstatt Konstruktionen zu wagen. Allerdings ziemt uns auch bezüglich seiner kühneren Erklärungsversuche Bescheidenheit; denn wenn er in seiner Schrift 'Von Langlebigkeit und Kurzlebigkeit' das Leben als feucht und warm, Alter und Tod als kalt und trocken bezeichnet, so gedenken wir der Anschauung eines zeitgenössischen Biologen (Ehrenberg), daß der Weg vom Leben zum Tod in einer immer vollkommeneren Durchstrukturierung der ursprünglich bildsamen, lebendigen Materie bestehe.

Auf die eingehende Betrachtung der Phänomene wurde Aristoteles gewiesen durch die Fülle seiner gesunden Sinnlichkeit. Der vornehmste Sinn war ihm wie jedem Griechen das Auge, auf dessen Wahrnehmung er höheren Wert legte als auf jede andere (*τὸ ὁρᾶν αἱρούμεθα ἀντὶ πάντων*), und zwar deshalb, weil ge-

rade sie vom Gegenstande die deutlichste Erkenntnis vermittelt und eine Menge von unterscheidenden Beschaffenheiten an ihm erschließt. Jedes Denken scheint ihm an ein anschauliches Vorstellen gebunden, und die Erkenntnis metaphysischer Wahrheiten wird durch eine Art geistigen Schauens vermittelt. Neben dem Lobe, das er dem Auge zollt, ist für die plastische Begabung des Griechen charakteristisch die Eindringlichkeit, mit der er die Bedeutung des Tastsinnes hervorkehrt, von dessen Ausbildung innerhalb der menschlichen Gattung Begabtheit und Unbegabtheit allein abhänge.

Nicht nur ein sicheres Auge und ein feines Tastwerkzeug bei Gesundheit aller übrigen Sinne bildete für Aristoteles die Grundlage des Forschens: die runde, richtige Menschengestalt diente ihm als Norm, die ihn durch alle Gefahren des Zweifels und der Unsicherheit geleitete. Wie ihn die Betrachtung eines vor ihm stehenden lebenden Menschen bei der Aufstellung seiner Kategorien bestimmt hat, so blieb er nach dem Worte des Wiener Philologen Theodor Gomperz ein Humanist auch als Naturforscher. Der „treffliche Mann" liefert den Maßstab, und seine Lust, die Lust des mit sich Einigen und vom Zwist der verschiedenen Seelenteile Verschonten, bedeutet die Lust überhaupt. Der „treffliche Mann" ist ein griechischer und ein adliger Mensch. Er muß sich bewähren; denn „in Olympia werden nicht die Bestgebauten und Kräftigsten bekränzt, sondern die Kämpfer". Er muß zu zürnen wissen, um nicht die Natur eines Sklaven zu zeigen, während die Scham nur der Jugend, nicht dem reifen Alter ziemt. Er muß endlich in seinen Trieben gesund sein, weil die Einsicht allein nichts in Bewegung setzt.

Nur wenn man das Maß der vollkommenen Menschengestalt im innersten Bezirke des Aristotelischen Denkens ragen sieht, wird die häufig als Ausfluß feiger Kompromißsucht getadelte „Philosophie des Mittleren" verständlich. Mag auch zuweilen eine Unfähigkeit der unbedingten Bevorzugung der „Mitte" zugrunde liegen: wo Aristoteles das Richtige in das Vermeiden zweier Extreme setzt, in der 'Politik' wie in der 'Ethik', da denkt er nicht an die laue Mittelmäßigkeit des zu keinem Aufschwung bereiten Bürgers, sondern an den jeder Einseitigkeit enthobenen, das

3*

göttliche Maß in sich tragenden Leib eines Siegers im Agon. Die besten Bedingungen zum Erzeugen solcher Männer begrenzen auch die Ausdehnung des Staates, dessen Bürgerversammlung nicht zahlreicher sein darf, als daß eines Herolds Stimme sie ohne besondere Anstrengung beherrschen kann.

Der Rhythmus des Staatslebens darf ebensowenig durch noch so großartige Ausnahmemenschen innerhalb seiner Grenzen gestört werden, wie ein Maler einen noch so schönen Fuß von unproportionierter Größe seinem Gemälde einfügen würde. Die bevorzugte Stellung des Griechenvolkes wird aus seines Landes Mittellage zwischen dem kraftvollen, aber rohen Norden und dem erschlaffenden, jedoch Kunstfertigkeit begünstigenden Orient hergeleitet. Den Sinn für das Maß bewährt Aristoteles endlich in der Achtung vor der Überlieferung; in aller Tradition ahnt er echte Weisheit der Urheber, der es nachzuspüren gilt.

Trotz dieser Fülle formbejahender und sinnenstarker Elemente in seinem Werke war die Lebensarbeit des Aristoteles hauptsächlich darauf gerichtet, dasjenige Gebilde zu zerstören, das wir als die reinste Verkörperung des sinnlich-geistigen Gestaltungstriebes gefeiert haben, die nach der sophistischen Sturzflut in Hellas noch möglich war: die Platonische Idee. Die Platonischen Ideen waren geschaute geistige Wirklichkeiten, von ihrem Finder in tiefster menschlicher Erschütterung mit dem ganzen Leibe als lebendige Einheiten erfahren. Sie waren in dem Augenblicke ihres Sinnes beraubt, in dem man ihnen mit einer Sonderkraft, mit dem bloßen Verstande oder mit dem bloßen Gefühle, rechnend oder phantasierend, nahte. Dies zu tun war aber der Weg des Aristoteles, von ihm wohl nicht eigenmächtig gewählt, sondern ihm durch die geschichtliche Bedingnis seiner Zeit vorgezeichnet. Wenn nach Werner Jaeger, dem wir uns im folgenden um so lieber anschließen, als wir durch die Wahl dieses Führers dem Vorwurf einer Parteinahme gegen Aristoteles am besten entgehen werden, das Aristotelische Denken sich zum Platonischen verhält wie der anatomische Atlas zur plastischen Menschengestalt, so ist es im besonderen sein Verfahren gegenüber der Idee gewesen, sie mit der Sonde und dem Seziermesser des analysierenden Verstandes „aus ihren Bestandteilen abzuleiten“ ('Meta-

physik") und somit zu töten. Das Eidos ist die intellektualisierte Idee (Jaeger), das, was übrigblieb, wenn man sie von ihrem menschlich-einheitlichen Boden löste. Es mag dahingestellt bleiben, ob selbst im Aristotelischen Sinne viel damit gewonnen war, wenn an die Stelle des Ideenreiches der unbewegte Beweger trat; sicher ist, daß dem Eidos die machtvolle Triebkraft der Idee nicht innewohnte, daß die Harmonie des Bogens, der mit sicherem Schwunge zwischen den Polen der Erscheinung und der Idee ausgespannt war, vernichtet wurde. Die Polarität, diese Triebfeder Platonisch-Goethischer Naturbetrachtung, ging verloren. Mit der Zerstückelung der Idee mußte die ganze Einheit griechischen Lebens, wie sie in Platon sich zum letztenmal offenbart hatte, zerfallen. Das wissenschaftliche Denken löste sich vom religiösen Fühlen und trat bald zu ihm in Gegensatz, neben dem Staat erhob sich eine „Gesellschaft", die Ethik trat selbständig der Politik an die Seite, der Mythos bildet mit dem Logos nicht mehr die untrennbare Einheit, es unterschied sich die praktische Vernunft von der theoretischen, die Areté des Ethos von der Areté des Geistes, die bürgerliche Ethik sonderte sich von der metaphysischen. Wie Aristoteles z. B. die Tragödie von ihrer mythisch-heroischen Grundlage löste, wie der Mythos zersetzt wurde in Poesie und Begriffe, so trennte er die Philosophie, die bei Platon in ihrer letzten Auswirkung bei den Lenkern des Staates eigentlich mit der Politik identisch war, endgültig vom Staatlichen. Das Private gewann gegenüber dem Gemeinsamen an Gewicht, die Religion wurde etwas Persönliches, und wenn es für Platon eine schwere Not bedeutete, daß sich der Philosoph seiner Zeit, wie bei schwerem Unwetter hinter einer Mauer Schutz suchend, aus dem Wirren des staatlichen Getriebes in den engen Kreis der Betrachtung zurückziehen mußte, um echt und rein zu bleiben, so wurde von Aristoteles der Bios theoretikós, das beschauliche Leben, als höchster Wert gepriesen.

Dergestalt hatte Aristoteles nach dem Zerfällen der Platonischen Idee an Stelle des einheitlichen Ganzen eine Fülle von Teilen vor sich, und hierdurch wurde seine wissenschaftliche Arbeit bestimmt. Die abstrakt-analytischen Grundkräfte seines Wesens, die ihn zum Henker aller früheren göttlichen Philo-

sophien machten, als den ihn etwa Giordano Bruno haßte, betätigte er in einem großartigen Teilen und Ordnen, im Zusammensetzen und Systematisieren, im Sammeln und Aufreihen. Wie er etwa glaubt, Zahl und Art der möglichen Tierformen durch Kombination der Teile zu ermitteln, wie er den Staat aus den einfachsten Bestandteilen aufbaut, so zerstückelt er andererseits die Platonische Weltseele bis zum Verschwinden ihres lebendigen Wesens. Ihm, dem großen Leser, dem ersten, der eine stattliche Bibliothek sein eigen nannte, kam es auf das Sammeln möglichst vieler Einzelheiten an, die Empirie wurde zum Selbstzweck, und wenn Platon stets vom Einzelnen zum Ganzen strebte, so war Aristoteles auf die möglichste Vollständigkeit gerichtet. Daß die Wissenssumme vieler Menschen einen Wert bedeute, dieser Gedanke ist erst seit Aristoteles möglich geworden; denn die Idee war vom einzelnen zu erschauen, nie aber durch Wissensfülle mehrerer zusammenzusetzen. So haftete seinem gewaltigen Weltgebäude doch schließlich etwas Mechanisches an, das besonders in der Sphärentheorie zur Geltung kommt; so trennte sich in ihm die „logistische Wissenschaft" (Koigen) von ihrem ethischen Mutterboden, die Wissenschaft, von der er es rühmend hervorhebt, daß sie an keine Zeit und keinen Ort gebunden sei, daß sie also des vom Griechen früher für jedes Tun als notwendig erkannten Kairos entbehren könne. Aristoteles wurde zum Spezialisten in der Logik, dem das methodische Interesse über das anschauliche ging, dem „Strenge" ein höchstes Ziel war; mit ihm gelangt das Ideal der Einzelwissenschaft ans Licht. So sehr überwog der Forscher in Aristoteles zuweilen den Gestalter und den Sinnesmenschen, daß er das ungriechische Wort zu schreiben vermochte: „Kraft, Schönheit und Statur sind nur ein Gelächter, ohne allen Wert." Zutiefst bezeichnend für diese Wissenschaft ist die Angabe, daß sie wohl mit der Verwunderung anfange, in ihrem Fortschreiten aber die Verwunderung aufhebe: eine Platonische Wissenschaft konnte das Wunder des Seins nur immer eindringlicher ins Bewußtsein heben.

Es dürfte möglich sein, die menschlichen Gründe für diesen Zerfall des Platonischen Kosmos zu erahnen. Die Gestalt des Stifters der von Platon verkündeten Welt, Sokrates, versank im

Kreise des Aristoteles, wie übrigens auch innerhalb der Platonischen Akademie, und Philosophen früherer Zeiten wie Pythagoras traten als Vorbilder an seine Stelle. Immer aber ist es ein Zeichen für das Erlahmen des geistigen Auftriebes, wenn, statt des der eigenen oder der jüngst vergangenen Zeit angehörenden, tätige Gefolgschaft fordernden Führers, Helden vergangener Perioden, deren Gestalt wegen der Zeitenferne weniger Verpflichtendes und Gebietendes hat, als Vorbilder angepriesen werden; nur vom zeitgenössischen großen Menschen empfangen auch versunkene Größen ihre umwandelnde Kraft. War Sokrates aus dem Blickpunkt gerückt, so schwand auch der Eros, der sich an ihm entzündet hatte. An die Stelle des Eros trat die Freundschaft, die Philia, und so gewiß auch die Ausführungen über die das Daseinsgefühl erweiternde Freundschaft zum Schönsten des Aristotelischen Werkes gehören, die Freundschaft, die sogar den Wunsch nach Gottwerdung des einen Freundes ausschließt, weil ja dann der andere freundlos zurückbleibe, die befeuernde Gewalt des Platonischen Eros besitzt die Philia nicht. Nur der Eros führt zur Idee hin, und die Idee muß notwendig fallen, wenn der Eros gewichen ist. Nicht mehr „im Platonischen Eros, sondern in dem Trieb, selbst zu erkennen und andere zu lehren," hat die Forschung des Aristoteles ihre Wurzel, und aus der Lebensgemeinschaft, dem *συζῆν*, wird im Lykeion die Universität im modernen Sinne, eine Organisation der Wissenschaften und der Studiengänge. Darum liegt über dem ganzen Werke des Aristoteles, nicht nur über seinem nationalen Willen, ein Zug tragischer Resignation, und auch sein im Alter wieder wachsender Hang zum Mythos ist ein Ausdruck dieser Resignation; denn Aristoteles ergreift nicht wie Platon im mythischen Gebilde die höchste Wirklichkeit, sondern er sucht im Reiche der Sage Entlastung vom Drucke der Einsamkeit des Alters.

Die Hinterlassenschaft des Aristoteles birgt eine fast unübersehbare Fülle des Wissens auf allen Gebieten, besonders in allen Zweigen der Naturwissenschaft. An erster Stelle ist es die Biologie, die ihm die Beschaffung eines ausgedehnten Tatsachenmaterials verdankt. Aber der Menge des Gewußten und Durch-

dachten fehlt die durch die Platonische Idee gestiftete Einheit von Sein und Sinn, Sein und Wert. Deshalb fehlt seinen Darstellungen bei aller stets neu zu bewundernden Sachkenntnis die letzte Einfachheit, Durchsichtigkeit und Leuchtkraft, die etwa der 'Pflanzenmetamorphose' Goethes das Gepräge verleihen. Wie dem Aristoteles nur die logischen Axiome einerseits, die Einzelwahrnehmungen andererseits vollkommene Gewißheit zu besitzen schienen, so bot er in reichem Maße Einzeltatsachen und Abstraktionen; aber die Platonisch-Goethische Mitte, in der sich Einzelnes und Allgemeines vermählen, lag nicht in seinem Bereich. So konnte es geschehen, daß die Aristotelische Schule bald in einen traurigen Verfall geriet und daß auch die von ihm bekämpfte mechanische Naturerklärung bei seinen Nachfolgern wieder Geltung erwarb. Aristoteles wurde der geistige Führer aller Zeiten, die zwischen Einzelding und Begriff, zwischen Stoff und Gedanken, zwischen Körper und Geist schwankten, ohne zur Einheit des Leibes zu gelangen; so war er vor allem der unbestrittene Herrscher im Gedankengebiete des späteren Mittelalters seit Thomas von Aquino, während das frühe, kräftigste Mittelalter weit mehr unter dem Einfluß Platons stand. Insbesondere wurde er (nach Werner Jaeger) „zum Archegeten jener Reihe universaler Forscher, die mit der alexandrinischen Philologie des Kallimachos und Aristarch anfängt und sich seit der Renaissance alle paar Jahrhunderte in einzelnen überragenden Gestalten des Scaligerschen Typus fortgesetzt hat". Es ist in diesem Zusammenhange bemerkenswert, daß Goethe in seiner 'Geschichte der Farbenlehre' den Scaliger durchaus ablehnend beurteilt: „Er hält sich auf der Seite des Aristoteles, die Platonischen Vorstellungsarten wollen ihm nicht einleuchten. Da er aber keinen eigentlichen Standpunkt hat, so ist es auch nur ein Hin- und Wiederreden, wodurch nichts ausgemacht wird."

Goethe ist mit Aristoteles verbunden durch die Liebe zum Konkreten, zur Tatsachenfülle und zum Sinnlich-Wahrnehmbaren. Auch im Kampfe gegen Atomismus und Mechanismus hat er an des Aristoteles Seite seinen Platz. Im Gegensatz aber zu dem großen Organisator und Sammler steht er durch seine Ablehnung des Systematisierens und Schematisierens, der rohen

Empirie wie der voreiligen Hypothesenbildung. Alles, was Goethe gegen Analogien und Hypothesen sagt, geht wo nicht gegen Aristoteles, so doch gegen den Aristotelismus in der Wissenschaft.

Den Kampf zwischen Platonismus und Aristotelismus durch die Zeiträume zu verfolgen, ist hier nicht die Aufgabe.

Das Mittelalter kam seiner ganzen geistigen Struktur nach für eine echte Naturforschung nicht in Betracht. Erst wieder durch die Renaissance war der Boden für eine den Sinn der Erscheinung erfassende, zur Idee vordringende Naturwissenschaft bereitet. Die Natur war ihres verdächtigen Charakters entkleidet, sie war wieder verlockend, rein und groß geworden; das Menschenbild war neu entdeckt und wurde voller Inbrunst verehrt, und damit war das Wissen um das Wesen der Gestalt als der Offenbarung der Idee in der Erscheinung neu erwacht. Platon trat wieder ans Licht, wenn auch durch mannigfache neuplatonische Verbrämungen noch entstellt. Und es traf sich, daß ein Mann, der als Künstler zu den Begründern der Hochrenaissance gehörte, einen großen Teil seines fünfundsiebzigjährigen Lebens auf eine leidenschaftliche Erforschung der Natur verwandte.

Groß und mächtig ist die Naturauffassung, die aus Lionardos da Vinci Schriften zu uns spricht. Der Quell aller Geschehnisse, die „Kraft", ist eine geistige Energie, die den Körpern, ihnen innewohnend und mit ihnen verschmolzen, ein tätiges Leben von merkwürdiger Macht gibt, alle geschaffenen Dinge zu Veränderung der Form und der Lage zwingt und, sich ständig wandelnd, mit Wut ihrem ersehnten Tode zueilt. Zaudern macht sie groß, und Schnelligkeit macht sie schwach. Wie sie aus der Gewalt geboren ist und durch Freiheit stirbt, so verzehrt sie sich um so rascher, je größer sie ist. Sie wird mächtiger, wo sie größeren Widerstand findet. Der Körper, in welchem sie, die „Verwandlerin der verschiedenen Formen", geboren wird, wächst nicht an Gewicht noch an Form. Mit Leidenschaft spricht aus diesen Sätzen, die, viel Unbezweifelbares enthaltend, im einzelnen natürlich an der von Lionardo als wichtigstem Erkenntniswege gepriesenen Erfahrung nachgeprüft werden müssen, die Überzeugung, daß die Materie einem geistigen Prinzip unter-

worfen sei. Das ist die metaphysische Grundlage, die — ebenso unbeweisbar wie der Glaube an Druck und Stoß kleinster Teile als einzige „Wirklichkeit", an die Ableitbarkeit der „phänomenalen" Wandlungen aus „Lageveränderungen wandelloser Stoffbestandteile" (Gomperz III S. 85) — der Forschung Lionardos den Antrieb verleiht. Die Notwendigkeit im Naturverlauf, an die er ebenso glaubt wie die berühmten Forscher des 17. Jahrhunderts nach ihm und schon der Hof des Hohenstaufen Friedrichs II. vor ihm, ist ihm eine wunderbare Notwendigkeit, die mit höchstem Verstande alle Wirkungen zwingt, an ihren Ursachen teilzuhaben. Die von ihm erforschte Natur findet ihr höchstes Vergnügen im Schaffen und Machen beständig neuer Leben und Formen; sie ist viel schneller im Erschaffen als die Zeit im Zerstören. Sie, die erfindungsreiche, in deren Erfindungen nichts fehlt und nichts zuviel ist, wird gerade in ihrer steten Schöpferkraft erfaßt, geliebt und durchforscht.

Von solchem Naturgefühl getragen, sieht Lionardo den „Körper der Erde" durchaus als einen lebendigen an, der den Gesetzen des Wachstums wie des Ein- und Ausatmens unterworfen ist. Die Gesteine sind der Erde Stützen, lebendig können sie mittels ihres Wachstums eine Säule „verschlingen", und ungezählte Wasseradern, die von derselben Kraft getrieben werden wie das Blut im Tierkörper, ernähren die Erde. Beseelt ist sie, wie alles Lebendige, und in dem Wachsen der Goldadern offenbart sich ihre „vegetative" Seele, die hervorzubringen in keines Menschen Macht steht. Bewußtloses und bewußtes Leben bilden auf Erden einen steten Kreislauf: in der Nahrung, die wir zu uns nehmen, bleibt bewußtloses Leben zurück, das, unserm Organismus einverleibt, „sinnliches und verstehendes" Leben wiedergewinnt. Jedes einzelne Wesen in diesem ewigen Kreisen muß allerdings, gerade indem es sich zu vollenden sucht, seiner eigenen Auflösung zustreben, und so erscheint der Todestrieb, der Wunsch, aufgelöst in die Heimat alles Seins zurückzukehren, als die „Quintessenz" der Natur.

Das Sehen, Fühlen und Durchdringen des Erdlebens empfängt Sicherheit und Eindringlichkeit von dem Wissen um die Maße und Gesetze des menschlichen Leibes, der für Lionardo

durchaus im Mittelpunkt der Naturbetrachtung steht. Anthropozentrisch ist Lionardos Anschauung ebenso wie die Platons und diejenige Goethes, und wie bei diesen beiden wird bei ihm das Allgefühl dadurch nicht eng, sondern weit und erhaben. „Der Mensch ist das Modell der ganzen Welt", das sagt nicht nur der Künstler, sondern ebenso der Forscher oder vielmehr der Mensch, aus dem Kunst und Forschung entspringen. Anatomie war Lionardos Leidenschaft, er hat mehr Leichen geöffnet als einer seiner Zeit, er als erster hat anatomische Tafeln nach menschlichen Präparaten gezeichnet; er war mit dem Anatomen von Pavia, Marcantonio della Torre, befreundet. Bemerkenswert ist es, daß er das von Goethe in den 'Wanderjahren' empfohlene Verfahren vorausahnt, wenn er die Anweisung gibt, zuerst die einfachen Knochen zu machen und sie hierauf sukzessiv mit Schichten zu bekleiden, so wie die Natur sie bekleidete. Als Mitglied einer durchaus adligen und fürstlichen Kultur sieht er im Menschenkörper ein strenges Dienstverhältnis verwirklicht: Sehnen und Muskeln dienen den Nerven wie Soldaten dem Condottiere, die Nerven dienen dem „allgemeinen Sinn" wie der Condottiere dem Feldherrn, und der „allgemeine Sinn" gehorcht der Seele wie der Feldherr seinem Fürsten.

Ein Wunder innerhalb des menschlichen Körpers, das Wunder der Wunder überhaupt, ist der Bau des Auges. Das Auge, dieses Fenster der Seele, ist der erste der Sinne, der Fürst der andern Sinne, und erst an zweiter Stelle kommt das Ohr. Schon der einfache Instinkt lehrt diese Vorzugsstellung des Auges, indem er bei Herannahen einer Gefahr zuerst mit Lidern und Hand das Auge zu schützen sucht.

Nicht genugtun kann sich Lionardo in der Betrachtung des feinen Spieles der Pupille, das mit staunenswerter Genauigkeit die Fülle des ins Innere des Organes dringenden Lichtes zu regeln strebt, und eingehend beschäftigt er sich mit den Abbildungsverhältnissen der Gegenstände in der Tiefe des Augapfels. Zum Hymnus auf die „wunderbare Notwendigkeit" schwillt seine Betrachtung an, wenn er sich in die Tatsache versenkt, daß dieses kleine Organ das All vom Mond im Osten bis zur Sonne im Westen in sich abzubilden vermag.

Vom menschlichen Leib beginnend, dehnt Lionardo seine liebevolle Betrachtung auf mannigfache Erscheinungen der organischen und anorganischen Natur aus. Verständnisvoll versenkt er sich in die Mutterrolle, die das Blatt als Ernährerin und Beschützerin für die Knospe spielt; er spürt dem Sinn der Stellung der Blätter an den Zweigen auch in anderer Richtung nach. Wie er das Wasser beschreibt, das Wasser als elementare Kraft, sein Tun und Leiden, seine Lebensgeschichte, auch seine Bedeutung im größeren Leben der Erde, das ist eine Vorahnung des Zieles, das sich Goethe gesteckt hat, als er die „Taten und Leiden des Lichtes" schildern wollte. Bis in den besonderen Gegenstand hinein berührt er sich mit Goethe, wo er das Blau der Luft in seiner Entstehung zu ergründen sucht. Bemerkt sei, daß Lionardo die zu seiner Zeit noch rätselhaften Versteinerungen im wesentlichen richtig begriffen hat.

Aber in diese lebensvolle Betrachtung, welche die zeugende Idee in jeder Form und Farbe, jedem Wesen und Organ aufzusuchen strebt, mischen sich Klänge anderer Art. Von der „Maschine der Erde" wird gesprochen, und alle Bewegungen lebendiger Wesen sind den Gesetzen der Mechanik unterworfen. Ist es ein Ausdruck seines Wirklichkeitssinnes, daß er, immer auf die Erfahrung hinweisend, den Versuch in sein Recht setzt, so wird das Gleichgewicht eines reinen Naturfühlens zerstört, wenn Lionardo davor warnt, den Winken der Natur zu trauen, und allein auf dem Experiment fußen will. In die gleiche Richtung seiner Wissenschaft weist eine ganz modern anmutende Überschätzung der Mathematik, in der er die „höchste Weisheit" zu sehen scheint. Es ist hier nicht die Rede von der Platonischen Verehrung der Maße und Zahlen, unter deren Herrschaft Körper und Zeitabläufe ihre Richtigkeit und Echtheit bewähren, nicht vom Suchen des Sinnes gerade in der Einfachheit der Körpergestalten und Daseinsformen, sondern es handelt sich um die Möglichkeit der Berechenbarkeit schlechthin, während der Gehalt der einzelnen Zahl völlig gleichgültig wird, um schließlich am Ende der „Entwicklung" in einem wesenlosen x zu verpuffen. Diese Entwicklung führt, wie schon richtig gesehen wurde, über Galilei zu Kant, es war diejenige, die im Geschichtsver-

lauf zum Triumphe der mechanischen Wissenschaft und der sie begründenden Philosophie führte. In das gleiche Arbeitsfeld Lionardos gehören Spekulationen wie die über das „Nichts", die, weit entfernt von jeder Rücksicht auf lebendige Fruchtbarheit, lediglich in abstrakt dialektische Spitzfindigkeit auslaufen.

Noch deutlicher wird diese Seite Lionardos, wenn wir die praktische Betätigung betrachten, zu der sie ihn führte. Daß er, dem als Maler die Darstellung und Feier des Menschenbildes und der lebendigen Natur übertragen war, Rieselwerke anlegte, Sümpfe austrocknete, eine Schwitzkammer baute, mag ihm als Verdienst angerechnet werden, ebenso daß er in jenen kriegerischen Zeiten Pläne bearbeitete für Taucherapparate, Anbohrung der Schiffe, Legen von Bomben. Ebenso wird man seine großartigen Kanalentwürfe sowie seine eingehende Beschäftigung mit der Konstruktion von Flugapparaten als besonders „fortgeschritten" feiern. Wie aber sind folgende Fabrikate zu deuten, von denen Vasari berichtet: er verfertigte einen Teig von Wachs und formte daraus, wenn er fließend war, sehr zarte Tiere mit Luft gefüllt: blies er hinein, so flogen sie, war die Luft heraus, so fielen sie zur Erde. Einer seltsamen Eidechse, die der Winzer von Belvedere fand, machte er Flügel aus der abgezogenen Haut anderer Eidechsen, die er mit Quecksilber füllte, so daß sie sich bewegten und zitterten, wenn sie ging; sodann machte er ihr Augen, Bart und Hörner, zähmte sie, tat sie in eine Schachtel und jagte alle seine Freunde damit in Furcht. Die Liste solcher Erfindungen wäre noch zu vermehren. Selbst wenn diese Berichte auf Erdichtung beruhen sollten, so zeigen sie deutlich, in welchem Geruche Lionardo bei seinen Zeitgenossen stand. Noch eindringlicher spricht der Bericht, Lionardo habe, um den König von Frankreich zu feiern, einen Löwen geformt, „der dem König ein paar Schritte entgegentrat, hierauf seine Brust öffnete, um die französischen Wappenlilien zu zeigen, die ihm dort an Stelle des Herzens blühten". Und zur Unheimlichkeit steigert sich dieses Getriebe, wenn Anweisungen gegeben werden, um an Bäumen giftige Früchte zu ziehen. Hier sind wir mitten in dem Bezirk, den der Instinkt der Völker von je als Zauberei bestaunte und mied. Und das ist es, wohin Lionardo schließlich von seinem un-

geheuern Naturgefühl und Naturwissen gezogen wurde: er erstrebte die Macht eines Magiers und Zauberers.

Damit werden wir hineingeführt in die innerste Wesensart Lionardos, die nur so weit beleuchtet werden soll, als es zum Verständnis seiner Naturforschung und Technik erforderlich ist; denn eine solche Persönlichkeit in ganzer Tiefe und Breite zu zeichnen, kann nicht beabsichtigt sein.

Ausgestattet mit größter Zartheit des Fühlens, weiß er, daß wohl ein rohes Gefäß, wenn zerbrochen, wiederherzustellen sei, nie aber ein gebranntes, und daß, wo am meisten Empfindung ist, das größte Märtyrertum bestehe. Von edlem Stolz beseelt, will er lieber sterben, als seinen Hermelin beschmutzen, und preist den Falken, der nur große Vögel fange und eher verhungere, als daß er Fleisch von nicht gutem Geruche fresse. Der gleiche Stolz spricht aus dem kurzen Satze: „Lüge das Vergangene nicht hinweg." Die Heiterkeit wahren Adels umspielt die Worte: „So wie ein gut verbrachtes Tagewerk ein frohes Schlafen gibt, so gibt ein wohl angewandtes Leben einen heitern Tod." Mit dieser Gelassenheit verbindet sich das Wissen um den hohen Wert des Lebens, das nicht verdiene, wer es nicht schätze; so ist bei Lionardo die Vorbedingung jeder Naturforschung erfüllt: denn nur dort kann sie gedeihen, wo das Seiende, das Lebendige bejaht und verehrt wird. Ehrfurcht offenbart sich in dem Satz: „Ich werde nicht satt, zu dienen", wie die Wegessicherheit des Berufenen kund wird in diesem Ausspruch: „Es kehrt nicht um, wer an einen Stern gebunden ist." Und gleich „allen den Weisesten aller der Zeiten" wußte er es, daß die Liebe die aufbauende, letzte Kraft des Alls sei, die über alles siege. Beglücktes Gefühl für das Leben des Kosmos und strenger Sinn für die Gesetze der Mechanik scheinen zum Zusammenklang verschmolzen in dieser Gegenüberstellung: „Wenn der Liebende dem Geliebten verbunden ist, so ruht er sich da aus; wenn das Gewicht sein Gleichgewicht gefunden hat, so ruht es darin."

Und doch mit diesem Wissen um die weltenaufbauende Gewalt der Liebe war er zu einer völligen menschlichen Hingabe nicht fähig und nicht bereit. Eine in dieser Hinsicht völlig unvoreingenommene Biographie (Herzfeld) schreibt, daß nichts

Lionardo binden konnte, nur ein Problem. Hier wird die Zwiespältigkeit seines Wesens an der Wurzel sichtbar. Erkennend, daß nur reine Hingabe zur Vollendung und Freiheit führe, war er zu sehr Forscher und Zweifler, Beobachter und Experimentator, um seinem Ich diese Hingabe abringen zu können. „Nur wenn du allein bist, bist du völlig dein". Nicht liebende Hingabe war sein letztes Ziel, sondern Herrschaft über Menschen und Dinge durch Zauberei und Wissen. So übte er mit Vorliebe diejenigen Künste, die durch Bestrickung und unklaren Rausch zu wirken pflegen. Als Lautenspieler wurde Lionardo an den Mailänder Hof gerufen, und es ist bezeichnend, daß das Instrument, das er mitbrachte, eine „seltsame und neue Gestalt" hatte. Musikalisch in bisher unerhörtem Maße war auch seine Malerei, unfaßbar das Hell-Dunkel, in das er seine Gestalten hüllte, und leidenschaftlich verteidigte er diese zaubernde Malerei gegen die reineren, festen und gewissen Formen echter Dichtkunst und Plastik. Diese Malerei forderte von ihm ein ruheloses Suchen nach seltsamen Gesichtern und Zügen, denen er ständig nachjagte. Eine auffallende Ruhelosigkeit strahlte aus seiner Gestalt, und Vasari spricht von seinem unbeständigen und wandelbaren Geist. Nach zeitgenössischem Urteil stets „neuer Sachen beflissen", ließ er den größten Teil seiner Werke unvollendet, und nachdem er auf allen Gebieten menschlicher Fertigkeit sein einzigartiges Genie erprobt hatte, mußte er nach Vasari auf dem Totenbett bekennen, daß er in der Kunst nicht getan habe, was ihm Pflicht gewesen wäre. Das Erschütterndste seines Schicksals aber erhellt sich uns, wenn wir — wieder aus dem Munde einer unbefangenen Herausgeberin seiner Werke (Herzfeld) — hören, daß er in Rom während der schönsten Blüte der Renaissance ganz abseits stand und „wie aus dem reichen Leben der Zeit und des Ortes ausgeschaltet" blieb.

Wohl soll die Möglichkeit zugestanden werden, daß die aufgezeigten Widersprüche in dem rätselhaften Wesen Lionardos doch zu einer letzten, für uns unfaßbaren Einheit verschmolzen waren. Es genügt der Hinweis darauf, daß die eine Seite seiner Naturforschung, einer bestimmten Richtung seines menschlichen Wesens entspringend, die Grundlage liefern konnte für das

Emporwachsen der mechanischen Naturauffassung, die im Anschluß an die lebensprühende Renaissancewelt in seltsamem Widerspiel zur Herrschaft gelangte.

Eine Aufforderung zum Behaupten der eigenen Person, eine Warnung vor letzter menschlicher Hingabe bedeutet auch der Wahlspruch desjenigen Zeitgenossen Lionardos, der allein seine Tiefe des Naturfühlens und seine Weite des Naturerkennens erreicht hat und von dessen leidenschaftlicher Parteinahme für Platon und gegen Aristoteles eine Erneuerung und Weiterbildung Platonischer Forschung zu erwarten war. „Alterius non sit qui suus esse potest", es soll keinem andern gehören, wer sein eigen sein kann: das war das Leitwort des deutschen Arztes und Naturforschers Paracelsus. Aber der leidenschaftliche Trieb zur Selbstbehauptung, zur Wahrung der eigenen Art hat bei Paracelsus einen andern Sinn als bei dem großen Einsamen der Renaissance. Nördlich der Alpen gab es nichts, was dem Raffaelischen Rom entsprochen hätte, und kein neu erblühendes geistiges Leben verlangte kraft des Rechtes der geschichtlichen Stunde die Hingabe gerade des Besten und Vollkommensten. Gegen tote Schulüberlieferung und Schulanmaßung hatte sich der Arzt Paracelsus zur Wehr zu setzen, gegen erstarrte scholastische Begriffssysteme der Naturforscher und Philosoph, und dem frommen Christen war das in Deutschland wuchernde Religionsgezänk mit seinem Pochen auf starre Sätze im Tiefsten zuwider. Gerade wo es um die für Paracelsus wichtigsten Dinge ging, in dem Kampfe zwischen Reformatoren und Papst, konnte er seine Sendung nur durch Erhaltung der vollen Selbständigkeit erfüllen. Wenn Paracelsus, der leidenschaftliche Niederreißer morsch gewordener Schranken, für den Papst nicht einzutreten vermochte, so wandte er sich entschieden gegen die falschen Propheten, die den Papst vertreiben wollen und sich anlassen wie ein warmer Wind, beim Abziehen aber einen neuen Schnee samt dem alten hinterlassen, so daß nun alles ein Winter sei. In solcher Lage mußte er immer wieder sein Ich betonen und die Eigenart seiner Aufgabe, die er ebenso verantworten werde wie etwa Luther die seine, stets von neuem umschreiben.

a



b



„Augenblicksbilder zu Goethes Leben"



„Im herzen wechst der arzt, aus got get er, des natürlichen liechts ist er, der erfahrenheit." In diesem Ausspruch sind wesentliche Seiten des Paracelsus angedeutet: seine Menschenliebe, seine Frömmigkeit und sein reiner Tatsachensinn. Der Grund der Arznei ist ihm die Liebe; nirgends werde größere Herzensliebe gefordert als im Arzte. Und klar hat er gesehen, worin der tiefste Sinn der Liebe bestehe und welches ihre vollkommenste Form sei. Über der ins Weitere strömenden Menschenliebe steht die Liebe zweier einzelner Menschen; denn nur so entsteht ein geistiges Ganze: „Ein Mensch hat allein nur eine halbe Phantasey, aber sie beide haben eine ganze Phantasey, denn also hat's Gott beschaffen."

Berufsfreude und Liebe waren bei Paracelsus der Ausfluß einer tiefen, nach Betätigung drängenden Frömmigkeit. Er war gläubiger Christ; er hat um die Geheimnisse seines Glaubens mit aller Macht einer gründlichen deutschen Seele gerungen. Bibelerklärungen, Betrachtungen über Prädestination und freien Willen, Versenkungen in den Sinn der Sakramente nehmen einen beträchtlichen Raum in seinen Schriften ein. Überall sucht er durch den im späten Mittelalter gehäuften Wust der Formeln vorzudringen bis zum lebendigen Kern, bis dahin, wo Entscheidungen für tätiges Leben gewonnen werden konnten. Zum großen Naturforscher aber wurde der gläubige Christ dadurch, daß seine Frömmigkeit ihm nicht die Dinge der äußeren Welt verdächtigte oder verfehmte, sondern in reichem Flusse in alles Lebendige überströmte. Die Natur war ihm der Gottheit lebendiges Kleid, vom Schöpfer gewirkt, und er verehrte den Meister nur dann richtig, wenn er auch seine Werke pries. Die Natur bleibt in „ihrer Maß und Gerechtigkeit", sie ist subtil und scharf in ihren Dingen, und was sie aus sich entläßt, das ist — sehr im Gegensatz zu einer im Mittelalter verbreiteten Auffassung — rein. „Rein und keusch kommen wir von Mutterleib. In derselbigen Reinigkeit sollen wir von Jugend auf erzogen werden, und so wir zu den Tagen unserer Kräfte kommen, so sollen wir unsere Reinigkeit im Gebot Gottes vollenden und von der Lehre Gottes nicht weichen, so bleiben wir rein bis in den Tod." Man sieht hier, wie Naturfrömmigkeit und christliche Frömmig-

keit miteinander verwachsen sind. Die Natur erschafft uns rein, und wir können uns rein erhalten, wenn wir den Forderungen der Religion gewissenhaft genügen. Reinheit ist für den Menschen Ursprung und Gebot zugleich.

Mit dieser in der christlichen Welt seltenen Vereinigung von Naturverehrung und Gotthingabe war dem Paracelsus ein sicheres Empfinden erstanden für das Wachsen und seine organischen Gesetze, für die rechte Stunde, die alles Geschehen zum guten Ende führt, für das Geheimnis, das sich für die Griechen in dem Worte Kairos barg: „Die Jugend soll nicht vor der Zeit aufgehen, und nichts soll vor seiner Zeit hervorbrechen, sondern der Stundt erwarten; wir alle sollen warten der Abendstundt, damit wir ausrichten das ganze Tagwerk". Auch wer ein Buch zu schreiben hat, soll's ruhig sechzig oder siebzig Jahre oder noch länger anstehen lassen. Denn wenn es wirklich in dem Autor umgeht, so wird es heraus müssen, „wie ein Kind von dem Bauch seiner Mutter". So hatte Paracelsus im Körperlichen wie im Geistigen die starke Liebe zum Wachsenden und die fromme Scheu vor dem gottgewollten Augenblick.

Die Weisheit, die Paracelsus erstrebte, das Wissen, dessen er sich teilhaftig glaubte, sind ganz auf dem Boden dieser Frömmigkeit erwachsen und bleiben von seinem Glauben stets lebendig durchdrungen. So kam er zu der schönen Bescheidenheit im Wissen, die jeden erfüllt, der sich dessen bewußt ist, daß die Weisheit „ein Gab Gottes" ist, daß alle menschliche Weisheit nur durch Aufnehmen der göttlichen Weisheit errungen wird. „Wo ist die Torheit? Als allein bei denen, die in ihren Weisheiten bleiben und weiter in Gottes Weisheit nit fahren." Die Gewißheit, daß Gott ihn zu einem Arzt gemacht habe, machte ihn bescheiden, gab ihm andererseits aber auch den Stolz dessen, der sich erwählt fühlt. Er hielt sich für berufen, die Wahrheit zu verkünden, und er trug nach der Überlieferung ständig ein Schwert, um zu „verschaffen, daß die Wahrheit gelehrt werde und nit die Lügen". Die Kunst — und auch das Wissen — konnte man ihm nicht nehmen. Gleichzeitig war er voll der bitteren Erkenntnis, daß die Wahrheit ihrem Verteidiger Haß zuziehe: veritatem

parere odium. Nicht nur von Gott im allgemeinen, sondern auch von Deutschland in dieser Stunde fühle er sich mit seiner schweren und bitteren Aufgabe betraut: „ipsa me Germania in suum medicum necessarium delegit“, und im Gefühle dieser Sendung gingen die Wogen seines Stolzes und seines Zornes hoch gegen alle diejenigen, die als Wechsler, Krämer, Scharlatane das Heiligtum des Wissens entweihten. Zahllos sind die Schimpfworte, mit denen er die Ärzte und Sudelköche seiner Zeit überschüttete, und: „Johannes in apokalypsi hat seltsamer und ungeschaffner tier nie gesehen, dan ir seid!“ ruft er den Herren doctores zu. Ihnen gegenüber fühlt sich Paracelsus als Herrscher, als Monarch im Reiche der Kunst, ihnen tönt sein berühmtes Wort entgegen: „Ir mir nach, ir von Paris, von Montpellier, von Salern, von Wien, von Cöln, von Wittenberg und all ir in der summa ... ich führ die monarchei und gürt euch euer lenden.“

Die Weisheit, die er so als Hüter verteidigte, die er liebte und um die er leidenschaftlich rang, brach sich für Paracelsus, seinem Glauben entsprechend, in zwei Strahlen. Das ewige Licht floß aus der Offenbarung; sie ist hinzunehmen, und wir haben hier in göttlichen Dingen nichts zu grübeln. Zu den Werken des Meisters, die wir als seine Zeichen erkennen sollen, führt das natürliche Licht. Beide „Lichter“ sind miteinander vermählt wie Mann und Weib, das natürliche Licht ist ein Verweser des heiligen, und so können wir die Wunderwerke Gottes durch die Natur erfahren. Die Weisheit aus dem Lichte der Natur allerdings hat zwei Arten, zwo Species: die gute und die böse. Die gute, deren Anzünder der Heilige Geist ist, hängt sich an die ewige Weisheit, die böse an das Verdammliche. So sehr also Paracelsus mit Begeisterung die Natur erforscht, so ist er sich doch dessen bewußt, daß es eine frevelhafte, unkeusche, teuflische Art des Naturwissens gibt und daß jede Erkenntnis vom reinen Glauben geweiht sein muß.

Als Bekämpfer verstaubter Tradition verwies Paracelsus gleich Lionardo stets von neuem auf die Erfahrung als den einzigen Weg zum Wissen; als einer der größten Chemiker pries er gleich ihm das Experiment. „Experimentum ac ratio auc-

torum loco mihi suffragantur", das ist sein Programm für die akademische Lehrtätigkeit; denn „die erkantnis ligt in der natur", die auf alle Fragen der leidenden Menschen eine Antwort dem erteilt, der sich voller Hingabe an sie wendet. Aber nur die Haltung des ehrfürchtig Lernenden geziemt der Natur gegenüber, die herrscherliche Gebärde des Magiers und Zauberers weist er ausdrücklich zurück, gemäß seiner Lehre von den zwei Arten natürlichen Lichtes, deren eine verdammenswert sei. Wer seine Kunst und verborgene Weisheit mißbraucht, der ist ein Zauberer, und wenn Lionardo giftige Früchte heranzuziehen lehrt, so weiß Paracelsus, daß wir „nit in Mißbrauch geraten" sollen, „dem nächsten zu schaden". Allzu großen Verlaß auf die eigene Klugheit kann den Forscher irreführen: denn „im Verstand ist die Ganzheit, aber nicht die Klugheit. Die Klugheit ist ein fremd tierisch und viehisch Ding". So weiß er, daß auch beharrlichstes Experimentieren allein keine Gewähr für echte Erkenntnis bietet, daß das Experiment einen erfahrenen Mann haben will, welcher „der Strich und Streich gewiß sei", wenn es nicht irreführen soll. Gegenüber einer Richtung, die alles Forschen und Wissenwollen wahllos gut heißt, legt Paracelsus an den Wissenstrieb einen strengen Wertmaßstab, der der Lauterkeit und Frömmigkeit seines Wesens entnommen ist. Und wenn Lionardo ausführlich über das „Nichts" spekuliert, so wäre des Paracelsus gegensätzlicher Standpunkt bezeichnet mit den Worten Taulers, daß wir nicht reden sollen „von dem Ist in dem Nicht und von dem Funken in der Istigkeit". Die Seelenverfassung, die dem nach Weisheit Strebenden die Nähe des Zieles verbürgt, ist nicht die verstandesmäßige Beherrschung der Außenwelt, sondern die echte Platonische Mania. „Der Mensch ist dann gleich, als hätte er seine fünf Sinn verloren, und wird von der Welt für den Stocknarren gehalten, ist aber bei Gott der allerweisest Mensch, den er sein Heimlichkeit wissen laßt und in das Verborgen hineinsehen laßt, mehr denn alle Weltweisen."

Wendet Paracelsus, auf solche Art forschend, seinen Blick auf das All, so erscheint es ihm als ein beseelter Organismus. Auch die herkömmlich als unbelebt bezeichneten Dinge, Metalle und

Gestein, haben ein einiges Wesen und Leben, sie sterben nicht ab, sondern „dieweil sie Metallen sind und Gestein, also lang ist ihnen das gleich Leben", und Wachstum kennt Paracelsus bei Gold, Kupfer und Eisen. Das Leben aber, das jedes Ding durchdringt, ist „ein spiritualisch Wesen, ein unsichtbares und unbegreiflichs Ding, und ein Geist und ein geistlichs Ding". Wie solche Allbeseelung gemeint sei, daß sie im besondern nicht Ausfluß eines bequemen mystischen Überschwanges ist, wird klarer durch den Hinweis auf seine Vorstellung von Makrokosmos und Mikrokosmos. Diese von altersher überlieferten Begriffe bilden für ihn die Grundlage seines naturwissenschaftlichen Weltbildes. Die gewaltigen Kraftäußerungen des Alls, für uns am Sternenstande am klarsten deutbar und erkennbar, zeugen das einzelne Individuum und zeugen ständig im Erzeugten fort. Jeder Kraft, jedem Zustande und jedem Ereignis im besonderen Lebewesen entsprechen gleichgeartete Vorgänge außerhalb, und das „Draußen" und das „Drinnen" steht in ständiger Wechselwirkung zueinander.

Die Krankheiten des Menschen insbesondere sind der Ausdruck von Kräfteverschiebungen im All, und für ihre Heilung müssen die jeder einzelnen Krankheit verwandten Kräfte der Natur aufgespürt werden. Da alles mit allem in Verbindung und Verwandtschaftsverhältnis steht, so müssen für jede Krankheit die Heilmittel irgendwo in der Natur verborgen liegen und der Entdeckung durch den Forscher harren.

Kann man aus der Konstellation der Himmelskörper als der sichtbaren Zeichen des kosmischen Geschehens auf den Menschen und sein Geschick schließen, so verhilft andererseits die Kenntnis des Menschentums, seines Durcheinanderlaufens und seines „Fürnehmens", zum Verständnis der Gesetze, denen die Himmelskörper folgen.

Denn die Sterne und die Menschen sind gleichen Vermögens. Ja, auch eine Rückwirkung vom Menschen auf die Gestirne hält Paracelsus für möglich. Eines jeden Menschen Weisheit regiert den Himmel, und der innere Mikrokosmos gewältiget den Himmel, ihm gehorsam zu sein als ein Hündlein, das kommt oder fleucht, wie der Mensch will: so können die Menschen ihre

Planeten und Sterne vergiften. Denn trotz seinem Allfühlen weiß Paracelsus, daß der Mensch mehr ist denn die Natur, ja er spricht die alte Griechenweisheit von neuem klar aus: „Der Centrum ist der Mensch, und er ist der Punkt Himmels und Erden.“ Der Mensch ist für ihn der rechte Himmel, und er kommt zu dem antik klingenden Ausspruch: „Wir sind auch Götter.“ Er betont seine Liebe zum Leibe, welcher der Seele innigst verbunden ist, und so scheint er berufen, vom sicheren Mittelpunkt der Menschengestalt aus die Erscheinungen der Natur in Platonischer Art zu erfassen und die in jeder Erscheinung lebendige Idee zu deuten. Auch hat Paracelsus vom Werte des Sehens für die Formung der seelischen Kräfte vieles gewußt; er hat betont, daß ein Bild länger im Menschen zu haften und tiefer in ihm zu wirken vermag als manche Predigt. Doch um im rein geschauten Dinge und Leibe das Geheimnis und seine Offenbarung zugleich zu verehren, ein Augenmensch, ein „Seher“ im Sinne Platons und Goethes zu werden, dazu fehlte dem Deutschen um das Jahr 1500 die Ausbildung des Auges, wie sie dem Italiener der gleichen Zeit schon lange beschieden war. Dürer rang sich aus einem Gewirr wild-krauser Linien gerade mit unendlichem Mühen zur Klarheit hindurch, und Holbein mit seinem unbestechlichen Blicke kehrte seinem Lande auf lange Jahre den Rücken. So hat Paracelsus das „Bildnus“, ein Wort, das man wohl ungezwungen als Übersetzung der Idee deuten kann, in unbändigem Drange gesucht, aber nicht geschaut. Er hat die umgrenzte und umgrenzende Betrachtung des Menschenleibes, wie sie seit Hippokrates aller Medizin zugrunde lag, verlassen und die Heilkunde an altes orientalisches und vorsokratisches Wissen und Tun angeknüpft. Das Studium des menschlichen Organismus, wie es als Anatomie in Fortsetzung Hippokratischer Forschungsweise zur Renaissancezeit auflebte, war seinem Drange nach Allumfassung zuwider. Die Philosophie, das ist die Naturkunde, war ihm nicht „aus dem Menschen, sondern aus Himmel und Erden, Luft und Wasser“. Paracelsus forschte nach den Kräften und Wirkungen; aber in ruhelosem Suchen durchbrach er nicht nur die starr gewordenen Dinge, um sie neu im Feuer seines Geistes einzuschmelzen,

sondern er durchriß den Zauber jeglichen Dinges, und durch die Auflösung im makrokosmischen Kräftespiel zerrann ihm der Zauber des Leibes.

Eine Naturforschung im Sinne des Paracelsus hätte das All nicht als Mechanismus, sondern als beseeltes Ganzes zu erfassen und alle Zusammenhänge und Entsprechungen in ihm aufzuzeigen. Die unsichtbaren Kräfte waren aufzuspüren und zu erahnen, nicht in starren Formeln und Zahlen zu ersticken. Das Werden, Wachsen und Wandeln war Gegenstand des Forschens hinter allem Sein und durch jede Gestalt hindurch. In seiner Aktivität und Produktivität war auch der Mensch zu ergreifen, dessen leibliche Verrichtungen sich nicht in physikalische und chemische Prozesse auflösen ließen, sondern besonderen lebendigen Gesetzen unterstanden, die vom „Archeus“, dem Lebensgeist, vollzogen wurden. Die Seele, ein Atem vom Munde Gottes, ist anstatt eines Königs im Menschen und bindet sein sterbliches und sein unsterbliches Teil zur lebendigen Einheit. Aufgabe des Naturforschers ist es, diese Einheit zu erfassen. In Adam und Eva, im ersten Menschen, waren alle Kreaturen: darum sind auch sie alle Schauplatz eines überphysikalischen und überchemischen Geschehens.

Man sieht, worin die Paracelsische Naturforschung der Goethischen verwandt ist und worin sich beide unterscheiden. Wenn es wahr ist, daß der größte deutsche Arzt in der größten deutschen Dichtung weiterlebt, so hatte Paracelsus den Faustischen Welt- und Werdedrang, die Sehnsucht nach dem Erfassen des Makrokosmos und den Sinn für die den Menschen durchwaltenden Werdekräfte des Alls. Doch im Helena-Erlebnis sich zur Klarheit griechischen Sehens zu läutern, war dem Faust und seinem Schöpfer, dem Entdecker der Pflanzenmetamorphose, nicht aber dem Arzte der Reformationszeit vergönnt. Darum hatte sein Wirken nicht die Kraft, die Naturforschung der folgenden Jahrhunderte in seine Bahn zu ziehen, und darum ist es auch uns heute kaum vergönnt, mehr als ein allgemeines Bild des Paracelsischen Wirkens zu geben, während die Einzelheiten seines Tuns trotz allen auf ihre Erforschung gerichteten Bemühungen unserer Zeit unrettbar verloren sind.

So hat die Renaissance keine Naturwissenschaft hervorgebracht, die den ungeheuern lebendigen Antrieb der Epoche völlig in sich aufgenommen hätte. Neben den Gestirnen Lionardo und Paracelsus erschienen die anderen gleichzeitigen Forscher nur als Trabanten, und da es keinem der beiden Großen vergönnt war, die Naturfrömmigkeit und Gestaltenliebe der Wiedergeburtszeit in das Wissen um die Natur voll einströmen zu lassen, so ereignete sich etwas Seltsames: an den schöpferischen Schwung der Renaissance knüpfte sich eine Naturbetrachtung an, die immer mehr in der verstandesmäßigen Berechenbarkeit der Erscheinungen ihr Ziel sah und alles Geschehen nach mechanischen Gesetzmäßigkeiten verstehen wollte. Gewisse Anschlußpunkte fand diese Betrachtung, wie gezeigt wurde, schon in dem Werke des großen Naturkenners und Naturbeherrschers Lionardo, der sich nach Goethes Wort „allzusehr am Technischen abgearbeitet" hat, und es ist kein Zweifel, daß eine Seite des toskanischen Magiers in den erstaunlichen Übersteigerungen der Technik, die dem an menschlichem Maße erzogenen Auge zuweilen als Hexenkunst erscheinen mögen, wenn auch in verzerrender Spiegelung, weiterwirkt. Zwar waren die Begründer der modernen Naturwissenschaft, die Galilei und Newton, weit entfernt von dem geistlosen Materialismus, wie er die Forschung des 19. Jahrhunderts auf weite Strecken beherrscht hat. Insbesondere Newtons tiefe Frömmigkeit im christlichen Sinne ist bezeugt. Aber die Erscheinungen, wie sie der wissenschaftlichen Betrachtung zugrunde lagen, wurden vom Schöpfer-Gott losgelöst und einer starren, mechanistischen Bearbeitung unterworfen. Nicht mehr wurde in jedem Phänomen, in jeder natürlichen Gestalt der besondere Sinn geschaut, nicht mehr war das Leben jedes Dinges die Ausprägung zeugender Ideen. So durfte die Erscheinung immer weiter in mathematische Formeln und gedankliche Konstruktion zerlöst werden, so wurde über einem großartigen Begriffssystem Erscheinung wie Idee im Sinne Platons und Goethes vergessen. Die Leistungen dieser Wissenschaft wegzuleugnen, wäre unmöglich. Aber welche gewaltsame Abstraktion dieser Entwicklung zugrunde lag, welche Fülle des Wirklichen

und Wirkenden sie unbeachtet lassen mußte, darf nicht verkannt werden.

Die Natur zu beherrschen, durch Kenntnis ihrer Gesetze das „regnum hominis" aufzurichten, war ja nach Baco von Verulam das Ziel der Wissenschaft, und diesem Ziel konnte man sich durch eine grandiose Vergewaltigung der Wirklichkeit, durch Einspannen alles Seienden in erdachte Bezugssysteme, in überraschendem Ausmaße nähern.

Eine Weile, während der Blüte des Barock, hielt dieser mächtigen Rationalisierung ein berauschender Überschwang in bildender Kunst und Musik das Gleichgewicht. Aber diese Gegenkräfte wurden geringer und schwächer, und als um die Mitte des 18. Jahrhunderts ein neuer Drang, der Wirklichkeit in ihrem ganzen Umfange habhaft zu werden, emporwuchs, da konnte diesem Wirklichkeitsverlangen, dem in Goethe auch der Wirklichkeits*blick* beigesellt war, die dünne Abstraktion der mathematisch-mechanischen Wissenschaft nimmermehr genügen.

Die schöpferischen Naturkräfte wurden wieder erkannt, Gestalten und Formen wurden in ihrer Einzigkeit verehrt. Es war ein Zeichen für den tiefsittlichen Ernst, mit dem Goethe seine Sendung erfaßte, daß er auch in der strengen Forschung die Natur nicht nur nützen und unterwerfen, sondern viel mehr „ihre Einwirkung verehren", daß er bis in die Bezirke der Wissenschaft hinein die Antriebe eines neuen Lebens verwirklichen wollte. Denn ein neuer Geist blühte, wie seinerzeit unter Platon und in der Renaissance, so damals unter Goethes Anhauch empor, und diesmal waren die menschlichen Kräfte so gelagert, daß eine dem jungen Leben entsprechende Naturforschung erstand. In der Polarität von Erscheinung und Idee offenbarte sich für Goethe, je mehr er reifte, desto inniger und sinnenhafter das natürliche Sein. Mit Platonischem Eros vereinigte er Aristotelischen Tatsachensinn, zur Paracelsischen Werdelust gewann er in Italien die Augenklarheit des Südländers, mit tiefer Naturfrömmigkeit verband er die Liebe zu Gestalt und Grenze: so fand diesmal die Gunst des geschichtlichen Augenblickes den menschlichen Träger, und der einzige Moment ging für die Wissenschaft

nicht ungenutzt vorüber. Die Ansätze und Bestrebungen der Antike und Renaissance fanden für die Naturwissenschaft in Goethes Arbeit ihre Erfüllung, Vollendung und Krönung. Die Kühnheit der Goethischen Tat erscheint in um so hellerem Lichte, wenn man der unbestrittenen Herrschaftsstellung gedenkt, welche die von ihm bekämpfte wissenschaftliche Richtung errungen hatte. Mit edler Beharrlichkeit trat Goethe gegenüber der fast geschlossenen Autorität der Schulen für die Form ein gegen die Formel, für das Erscheinende gegen das Errechnete, für die Betrachtung des ewig sich Wandelnden gegen ein gewaltsames Starrmachen des Lebendigen. Nicht die zerstückelnde und atomisierende Forschung hatte für ihn Geltung, sondern das Erkennen jeder gegliederten Ganzheit. Ein mechanisches Erfassen der Natur war ihm geradezu ein Widersinn; indem nämlich der Forscher erfahre, daß in der organischen Natur sich manches auf mechanische Gesetze zurückführen lasse, werde er desto mehr von der Eminenz des Lebens überzeugt, welches über, ja oft gegen mechanische Gesetze wirke. Die organischen Naturen seien gerade desto vollkommener, je weniger die mechanischen Gesetze bei ihnen anwendbar seien. Da für Goethes Blick das All ein organisiertes und organisches Ganzes war, so konnte ihn die mechanische Erklärung auch im Gebiete der herkömmlich als unbelebt bezeichneten Natur nicht befriedigen: so lebte ihm auch das Licht, tuend und leidend, so auch die Erdrinde in ihrer scheinbaren Unbeweglichkeit. Von dem „Begriffe" sonderte er immer wieder mit Nachdruck die „Idee" ab, und diejenigen Philosophen, die trotz Goethe noch heute behaupten, die Platonischen Ideen seien Begriffe, können sich der Nachfolge Goethes jedenfalls nicht rühmen.

Es kann hier nicht die Absicht sein, die Goethische Naturforschung in ihrer Eigenart und inneren Geschlossenheit darzustellen. Hier war es die Aufgabe, den Platz anzuzeigen, den Goethes Naturforschung in der Geistesgeschichte einnimmt. Da mag es nun wundernehmen, daß in der vorliegenden Übersicht Goethes Naturforschung nicht in größere Nähe zur Spinozistischen Philosophie gerückt wurde. Aber so stark auch die Erschütterung war, die Goethe von Spinoza empfing und so überschwenglich er

auch dem „Philosophen, dem er so gern vertraute", seine Dankbarkeit und Verehrung bekannt hat: Spinozist ist Goethe niemals gewesen (Dilthey). Der Aufsatz 'Die Natur', aus dem Jahre 1782, der, wenn er auch nicht von Goethe selbst stammt, zweifellos Goethisches Gedankengut verarbeitet, geht in seinem Gehalt hohen Maßes auf Shaftesbury, durch ihn auf die Renaissance und schließlich auf den Platonismus zurück. In demjenigen Aufsatz aber, der aus der Zeit größter Spinoza-Nähe Goethes stammt und der sich teilweise wörtlich an Sätze der 'Ethik' anschließt, weicht der Verfasser im Wesentlichsten, in der Auffassung des Verhältnisses vom Individuum zum Unendlichen, von seinem Vorbilde ab. An die Stelle von Spinozas „in Deo esse" setzt er den durchaus irrationalen Begriff der Teilnahme der „beschränkten Existenz an der Unendlichkeit", hiermit unwillkürlich und sicher unbewußt auf den Ausdruck zurückgreifend, den Platon für das Verhältnis der Erscheinung zur Idee gebrauchte. Und während Spinoza, logisch überzeugend, aber den Punkt, in welchem das „Leben sitzt, nämlich das Lebensgefühl des Individuums" durchschneidend, alles Existierende entweder in sich oder in einem andern sein läßt, setzt Goethe dem Spinoza „die Lebendigkeit und Unerforschlichkeit des Wirklichen" wie folgt entgegen: „Wir können uns nicht denken, daß etwas Beschränktes durch sich selbst existiere, und doch existiert alles wirklich durch sich selbst." Goethe erfaßt am lebendigen Einzeldasein „den Charakter der immanenten Zweckmäßigkeit und Einheit", das Unendliche und Unerforschliche an ihm (Dilthey).

Ist Goethe schon zur Zeit seines Spinoza-Rausches diesem Denker im Grunde ferner, als es den Anschein haben mag, so bewegt er sich von dem Augenblicke an auf Spinoza-fremden Bahnen, da er die Urpflanze schaut und den „Typus" im Tierreiche zu immer größerer Klarheit herausarbeitet. In Italien packte ihn von neuem mit ungeahnter Wucht das „Studium der Menschengestalt, welche das Non plus ultra alles menschlichen Wissens und Tuns ist", damit ging ihm das Geheimnis aller sinnlich geschauten reinen Form auf, und das Platonische Erlebnis, wie die Idee sich in der Erscheinung verleiblicht, wurde ihm faßbar. Von diesem Zeitpunkte an gehört Goethe zur Schar

der Jünger Platons, wenn man unter diesem Namen gemäß dem Vorbilde, das Goethe in der 'Geschichte der Farbenlehre' gegeben hat, weniger die geschichtliche Person als eine unzerstörbare geistige Einstellung versteht.

Kurz sei noch darauf hingewiesen, daß zur Goethischen Naturwissenschaft auch alle die Leistungen zu rechnen sind, die, auf Goethes Anregung hin und seines Geistes voll, seine Schüler und Folger vollbrachten. Gerade die größten Forscher seiner Zeit, Johannes Müller und Carus, zwei Männer von den Millionen Mitlebenden, die nach Fechners Wort „Funken von Goethes Geist in sich trugen, an denen neue Lichter entbrannten", haben es mit unbezweifelbarer Deutlichkeit ausgesprochen, daß ihren besten Arbeiten kein größeres Lob gespendet werden kann, als wenn sie für echte Kinder Goethischen Wesens gelten dürfen. Johannes Müllers sinnesphysiologische Werke fußten auf Goethes Farbenlehre, Carus hat die genetische Methode, das Gefühl für das Wachstum in allem Organischen und vor allem das Wissen um den göttlichen Sinn, der aller Erscheinung zugrunde liegt, von Goethe übernommen. Aber das ist nicht alles und nicht das Wesentliche: es könnte als Weiterbilden einer „Lehre" gedeutet werden. Wesentlicher ist die Wirkung, die Goethes Dasein und Sosein auf beide Forscher ausübte. Sie sahen in Goethe die leibhafte Norm, der sie die für den Physiologen, Morphologen, Psychologen und Arzt gleich notwendigen und auf statistischem Wege nie zu gewinnenden Maßstäbe entnahmen für Krank und Gesund, Echt und Falsch, Normal und Anomal. Im Anschauen der Goethischen Gestalt wurde beiden Männern die Platonische Lehre Erlebnis, daß ewige geistige Wesenheiten sich in Formen der Zeitlichkeit darzustellen vermögen. So wurde ihrer Arbeit das Glück zuteil, daß sie wieder einströmte in einen Bezirk des geistigen Reiches, welches der Genius ihrer Zeit, Goethe, gegründet hatte.

Mit dem Emporblühen der Goethischen Naturwissenschaft wurde einem Anspruch Genüge getan, der seit Platons Auftreten an die Forschung der abendländischen Menschheit gestellt war. Insofern bildet sie den Beschluß eines zweitausendjährigen menschlichen Ringens. Ob sie auch Ausgangspunkt

einer neuen Wissenschaft werden könne, ist in einer geschichtlichen Untersuchung nicht zu entscheiden. Nur dies scheint der historische Überblick zu lehren: die seelische Haltung, aus welcher Goethes Forschung herauswächst, entstammt einem Drange, der innerhalb des abendländischen Kulturkreises stets von neuem nach Wirklichkeit und Gestalt verlangte und uns daher die Gewißheit seiner Dauer innerhalb der von Menschen ausdenkbaren Zeiträume gewährt.

Neue Goethebriefe

1. An Christian Gottlob v. Voigt

Mitgeteilt von Werner Deetjen (Weimar)

Ew. Excellenz

gestehe aufrichtig, daß eine Sendung nach Gera und eine bedeutende Anschaffung aus dem dortigen Fürstlich Reußischen Nachlaß mir keineswegs gefallen will. Gemälde für Herzogliche Bibliothek anzuschaffen, sind wir nur insofern geneigt, als es Gelegenheit giebt, ein anerkanntes gutes Bild um leidlichen Preis zu erlangen. Wollte man auf Kupfer etwas wenden, so müßte es nunmehr, nachdem Keil die Catalogen gefertigt, planmäßig geschehen, wozu manche Vorarbeit gehört, so wie man erst zu untersuchen Gelegenheit nähme, was Durchl. Erbprinz schon besitzen, da es wahrscheinlich ist, daß Höchstdieselben auch ihre Sammlung in der Folge zur Bibliothek bestimmen.

Die dortigen Broncen haben keinen Kunstwerth: wollte man aber auf dieselben und übrigen kleinen Alterthümer 30 bis 40 Thaler bieten, so könnten sie denn wohl neben den unsrigen stehen. Allein eine solche Commission würde der Buchhändler Wilhelm Heinsius zu Gera, wie sein beiliegender Brief ausweist, gern übernehmen.

Die Bücher anbelangend, so wünschte ich wohl, daß man, nach so vielen schönen Vorarbeiten, nun auch planmäßig verführe und in verschiedenen Fächern die Hauptbücher notierte, welche uns abgehen, damit man nicht immer von Auctionszufälligkeiten beherrscht würde. Sollte unter den Büchern ja etwas sehr Wünschenswerthes seyn, so bestimmte man den Preis und gäbe obgedachtem Heinsius oder Rath Sturm, einem wohldenkenden und uns wohlwollenden Manne, den Auftrag. Durchl. Erbprinz hatten früher zu einigem aus der Köstritzischen

Verlassenschaft Lust, allein sie scheint mir nicht entschieden genug. Auf jeden Fall würden es Dinge seyn, für die man einen gewissen Preiß festsetzen und einem der gedachten Männer den Auftrag ertheilen könnte.

Als ich vergangenen Herbst in Köstritz war, waren die Elfenbeinarbeiten eingepackt. Unter solchen Dingen könnten wohl vorzügliche Kunstwerke seyn, allein sie machen einen besondern Zweig der Kunstliebhaberey aus. Für unsere Zwecke besitzen wir Musterstücke genug. Auch soll der Fürst bei seiner Abreise die besten Stücke mitgenommen haben, wie es auch mit dem gemalten Albert Dürerschen Kopfe und andern vorzüglichen Sachen geschehen ist.

s[alvo]. m[eliori].

Weimar, den 11. May 1814. G.

Der von Kräuters Hand geschriebene, von Goethe signierte Brief, der zweifellos an den Minister v. Voigt gerichtet ist, befindet sich in den 'Acten der Großherzoglichen Bibliothek betr. die in der Auktion zu Köstritz erstandenen Gegenstände. 1813. 1814 G. 10.' Er beleuchtet aufs neue die Fürsorge, die Goethe als Mitglied der Oberaufsichtsbehörde der Bibliothek und den Kunstsammlungen des Fürstenhauses widmete.

Am 22. Mai 1813 hatte Vulpius dem Herzog Karl August ein Verzeichnis von deutschen Altertümern aus der Sammlung des Fürsten Reuß eingereicht, die am 14. Juni in Köstritz und Gera versteigert werden sollten und geeignet waren, die Sammlung der Weimarer Bibliothek glücklich zu ergänzen, und gleichzeitig um einen Zuschuß zu den Erwerbungskosten gebeten, die die Bibliothekskasse nicht allein tragen konnte. Auch hatte er den Vorschlag unterbreitet, ihn vorher zur Besichtigung der Altertümer nach Köstritz und Gera zu entsenden. Karl August stimmte zu und bewilligte 80 Taler, worauf Vulpius in Begleitung des Malers Ferdinand Jagemann die Besichtigungsreise unternahm.

Die Auktion, deren Katalog auch wertvolle Bücher, Gemälde und Kupferstiche enthielt, wurde zunächst auf den 17. August 1813 verschoben, scheint aber auch an diesem Tage nicht stattgefunden zu haben, da der Fürst Reuß offenbar unschlüssig war und immer wieder bedeutende Stücke zurückzog. Am 19. August traf Goethe, aus Böhmen kommend, in Köstritz ein. In seinem Tagebuch finden wir unter diesem Datum die Notiz: „Die Reußischen Sammlungen Reste besehen." Für die Versteigerung wurden nunmehr der 16. Mai, der 6. und 13. Juni 1814 bestimmt. Da vermutlich die Absicht bestand, Vulpius abermals für diese

Tage zu entsenden, so riet Goethe aus Sparsamkeits- und Zweckmäßigkeitsgründen davon ab, obwohl die Erwerbungen diesmal auf Rechnung des Erbprinzen Karl Friedrich gehen sollten. Sein Rat, eine am Ort der Auktion wohnende Persönlichkeit mit Aufträgen zu betrauen, wurde befolgt, und der Buchhändler Wilhelm Heinsius, der sich zur Ausführung erboten und einen Katalog eingesandt hatte, erhielt, nachdem sich noch Heinrich Meyer gutachtlich geäußert, eine Reihe von Bestellungen. Wenn auch nicht mehr alle Wünsche des Erbprinzen befriedigt werden konnten, so wurde doch manches Wertvolle damals für Weimar gewonnen, vor allem der reich verzierte und vergoldete hölzerne Ofenschirm mit 28 gemalten Brustbildern sächsischer Fürsten, Grafen, Adeligen und Gelehrten, der lange im Kunstkabinett der Bibliothek gestanden hat und sich jetzt im Schloßmuseum befindet.

---

2. An Heinrich August Ottokar Reichard

Mitgeteilt von **Ernst Redslob** (Weimar)

Wohlgeborner,

Insonders hochgeehrtester Herr Kriegsrath!

Ew. Wohlgebornen erlaubten mir wegen einiger Bücher bey Ihnen anzufragen. Gegenwärtig wäre mir höchst angenehm, wenn ich die sämmtlichen Schriften Roger Bacon's des Mönchs auf einige Zeit erhalten könnte. 'Specula mathematica et perspectiva' habe ich selbst. Allein 'Speculum Alchymiae', 'De mirabili potestate artis et naturae', 'Epistulae cum notis' und 'Opus majus' fehlen mir leider. Könnten Sie mir damit aushelfen, so geschähe mir ein besonderer Gefalle.

Ich hoffe, daß der Gebrauch des Carlsbades und die darauf unternommene Reise für Sie und die lieben Ihrigen, denen ich mich bestens zu empfehlen bitte, von der besten Wirkung wird gewesen seyn. Was mich betrifft, so habe ich bis jetzt noch alle Ursache zur Zufriedenheit. Mich geneigtem Andenken empfehlend

Ew. Wohlgeb.

ganz ergebenster Diener

Weimar, den 16. October 1807. J. W. v. Goethe.

Der Brief ist von Riemers Hand geschrieben, Kompliment und Unterschrift sind von Goethe beigefügt. Die Bestimmung auf den durch seine

vielseitige literarische Tätigkeit damals bekannten Kriegsrat Heinrich August Ottokar Reichard in Gotha (1751—1828) ist durch die Tagebuchnotiz Goethes vom 17. Oktober 1807 („Alsdann einige Briefe. An Herrn Kriegsrath Reichard nach Gotha") gesichert. Auch beweist der Inhalt seine Zugehörigkeit zu den vier schon bekannten Briefen Goethes an Reichard (vom 10. November 1788, 24. November 1788, 5. April 1809, 20. Juli 1809). In allen wendet sich Goethe an Reichard als den Vertrauten des Herzogs von Gotha und Verwalter der herzoglichen Privatbibliothek, die auf dem Gebiete der Mathematik und Physik besonders reichhaltig war. In unserm Briefe von 1807 handelt es sich wie in denen von 1809 um Darleihung seltener, ihm sonst nicht zugänglicher Werke, die Goethe für seine 'Geschichte der Farbenlehre' zu verwerten gedachte. Daß ihm Reichard die gewünschten Schriften des von Goethe sehr geschätzten Oxforder Franziskaners Roger Bacon (1214—1294) zur Verfügung gestellt hat, geht aus der Tagebuchnotiz zum 25. November 1807 hervor: „Nach Tische [bei Major v. Hendrich in Jena] Roger Bacon 'De mirabili potestate naturae et artis'."

Auch bezüglich der persönlichen Verhältnisse, die berührt werden, stimmt unser Brief zu den übrigen Briefen Goethes an Reichard. Durch seine schriftstellerische Tätigkeit mit den geistigen Größen Weimars verbunden, war Reichard seit seiner Verheiratung (1786) mit Amalie Seidler, der bei Hof und in der weimarischen Gesellschaft beliebten Tochter des weimarischen Konsistorialrats Seidler, in noch nähere Beziehungen zu Weimar getreten. Indessen beziehen sich die Worte des Briefes: „die lieben Ihrigen" nicht mit auf Reichards Frau, die bereits 1805 gestorben war, sondern auf seine erwachsene Tochter, die sich 1808 mit dem Kammerherrn v. Goechhausen, einem Neffen der bekannten weimarischen Hofdame, vermählte, auf seinen Sohn, der sich später als sächsischer Offizier rühmlichst hervorgetan hat, und auf seine Nichte, die durch Geist und Schönheit ausgezeichnete Tochter seines 1804 verstorbenen Schwagers, des Buchhändlers Ettinger in Gotha. Von dem fast täglichen Verkehr Goethes mit „Reichard von Gotha und Familie" in Karlsbad im August 1807 gibt das Tagebuch vom 16. und 18. August Kunde, auch Reichards von Herm. Uhde bei Cotta 1877 herausgegebene 'Selbstbiographie' S. 383f. und 397. Mit Schiller hatte Reichard im Sommer 1791 mehrere Wochen lang freundschaftlichen Umgang in Karlsbad gepflogen[1]); seinen Bericht ('Selbstbiogr.' S. 249f.) vermisse ich bei Hecker-Petersen, 'Schillers Persönlichkeit'.

[1]) Im 7. Bande seiner 'Kleinen Reisen' schreibt Reichard über Karlsbad: „Wer reiten wollte, mußte sein Pferd selber mitbringen; zum Fahren stellte die Post, auch wohl die Bauern der Umgegend Chaisen"; auch Goethe kennt nur „Promenaden zu Fuß und zu Wagen": Stützen für meine Überzeugung, daß Schillers Eselreiten in Karlsbad Legende ist, die durch Verbreitung der fälschlich für Karlsbad hergerichteten Schillerbilder entstand (vgl. 'Jahrbuch der Goethe-Gesellschaft' 10 [1924], 190ff.).

Auf S. 398 der 'Selbstbiographie' bemerkt Uhde: „Zwei Briefe Goethes an Reichard sind als Autographen verschenkt worden und nicht mehr erreichbar." Der eine von diesen zwei Goethebriefen ist der hier abgedruckte; möge auch der andere bald der Verborgenheit entrissen werden!

---

3. Splitter aus Goethes Korrespondenz

Aus dem Besitz des Herrn **Wilhelm Hummel** in Florenz
mitgeteilt von **Otto Francke** (Weimar)

In solchen Ritzen
Ist jedes Bröselein
Wert zu besitzen.
'Faust' II, Vers 7591 ff.

1. An Hofkapellmeister Joh. Nep. Hummel

Ew. Wohlgeboren übersende eiligst den Auszug mit einem Zelterischen Schreiben, das ich soeben erhalte, zu geneigter Beachtung und Überlegung. Es schien mir im Gefolg unseres heutigen Gespräches ganz willkommen. Mich bestens empfehlend
ergebenst
Weimar, den 30. März 1829. J. W. v. Goethe.

Goethe übersendet einen Auszug aus Zelters Brief vom 28. März 1829 mit der Frage, ob eine Sängerin, Madame Müller, auf eine Anstellung in Weimar rechnen dürfe. Nach Goethes Brief an Zelter vom 2. April gab Hummel „eine zwar dankbare, aber ablehnende Erwiderung".

2. An Hofkammerrat Franz Kirms

[Mai 1805]

Es mag bey der einmal gefaßten Resolution verbleiben. Ein Mensch, der einer solchen Unart fähig ist, kann auf Schonung und Neigung keinen Anspruch machen. Lassen Ew. Wohlgeb. ihm seine Entlassung insinuiren und eine Verordnung an den Kassir ausfertigen. Es ist die Müllerische Tournüre, die so Leo versucht, sie soll ihm bey mir nicht gelingen. G.

Eigenhändig auf schwarzgerändertem Blatte. Ohne Datum.

Der im Jahre 1780 geborene, von Ed. Devrient in seiner 'Geschichte der deutschen Schauspielkunst' (1905, 2, 123) als „wunderlich genialer

Charakterdarsteller" gerühmte Schauspieler Leo, in dem Ludwig Devrient seinen gefährlichsten Nebenbuhler gesehen hat, begann mit 16 Jahren seine Bühnenlaufbahn unter Schröder in Hamburg und wurde nach unsteten Wanderjahren im Frühjahr 1805 für das weimarische Theater verpflichtet. Die Verhandlungen zwischen ihm und Kirms, der seit 1791 Mitglied der Hoftheaterintendanz war, befinden sich im Geh. Staatsarchiv zu Weimar: 'A: 10, 032: Den Schauspieler Herrn Leo betr., 1. dessen Anstellung mittelst Contracts vom 3. April 1805; 2. dessen Entlassung am 27. Mai 1805'.

Leos Tätigkeit in Weimar, am 1. Mai 1805 begonnen, war von kurzer Dauer. Am 26. Mai 1805, nachdem er am Tage vorher in Schillers 'Maria Stuart' den Grafen Leicester gespielt hatte, ließ er sich zu folgendem ungehörigen Briefe an Kirms hinreißen:

„Als ich den Kontrakt hier einging, war mein Wunsch: in Ruhe zu kommen; ich gab meine Aussicht auf die Dresdener Bühne und einer noch einmal so starken Gage auf, um diesen Zweck zu erreichen. — Aber nach allen was ich itzt sehe und höre, habe ich unendlich fehlgeschossen, und ich bitte die hohe Kommission hierdurch gehorsamst, meinen hiesigen Aufenthalt als Gastrollenspiel zu betrachten und mir zu erlauben, morgen oder übermorgen davon zu reisen. — Unmöglich ist es mir, mich jedesmal eine halbe Stunde vorher wenn ich spielen soll, erst abzuärgern das jeder Tropfen Blut in mir kocht, meine Stimme heiser wird und die Zunge mir den Dienst versagt. — Nachdem ich 14 Tage lang gebeten, gefleht, mich selbst an Ew. Wohlgeb. gewandt wegen dem gestrigen Anzug, konnte ich es doch nicht dahin bringen, daß mir, was da war, passend auf meinem Leibe gemacht wäre; nur bloß die weiße Jacke war umgewandt — alles übrige mußte ich zerrissen und zerfetzt, wie es war, anziehn und Gott danken, daß es mir noch zusammengesucht wurde — dennoch versicherten die Schneider: die ganze Nacht gearbeitet zu haben — an neue Anzüge für Andere. — Noch bey keinem Theater mutete man mir zu, etwas zerfetztes, oder unpassendes auf meinem Leib zu hängen. — Mir sind alle diese Auftritte neu und empörend, — wende ich mich an Herrn Genast, so erhalte ich Antworten die man nur der Manier dieses Mannes zu gute halten kann, der mir vom ersten Augenblick an Beweise gab, daß er mir nicht wohl wollte — doch darüber lächle ich. — Ich habe gestern so gespielt, wie ein reizbarer Mensch der kein Komödiant ist im höchsten Unmuth spielen mußte, so nemlich, daß Schiller im Tode bereuen muß je einen Lester geschrieben zu haben, daß fühle ich besser als irgend einer der gestrigen Zuschauer — wenn gewisse Leute es darauf angelegt haben, so haben sie ihren Wunsch vollkommen erreicht. — Ich habe die Schande davon, aber ich will sie gerne tragen mit dem Bewußtseyn: daß ich zu keiner Clique tauge, die krumme Wege geht, um Armseligkeiten willen — doch genug.

Ich schließe mit der nochmaligen Bitte, daß die Hohe Kommission bewilligen möge, daß ich Übermorgen abreise; in der Erwartung einer baldigen Resolution und Erhörung meiner Bitte, bin ich mit tiefem Respekt Ew. Wohlgeboren gehorsamst ergebener Leo."

Sofortige Entlassung war die Folge dieses Briefes. Alsbald aber überkam den unglücklichen Mann die Reue, so daß er sich mit einem Schreiben, dem er in der Erregung Datum und volle Unterschrift hinzuzufügen vergaß, unmittelbar an Goethe selbst wandte:

„Hochwohlgebohrender [!] Herr Geheimrath
Gnädigster Herr!

Wie soll ich es anfangen, Ew. Exzellenz, das Gefühl zu schildern das mich so ganz niederschlägt und welches ich mir durch eine unbesonnene Aufwallung selbst zugezogen habe! — Ich habe die weite Reise hierher gemacht; ich bin ganz entblößt vom Gelde; ich bin sogar hier Kleinigkeiten schuldig, und auch meine einzige Aussicht nach Leipzig ist verschlossen, weil die Stelle bey der Dresdener Gesellschaft seit kurzen wieder besetzt ist, wie mir ein Leipziger soeben versichert hat. — Somit steht meine ganze Existenz itzt auf dem Spiel; ich bin freilich selbst Schuld, allein ich flüchte mich zu Ew. Exzellenz Großmuth — nur bis Michaelis bitte ich hochdieselben, mich wieder aufzunehmen, damit ich unterdessen wieder eine Aussicht suchen kann, und nicht ganz verderbe. Mein Kopf ist zu verwirrt, als daß ich im Stande wäre noch etwas hinzusetzen zu können. — Ich fühle, ich bin kein böser Mensch aber daß ich mir Ew. Exzellenz Ungnade zugezogen habe, macht mich unzufrieden mit mir selbst, und — unglücklich. — Mit Angst erwarte ich Hochdero Resolution, und bin mit tiefstem Respekt Ew. Exzellenz gehors" [bricht ab].

Goethe blieb fest, wie sein oben mitgeteiltes Briefchen an Kirms zeigt, und die Weimarer Bühne verlor einen Schauspieler, der eine ihrer besten Stützen hätte werden können. Als Goethe von der Leitung des Theaters zurückgetreten war, erschien Leo wiederum in Weimar, wo er von neuem verpflichtet wurde; er debütierte am 4. April 1821. Allein seine nervöse Stimmung, die bald in Verfolgungswahn überging, nahm trotz ungewöhnlichen Erfolgen mehr und mehr zu. In einem Anfall von Verzweiflung wanderte er am 24. Mai 1824 nach Oßmannstedt und machte dort im Garten einer Mühle seinem Leben mit einem Pistolenschuß ein Ende. Zwei Tage danach wurde er in aller Stille auf dem Kirchhof von Oßmannstedt beerdigt, nicht ohne Widerspruch der Gemeinde. Ein warm empfundener Nachruf findet sich in der 'Allgemeinen Thüringischen Vaterlandskunde' (Erfurt), Nr. 23, vom 5. Juni 1824.

Der Romantiker Graf Loeben als Goetheverehrer

Von **Max Hecker** (Weimar)

Am 7. September 1827 unterhält sich Goethe mit dem Kanzler v. Müller über das Gedicht des Königs von Bayern 'Nachruf an Weimar', das er als zu „subjektiv“ nicht loben kann. Es sei gar nicht poetisch, sagt Goethe, die Vergangenheit so tragisch zu behandeln, statt reinen Genusses und Anerkennung der Gegenwart, und diese erst totzuschlagen, um sie besingen zu können. Graf Loeben habe auch einmal ihm, Goethen, zum Geburtstag vorgesungen, wie er ihn erst nach seinem Tode recht loben wolle.

In Goethes Gedichten findet sich, datiert: Karlsbad, den 18. August 1818, ein Vierzeiler, der auf eben diese Verheißung des Grafen Loeben Bezug nimmt; er lautet (Werke 4, 252):

> Da du gewiß, wie du mir zugesagt,
> Nach meinem Scheiden feiern willst mein Leben,
> So laß mich dir, da es noch beiden tagt,
> Ein freundlich Wort zu deinem Tage geben.

Als Goethe im Mai 1822 die kleinen Gelegenheitserzeugnisse, in denen „festliche Lebensepochen und Lichtblicke traulicher Verhältnisse“ gefeiert werden, zu jener bunt-lebendigen Sammlung zu vereinigen begann, die unter der Überschrift 'Inschriften, Denk- und Sendeblätter' in den vierten Band der Ausgabe letzter Hand aufgenommen worden ist, sollte auch dieses „Sendeblatt“ an Graf Loeben hier seine Stelle finden; auch wurde schon, wie es zu den anderen Stücken der Sammlung geschehen ist, eine 'Aufklärende Bemerkung' dazu entworfen (Werke 5 II, 65): „Herr Graf Löben drückte seine Absicht, mir etwas Schmeichelhaftes zu sagen, in einem wohlgelungenen Gedichte dadurch aus, daß er auf mein Hinscheiden das Weitere verschob; ich erwiderte zu seinem Festtage die gegenwärtige Nummer.“ Aus irgendwelchem Grunde ist die Veröffentlichung damals unterblieben: die Strophe ist erst im 7. Bande der 'Nachgelassenen Werke' ans Licht getreten.

„Ein freundlich Wort zu deinem Tage“: es ist ein Geburtstagsgruß, den Goethe am 18. August 1818 dem Grafen gesendet hat. Graf Loeben ist am 18. August 1786 in Dresden geboren worden. Sein Name, im zweiten Jahrzehnt des 19. Jahrhunderts neben den Namen Brentano,

Fouqué, Tieck mit gleichem Preise genannt, ist heute nur noch dem Literarhistoriker geläufig[1]); nur der Literarhistoriker weiß, daß Loeben mit seiner Prosadichtung 'Loreley. Eine Sage vom Rhein', in der er einen von Brentano erfundenen Stoff weiterbildet, und namentlich mit dem einleitenden Gedichte: „Da wo der Mondschein blitzet Um's höchste Felsgestein, Das Zauberfräulein sitzet Und schauet auf den Rhein" dem berühmtesten Liede Heines Motiv, Stimmung, Wortlaut geliehen hat. Für die Wertschätzung, deren sich Loeben zu seiner Zeit als Modedichter erfreute, ist es bezeichnend, daß in einem vielgespielten, vielbelachten Theaterstück, in der höchst unterhaltsamen, treffsicheren, scharf satirischen Posse des Breslauer Arztes Karl Boromäus Alexander Sessa 'Unser Verkehr', der Schöngeist Isaschar Morgenländer, eigentlich ein Ochsenhändler, seine konjunkturmäßige Einstellung zu romantischer Kunst und Lebensauffassung nicht deutlicher machen zu können glaubt als durch die Annahme des Namens Isidorus: „Isidorus Orientalis" nannte sich Loeben als Dichter, das soll heißen: die dem Osten entstammte Gabe der Isis; er wollte damit ankünden, daß in ihm der Morgen angebrochen sei, der mit dem Glanze göttlicher Wunder die Welt erleuchten werde. „Kennst du den Karfunkel und die Hyazinthe?" fragt der bombastische Isidorus Morgenländer und spielt damit auf Loebens phantastischen Roman 'Guido' an, in dem der Karfunkel das Symbol romantischer Sehnsucht ist. Wenn schon diese Posse bei breitestem Bühnenpublikum Vertrautheit mit des Dichters Namen und Werk voraussetzt, wie vielmehr die literarischen Satiren der spottlustigen Zeit bei ihren literarisch interessierten Lesern. Keine parodistische Verhöhnung der romantischen Schule, die nicht besonders den Grafen Loeben zum Stichblatt mache, so 'Der Karfunkel oder Klingklingel-Almanach' von Jens Baggesen (1810), so vor allem: 'Die Karfunkel-Weihe. Romantisches Trauerspiel von Till Ballistarius' (1818; Verfasser: Joh. Ludw. Casper). Schon als schwärmerischer Knabe der Poesie zugewandt, als siebzehnjähriger Jüngling durch den Vortrag einer seiner Dichtungen den empfänglichen Herder zu Tränen rührend, hat der Schüler Hardenbergs alle Vorzüge und Schwächen der Romantik in sich vereinigt: Lust und Fülle der Produktion, die wie ein ungehemmter Strom aus einem regsamen, anschmiegsamen Geiste hervorbricht, Freude am Spiele verwickelter südländischer Formen, deren schwierigste selbst sich ihm fügen muß, Fähigkeit der Einfühlung in die Kräfte der stumm-beredten Natur, Neigung zu der geheimnisvollen Weisheit Indiens und den dunkeln Spekulationen Jakob Böhmes, religiöse Verinnerlichung der Kunst, aber auch die gesuchte Manier altertümelnder Sprache, das Unver-

[1]) Zu verweisen ist auf das verdienstliche, nur gar zu redselig-breite Buch von Raimund Pissin: 'Otto Heinrich Graf von Loeben. Sein Leben und seine Werke', Berlin, B. Behrs Verlag, 1905.

mögen zu scharfer Zeichnung und tiefer Charakteristik, der Taumel exaltierten Gefühls, die durch keinen Zügel der Wirklichkeit gebändigte Phantastik. Als Neunzehnjähriger etwa hat Loeben die Werke Goethes kennengelernt und „täglich neue Wonne, neue Nahrung aus diesem reinen kastalischen Quell" geschöpft; dem jungen Lyriker, der sich eben zur selben Zeit mit einer schnellen Folge einzelner Gedichte in die Öffentlichkeit drängte, klangen besonders des großen Dichters seelenvolle Lieder zu Ohr und Herzen. Auch ihm ist manches Lied gelungen; aber zu der Reinheit Goethischer Kunstauffassung hat er sich niemals durchgerungen, und die Reife in sich ausgeglichenen Künstlertums ist seinem schönen Talente versagt geblieben. Und nicht nur darum, weil ein frühzeitiger Tod ihn ereilt hat.[1])

Was aber ist es nun mit jenem „wohlgelungenen Gedichte", in dem Loeben, nach Romantikerart für eine Idee offener als für die Tatsächlichkeit, für einen Traum empfänglicher als für die Realität, den Tod Goethes gewissermaßen dichterisch vorweggenommen hat? Das Original dieses Gedichtes, das bisher als verschollen galt, ist unter ungeordneten Papieren des Goethe- und Schiller-Archivs aufgetaucht.

Dem 28ten August.

Oft hat der Mensch Gedanken wie die Träume,
Die ihm den Tag erheitern oder trüben;
Nicht nenn' ich diese Stimmen Trug und Schäume,
Es ist ein Sprechen zwischen hier und drüben;
Kaum fragt es, ob es sich für uns auch reime,
Doch ist dem Geist der Klang zurückgeblieben,
Und wiedergiebt ihn der den trauten Saiten,
Daß ihm der Freund das Dunkle helfe deuten.

So führten jezt mich öfters die Gedanken
Zu einer Stunde, wo ich werde weinen,
Wo zweier Augen theure Sterne sanken,
Die uns dies ird'sche Leben hell bescheinen;
Dich Meister! dacht' ich, wenn Du wirst erkranken,
Verwandten Geistern ganz Dich zu vereinen,
Ach, wenn die Kunde kommt: er ist gestorben!
Wer hat dann Faßung sich genug erworben?

---

[1]) Eine gut orientierende Auswahl seiner Gedichte hat Pissin herausgegeben: 'Gedichte von Otto Heinrich Grafen von Loeben', Nr. 135 der 'Deutschen Literaturdenkmale des 18. und 19. Jahrhunderts' (Dritte Folge Nr. 15), Berlin, B. Behr, 1905.

Der reiche Kranz ist Deinem Haupt' entsprungen,
Du stehst in seinem Schatten, seinen Schimmern,
Ein Füllhorn senkt sich Dir von Huldigungen,
Und alle Sterne Deines Glückes flimmern,
Du hast die frohe Gunst der Welt errungen,
Die Andern oft erblüht auf Grabestrümmern;
Wenn ich an Camoens, Shakespear gedenke,
So frag' ich, was Dich hier auf Erden kränke?

Nicht Undankbaren spendest Du die Gaben,
Es schauen alle dankend auf Dein Wallen,
Und unter Kränzen wirst Du schon begraben,
Eh' Deinen Leib empfangen Marmorhallen;
Wähnend zu wißen, was wir an Dir haben,
Wird, was wir hatten, erst aufs Herz uns fallen,
Wenn diese schöne Flamme, uns verglommen,
Nun wird in Himmelsschaalen aufgenommen!

Ja würdig ist's, daß mir die Thränen fließen,
Wie ich mich in den stillen Tag versetze!
Nicht lauter Schmerz sollt' ihn entweihend grüßen,
Genug ist's, daß Ein Schmerz die Augen netze!
Dich fühlen, kann, Dich missen, nur versüßen,
Dein Leben folgt dem eigenen Gesetze;
Unsterbliches läßt Du schon hier zurücke,
Doch, gingst Du, zählen weinend es die Blicke.

Ach, stiller wird es seyn in unsrer Mitte;
Wo, sagt man sich, ist denn Sein liebes Walten,
Des vielbewegten Wirkens ruh'ge Sitte,
Die Deutung alles Wesens im Gestalten,
Die freundliche Begleitung aller Schritte
Der neuen Zeiten wie der schönen alten?
Heil, daß wir Ihn in unsrer Mitte hatten!
Er schon hebt seine Zeit aus allem Schatten!

Nein, süße Gegenwart des schönsten Lebens,
Du klarer Blick, du Hand bereit zur Spende,
Nein, diese Thränen opfr' ich nicht vergebens,
Nicht unerhört erheb' ich meine Hände,

Lang freust noch Du, wie wir, Dich Deines Strebens,
Erlebst mit uns noch mancher Wirrung Ende,
Und lieblich, wie Du wollt'st dies Leben küßen,
Sei Dir's von einem Himmelskuß' entrissen!

Sei hold dem Liede, laß es Dir bekennen,
Was mir so bang' und wehmuthsvoll erschienen!
Nicht einen schweren Traum zwar kann ich's nennen,
Denn heiter lächeln mir des Todes Mienen;
Doch will ich gern der Welt das Beste gönnen,
Des Morgens Rosen und des Lorbeers Grünen;
Und schöner ist's und süßer, ihr zu leben,
So lang' der Dichtung Meister ihr gegeben!

Aus vollem Herzen und inniger Verehrung

Dresden, 1. August 1815.

Graf von Loeben.

Als Graf Loeben diese seine Stanzen schrieb, weilte Goethe in Wiesbaden, wo er am 31. Juli eingetroffen war, und wohl mag ihm gerade damals diese vorzeitige Vergegenwärtigung einer Zukunft, die, unvermeidbar, jedem Menschen bänglich vor der Seele steht, absonderlich vorgekommen sein. Es war ja die glückliche Zeit, in der ihn eine neue Jugend, aus dem frischen Anhauch der Heimat herausgeboren, mit einem Quell gedrängter Lieder, mit Glück und Leid einer belebenden Liebe beschenkte: wie mochte er da an sein Abscheiden denken, er, der ohnehin sein daseinsfrohes Auge von dem dunkeln Bilde des Todes abzukehren pflegte. Noch in jenem Gespräch mit dem Kanzler v. Müller vom 7. September 1827 scheint der Unmut nachzutönen, der ihn bei Loebens Worten ergriffen haben wird; vielleicht ist eben dieser Unmut auch die Ursache gewesen, daß er seinen eigenen Geburtstagsgruß vom Jahre 1818 aus der Sammlung der 'Sendeblätter' ausgeschlossen hat.

Das Gedicht von 1815 war nicht die erste Huldigung, die der junge Romantiker dem verehrten Meister dargebracht hatte. Als Frucht eines überschwenglich seligen Schwärmer- und Poetenjahres in Heidelberg hatte Loeben 1808 eine Sammlung seiner Lyrik veröffentlicht: 'Blätter aus dem Reisebüchlein eines andächtigen Pilgers'; hier findet sich in einem Cyklus: 'Den guten Göttern' in der geliebten Form des Sonetts eine tiefempfundene Danksagung an den Seelendeuter Goethe, die zu wiederholen wir nicht unterlassen dürfen (Pissin, 'Gedichte', S. 128):

Als neu mein altes Leben wollte wehen,
Genesend ich hinaustrat, still ins Freie,
Der Nebel riß, es funkelte die Bläue:
Hab' ich zuerst, o Meister, dich gesehen.

Aus leichten Wolken ließest du dich sehen,
Es loderte hell auf die Bergesreihe,
Lag Abenddämmerung in heitrer Weihe,
Und Gottes Athem hört' ich waldwärts gehen.

Da hatt' ich selbst mich inniger durchdrungen,
Wie näher war ich an mich hergetreten,
Mich faßte schnell ein freudiges Vertrauen.

Sonst war ich fremd an mir vorbei geklungen,
Nur halb verständlich Himmelsworte wehten;
Du riefest mir, die Götter anzuschauen.

Daß diese Zeilen zur Kenntnis des Gefeierten gekommen sind, ist kaum anzunehmen; der Dichter hat sein Büchlein nach Weimar zu senden nicht gewagt. Zwei Jahre später, Februar und März 1810, läßt er in Berlin eine neue Sammlung erscheinen: 'Gedichte von Otto Heinrich Grafen von Loeben. Berlin, bei Johann Daniel Sander. 1810'; hier[1]) wandelt sein beweglicher Geist am sichtlichsten in Goethes Bahnen. Nach dem Muster der leicht beschwingten Lieder seines Vorbildes, die so lebendig in ihm wirksam sind, daß sie in der Technik des Strophenbaus, ja gelegentlich sogar in Wort und Wendung aus den eigenen Versen widertönen, ergeht sich der Dichter in melodischen Klängen der Liebe und Naturbetrachtung; aber er ruft auch die freien Rhythmen Goethes herbei, um Gedanken und Gefühle eines zarten sittlichen Gemütes hineinzugießen. Im Geiste Goethes sucht er heimisch zu werden: der Romantiker, der sonst mit ziellosem Verlangen in das Land der Unwirklichkeit hinübergreift, ruft sich auf, wie Goethe in der Gegenwart zu haften, die Blume des Augenblicks zu pflücken, den Kern der eigenen Persönlichkeit in sich zusammenzufassen. In romantischer Selbsttäuschung befangen, glaubt er fähig zu sein, der Romantik absagen zu können: das große Gedicht 'Reise nach dem Parnaß' schildert in wohlgebauten Terzinen, schon der Form nach ein Gebilde der Romantik, die Abkehr des Dichters von der Mystik und seine mühselige Wanderung zu dem Ufer jenes Stromes, der ihn zum Parnaß, in das Reich der echten Dichtung, tragen wird. Drei holde Gestalten, von der Schönheit abgesandt, sind auf dem Wege seine Führerinnen: Leichtsinn, das ist die gläubige Hingabe an das Leben, Handwerk, das ist die meistermäßige Beherrschung dichterischer Technik, Gesundheit. Man sieht: das

[1]) Pissin, a. a. O. S. 213 ff.

sind die drei Genien, die auch über Goethes Leben gewaltet haben. „Möcht' ich einem ähnlich werden, Nun so weißt du, wie er heißt", bekennt der Dichter; nachdem er durch die Tat der eigenen Produktion seine Jüngerschaft bewährt hat, bricht seine Verehrung auch in unmittelbare Lobpreisung aus. Nicht nur, daß er die drei letzten Zeilen des Goethischen Gedichtes 'Mignon' („Über Tal und Fluß getragen") zum Thema einer Glosse macht, er verherrlicht auch den Meister in einer begeisterten 'Ode', die, wenn die Geburtstagsstrophen von 1815 in schwärmender Vorschau den Blick auf Goethes künftigen Tod richten, sich zurückwendet zur Stunde seiner Geburt, zu jener Stunde, die „wohl mit allem Göttlichen im Bunde" war:

> Wohl stieg der ganze Himmel,
> Wohl selbst der Vater auf des Aars Gefieder
> Im blendenden Gewimmel
> Zum sel'gen Dache nieder,
> Wo Grazien dich wiegten,
> Geschäft'ge Genien um dich her sich schmiegten.

Die 'Ode' vereinigt Goethe mit Cervantes und Shakespeare, so wie ihn das Geburtstagsgedicht 1815 mit Shakespeare und Camões zusammen nennt, wie die 'Reise nach dem Parnaß' als die „ewigen Meister unsrer Schule" feiert Goethe, Pindar, Sophokles.

Dieses Werk, in der Mannigfaltigkeit seiner Motive und Formen, in Empfindung und Gestaltung das schöne Zeugnis einer beachtlichen Dichterkraft, war wohl wert, dem Meister zu Füßen gelegt zu werden. Aus Radmeritz, einem Dorfe, das mit dem adligen Fräuleinstift Joachimstein in der Nähe des väterlichen Gutes Nieder-Rudelsdorf liegt, sendet Loeben sein Buch an Goethe mit einem Briefe, der geschrieben ist „aus dem Herzen bescheiden und einfach heraus".

Ew. Excellenz

die volle Gewalt der Empfindungen fühlen zu laßen, mit denen ich Sie betrachte und mit denen ich von frühster Jugend an, Ihrer unaussprechlichen Herrlichkeit nahend, vertraut und glüklich werden lernte — würde mir unbescheiden und vorlaut dünken. Wenn es für mich ein schöner und feierlicher Augenblik ist, wo ich wähnen darf, das, was ich seit Jahren mir so oft gewünscht, gefunden zu haben: einen ersten schwachen Ausdruk meines Danks, meiner Bewunderung, meiner Ehrfurcht und meiner Liebe für den größten und liebenswürdigsten Dichter, so fühle ich sehr tief, daß es nachsichtige Huld von Ew. Excellenz ist, wenn Sie diesen mich erfreuenden,

mich befriedigenden Ausdruk des Gefühls nicht zurükweisen und nicht mit völliger Gleichgültigkeit ansehn.

Ich wage es, mich und meine Poesie Ihrem freundlichen Antheil zu empfehlen; zahllose Stimmen tönen Ihnen entgegen; vielleicht daß in der Vermischung die meinige überhört würde, doch wahrlich es ist mehr stille fromme Andacht und eine Anhänglichkeit, die zu innig und zu treu ist, als daß ich sie dem Verdacht der Schmeichelei aussezen möchte, was meine Feder, aber nicht mein Herz zurükhält, denn in diesem spricht, auch ohne Worte, die wandelloseste Hingebung.

Ich bin mit tiefer und ewiger Verehrung

Ew. Excellenz
gehorsamster Diener

Radmoriz bei Görliz
in der Ob. Lausiz, 27. März 1810.

Otto Heinrich Graf v. Loeben.

Die Sendung kam in Weimar an, während Goethe, mit dem Abschluß der 'Farbenlehre' beschäftigt, in Jena weilte; am 16. Mai brach er von hier aus zur Reise nach Karlsbad auf. Unter diesen Umständen gibt kein Tagebuchvermerk, kein Dankesbrief, keine sonstige Äußerung Kunde davon, wie die Gabe Loebens aufgenommen worden ist. An die Karlsbader Kur, die fast drei Monate dauerte, schloß sich ein Aufenthalt in Teplitz an, wo Goethe am 6. August eintraf und bis zum 16. September blieb; auch der Herzog Karl August weilte damals in Teplitz. In Teplitz hat eine persönliche Begegnung mit Loeben stattgefunden, von der wir durch einen Brief Loebens an Varnhagen vom 5. Oktober 1810 wissen (Pissin, a. a. O. S. 213 Anmerkung). Loeben schreibt: „[Ich] verweilte dann einige schöne Tage in Töpliz, wo Goethe war und meine Näherung mit einer Güte erwiderte, die mir die heitersten Eindrücke zurückgelassen hat. Bei einem Mittagsmahl beim Herzog von Weimar, wo ich neben ihm saß, wurde mir besonders so wohl und zutraulich an der Seite des großen Meisters, daß ich mich ganz schlicht gehen lies und mich freute, daß er meiner Geschwätzigkeit und meiner Andacht gleiche Nachsicht schenkte."

Vier Jahre später sucht Loeben Goethe in Weimar auf. Wir lesen in Goethes Tagebuch vom 15. März 1814: „Früh Graf Loeben." Der Musenjünger kam als Kriegsmann, als Leutnant des 'Banners der freiwilligen Sachsen', er blieb drei Tage in Weimar; im Gefolge des Generals Carlowitz reitet er am 29. April im eroberten Paris ein.

Ende Juli ist er wieder daheim in Radmeritz, um sich dann in Dresden niederzulassen; von Dresden ist jenes Geburtstagsgedicht vom 1. August 1815 ausgegangen. Im Herbst 1817 vereinigt er sich mit Johanna Gräfin Breßler zu nicht immer glücklicher Ehe.

Die Gräfin ist es, durch die als Mittlerin sich von nun an spärliche Berührungen ergeben. Zuerst im Jahre 1818. Goethe hält sich wiederum in Karlsbad auf; er notiert in seinem Tagebuch am 18. August: „Gräfin Loeben. Gedicht." Durch die Gräfin also hat Goethe offensichtlich damals erfahren, daß ihres Gatten Geburtstag der 18. August sei; auch jene Stanzen des Jahres 1815 werden zur Sprache gekommen sein, die Goethe nun, drei Jahre hinterher, durch seinen Vierzeiler erwidert. Loeben hat nicht unterlassen, seinem freudigen Dank Ausdruck zu geben; doch ist seine Entgegnung verschollen.

„So laß mich dir, da es noch beiden tagt, Ein freundlich Wort zu deinem Tage geben", sagt Goethes Sendeblatt; aber Graf Loeben tritt eben jetzt in den letzten Abschnitt seines kaum vierzigjährigen Erdenwandels ein. Kaum sieben Jahre sind ihm noch zu leben vergönnt: zart von Gemüt und zart von Körper, hat er aus dem Kriege ein Herzleiden mit heimgebracht. Die schriftstellerische Tätigkeit dieser seiner letzten Jahre bietet kein erfreuliches Bild. Produktionslust und Produktionsleichtigkeit, die dem Reichtum seiner Lyrik zugute gekommen waren, tragen den Dichter nun zu zahlreichen Prosaerzählungen fort, die formsicherer Bildnerkraft nur zu sehr entbehren. Altertum und Mittelalter, Abendland und Morgenland, nordische Sage und südländische Novellistik geben die Stoffe her, die Gehalt und Gestalt an breite Sentimentalität oder stilisierte Unnatur verlieren müssen. Im Jahre 1819 bringt Loeben ein Werk zu Markte: 'Ritterehr' und Minnedienst', das Motive des Boccaccio verwertet; von Groß-Nennhausen aus, dem Gute seines Freundes Fouqué, wo er oft wochenlang als Gast geweilt hat, sendet Loeben das Werk an Goethe.

Ew. Excellenz

erfuche ich, mit der milden Nachsicht des hohen Meisters die kleine Gabe anzunehmen, die ich Ihnen darzubringen mir die Freude mache. Möchten Sie in dieser Bitte nicht den Wahn, Ihnen etwas darzureichen, das Ihrer vollkommen würdig wäre, sondern nur den Wunsch, Verehrung und Dankbarkeit auszusprechen, finden. Das leztere Wort betreffend, darf ich der so wohlwollenden und aufmunternden Erinnerung gedenken, welche mir im vorigen Sommer zu Theil wurde und deren erfreuenden Eindruck wiederzugeben, ich nicht unterlaßen konnte; mögen Ew. Excellenz jene Worte mit gleichem Wohlwollen auf-

genommen haben. Mein eigentlicher Wunsch war, Ihnen jezt selbst in Weimar aufzuwarten; nur die Eil meiner Reise nach Ems schmälert dieses mein Verlangen. Der zweite Theil von 'Ritterehr' und Minnedienst' soll mehr deutsche Geschichten enthalten, und ich zürne dem Buchhändler, daß er die 1. auf dem Titel unterschlug. Eine Vorrede hätte vielleicht nichts geschadet, da ich mir gänzlich bewußt zu seyn glaube, warum ich es für Dichterwerk halte, betagte Geschichten wiederzuerzählen; aber ein treffendes Meisterwort über Vorreden schwebte mir vor. Meine Frau wünscht, in Ihr Andenken zurückgerufen zu seyn, und ich bitte Ew. Excellenz, die Versicherung der hohen Verehrung gütig anzunehmen, womit ich bin

Ew. Excellenz
ganz gehorsamer Diener
O. Heinrich Graf von Loeben.

GrosNenhausen,
28. Juli 1819.

Mit dem treffenden Meisterwort über Vorreden, das dem Briefschreiber vorschwebte, wird Goethes Bemerkung aus dem 13. Buch von 'Dichtung und Wahrheit' gemeint sein (Werke 28, 233 f.): „Wie vergeblich . alle Vorreden seien, hatte er [der Dichter des 'Werther'] schon längst eingesehen; denn je mehr man seine Absicht klar zu machen gedenkt, zu desto mehr Verwirrung gibt man Anlaß."

Goethes Tagebuch schweigt von Brief und Sendung; auch zu einer Danksagung ist es nicht gekommen. In Goethes Bibliothek ist keines der Werke Loebens mehr vorhanden.

Was nun aber den Dichter veranlaßt hat, die Geburtstagshuldigung von 1815 im Jahre 1821 in Druck zu geben, wäre schwer zu sagen. Sie erschien in Nr. 199 des 'Literarischen Conversations-Blattes' vom 28. August 1821, im Wortlaut mehrfach vom ursprünglichen Texte abweichend; insbesondere sind die dritte und die achte Strophe ganz weggefallen.[1]) Die Überschrift lautet: 'An Goethe. (28. August 1815)'; die Unterschrift: L.

Das Jahr 1823 vereinigt die Gräfin wieder mit Goethe zu gemeinsamem Badeaufenthalt in Karlsbad; sie ist in der Gesellschaft einer Fürstin von Hohenzollern. Goethes Tagebuch berichtet am 4. Juli: „Nach Tische bei der Fürstin Hohenzollern und Frau Gräfin Loeben"; am 30. Juli: „Die Fürstin Hohenzollern und Frau von Loeben [zu Besuch]"; am 31.: „Fürstin von Hohenzollern, von Loeben, zusehend

[1]) Pissin, 'Gedichte' S. 134 ff.

Hensels Zeichnen." Wilhelm Hensel zeichnete ein Goethebild; die Anwesenheit der Damen gereichte dem Werke, das schon in der Anlage verfehlt war, nicht zum Vorteil. „Unglücklicherweise", so schreibt Goethe an Schultz (Briefe 37, 177), „kam die Fürstin Hohenzollern dazu, die ihn [den Künstler] durch allerlei Belehrungen und Andeutungen zerstreute, so daß er sein Werk endlich selbst mit Mißvergnügen ansah."

Den Grafen hatte damals schon die Hand des Todes berührt: zu Ende des Jahres 1822 hatte ihn ein Schlaganfall getroffen; epileptische Anfälle, von Zerrüttung der Nerven begünstigt, waren die Folgen. Eine magnetische Behandlung durch Freund Justinus Kerner in Weinsberg brachte nur scheinbare Besserung. Am 3. April 1825 ist Graf Loeben gestorben: ein romantisch-ironischer Rollentausch, entsprungen aus einer Laune des unberechenbaren Schicksals, hat den Romantiker, der Goethes Tod zu beweinen verheißen hatte, ihn, den um so viel Jüngeren, sieben Jahre vor dem hochbetagten Greise ins Grab sinken lassen. Und als nun Goethe, den die Gräfin sicherlich in Karlsbad von dem schlimmen Zustande ihres Gatten in Kenntnis gesetzt haben wird, die Nachricht seines Ablebens erhält, da steigt in ihm die Erinnerung jener Geburtstagshuldigung auf, zugleich aber auch das Bild des Geburtstages selbst, den er auf der Gerbermühle am Main, umgeben von teilnehmenden Freunden, von Suleikas Liebe hochbeglückt, verlebt hatte, und er ruft dem Geschiedenen einen zweiten Vierzeiler nach:

Nun ist's geschehn! Dir hat ein herber Streich
Das schöne Lebensglück entrissen;
Drum ist es besser, auf der Stelle gleich
Die Freunde preisen, die Geliebte küssen!

Augenblicksbilder zu Goethes Leben

Von Hans Wahl (Weimar)

Hätte Goethe im Zeitalter der illustrierten Wochenschriften, der Magazine und Bildbeilagen der Tageszeitungen gelebt, so würden wir eine große Anzahl von „Momentaufnahmen“ vor uns ausbreiten können, die ihn in mannigfaltiger Umgebung, in verschiedenartigen Situationen zeigen würden. Vieles von dem, was der flinke Kamerareporter oder Kurbeljournalist der Wirklichkeit abgewonnen hätte, würde seinen Reiz haben; manches aber würden wir wohl gerne missen, weil sich die selbstschaffende Phantasie durch die Starrheit des Augenblicks eingeengt fühlen würde. Nun hat aber Goethe in einer Zeit gelebt, wo das Tempo der Berichterstattung einen besinnlichen Gang nahm und mit der mangelnden Möglichkeit das Bedürfnis nach Bildbericht kaum vorhanden war, und darum gehören Bildnisse Goethes, die den heutigen Momentaufnahmen entsprechen würden, zu den größten Seltenheiten. In der kleinen anspruchslosen Reihe von Bildern, die wir im Nachstehenden besprechen und zum Teile zeigen, wird wohl niemand eine porträttreue Folge erwarten, sondern lediglich Situationen, in denen Goethes Anwesenheit dabei, wo sie nicht feststeht, mit mehr oder weniger Sicherheit erschlossen werden kann, nicht aber etwa durch ein Erkennen seiner uns geläufigen Gesichtszüge erwiesen wird. Ja, diese spielen naturgemäß in unserem Zusammenhang kaum eine Rolle. Handelt es sich doch um zeichnerische Randbemerkungen zum Leben Goethes, deren Reiz nicht im Ikonographischen, sondern im Biographischen liegt. Einige kleine Überraschungen werden sich jedoch aus unseren bescheidenen Zusammenstellungen ergeben.

Wir müssen uns dabei in die Nähe der Künstler verschiedenen Grades begeben, die Goethes alltäglichen Lebensweg kreuzten oder die er sich zugesellte. Wir beginnen die Reihe mit Georg

Melchior Kraus. Dieser Frankfurter Maler war schon Weimaraner geworden, ehe Goethe den jungen Herzog kennenlernte, und er blieb es bis zu seinem Tode. Sein Name ist allein dadurch unsterblich geworden, daß er mit fleißiger Nadel das landschaftliche Weimar der ersten Hälfte der Goethezeit in vielen Blättern festgehalten hat. Als Direktor des Freien Zeichen-Instituts kam er mit Goethe, besonders im ersten Jahrzehnt, vielfach in Berührung, und als Mitwirkender bei den Liebhaberaufführungen in Ettersburg und Tiefurt ist er uns dann ein besonders willkommener Zeuge, wenn er Szenen des Dargestellten, wie bei Einsiedels 'Zigeunern' und Goethes 'Fischerin,' oder Bilder vom Treiben hinter den Kulissen etwa der 'Zauberflöte' oder der Oper 'Zobëis' in Wasserfarben malte. Wir besitzen von ihm eine Kreidezeichnung (Tafel 2 a), die er anlegte, als Goethe den Adolar in Einsiedels 'Zigeunern' spielte, eine Bewegungs- und Gewandstudie unter Vernachlässigung des Gesichts. Linke Hand und Füße sind mit sicheren Strichen noch einmal daneben notiert. Das Ganze ist trotz mangelndem Antlitz eine reizvolle skizzenhafte Verewigung eines Augenblicks in Goethes Ettersburger Leben: Goethe als Akteur des Liebhabertheaters!

Ob wir Goethe, den ersten Gestalter des Weimarer Parkes, auch im Bilde sehen dürfen? Wir können den Beweis dafür leider nicht mit Bestimmtheit antreten. Kraus hat im Jahre 1778 als zweites Blatt seiner ersten Folge von radierten Landschaften ein Parkbild herausgegeben, das die Gegend der Floßbrücke mit dem Gartenhaus links im Hintergrund und im rechten Mittelgrund das Borkenhäuschen zeigt. Im rechten Vordergrund lehnt sich mit dem linken Arm an die brüchige Felswand ein junger Mann; zu ihm hinauf klimmt ein Knabe, der mit beiden Armen einen Hund auf das Felsenplateau hebt (Tafel 2 b). Der Hund ist zwar kein schwarzer Spitz, aber warum soll man deshalb nicht daran denken, in seinem Herrn den zwölfjährigen Peter im Baumgarten zu sehen, der im August 1777 an Goethes Gartenpforte angeklopft hatte? Und warum soll man dann in dem jungen Manne an dem Felsen nicht Goethe sehen, der im Frühjahr 1778 gerade diesen Felsen zu dem jetzt noch erhaltenen Tore gestaltete? Wäre das Borkenhäuschen nicht auf dem Blatte, so

würde unser Schluß leichter sein; denn dieses entstand erst Anfang Juli 1778, und Peter siedelte Mitte April schon nach Ilmenau über. Da Kraus jedoch seine Landschaften erst zeichnete, so bleibt es immer noch möglich, daß er auf der Platte erst das ganz neuentstandene Häuschen hinzufügte. Man darf daran um so eher denken, als unser Bild das Felsentor noch nicht gestaltet zeigt, sondern etwa den Zustand der „Treppe" aus den Anfängen der „Wühl"-Arbeit Goethes im März und Anfang April 1778. Vielleicht wird unsere Vermutung einmal durch ein Zeugnis zur Entstehung der Kraus'schen Arbeiten bestätigt; bis dahin steht es uns frei, gläubig oder ungläubig zu sein.

Kraus war nun auch der erste Künstler, den Goethe zum Reisebegleiter bestellte mit der Aufgabe, Landschaftliches, in diesem Falle Geologisches, mit dem Stifte festzuhalten. Das geschah auf Goethes Harzreise im August 1784. Die vielen sauber gearbeiteten großen Blätter sind noch erhalten, und man ist versucht, auf manchem Bilde Goethe zu sehen, ohne den Beweis dafür erbringen zu können. Aus der Fülle der Blätter scheiden diejenigen aus, welche Kraus anfertigte, während Goethe in Braunschweig weilte; es kommen nur solche in Betracht, die Goethe selbst auf dem Papier hat „wachsen sehen", das heißt, die dann entstanden, während Goethe in den Felsen der Nachbarschaft umherstieg oder, sich ausruhend, „die großen und schönen Schriftzeichen der Natur betrachtete und sich leserlich machte". Dann geschah es, daß der Dichtergeolog als Staffage in das Bild einging, wie auf dem Felsengebilde, das wir aus mehreren gleichberechtigten Blättern auswählen (Tafel 3a), um ein Augenblicksbildchen zu geben zum Thema: Goethe als geologischer Harzwanderer.

Nie wieder in seinem Leben ist Goethe so reich von Künstlern umgeben gewesen wie in Italien. Wir haben früher ('Jahrbuch der Goethe-Gesellschaft' 8 [1921], S. 159) über die Kleinbildnisse, die damals neben den Porträts Tischbeins, Trippels und der Angelika Kauffmann entstanden, berichtet und erinnern hier nur an die beiden Fensterbilder in der Collinaschen Wohnung, von denen eines damals als Neuentdeckung veröffentlicht wurde. Auch des Interieurs mit dem „verfluchten zweyten Küssen" ist damals gedacht worden, das seit langem bekannt ist. Dabei

wurde auch hingewiesen auf die Blätter, die nach Goethes Zeugnis „von Tischbein meist abends, wenn wir beisammen waren, gezeichnet“ wurden. Wir haben eines der Blätter, auf das sich Goethes Bemerkung: „Abendgespräch, ich lag im Bette“ bezieht, hier zum ersten Male wiedergegeben (Tafel 3b). Die mit wenigen lockeren Bleistiftstrichen hingeworfene Zeichnung legt auf die Wiedergabe der Gesichtszüge keinen Wert, obwohl wir in der Gestalt zur Linken Goethes Freund Karl Philipp Moritz zu erkennen haben. Auf jeden Fall zeigt sie einen intimen Augenblick in Goethes römischem Leben, der sich gewiß oft wiederholt hat: ein Kunstgespräch in vorgerückter Stunde.

Merkwürdig ist es nun, daß bisher niemand auf den Gedanken gekommen ist, ein mehrmals publiziertes Bild des Malers Johann Georg Schütz: 'Am Strand von Fiumicino' genauer zu betrachten und die dargestellten Personen voneinander zu scheiden (Tafel 4a). Schütz hat die in Goethes Nachlaß bewahrte Sepiazeichnung mit seinem Namen bezeichnet und dazu bemerkt, daß sie nach der Natur im Jahre 1786 entstanden sei. Daß dieses Bild ein persönliches Interesse für Goethe besaß, zeigt sich daraus, daß es gerahmt bis zu seinem Tode in einem seiner Wohnzimmer hing. Nun bemerkt Goethe in seiner Reisebeschreibung unter dem 8. Dezember 1786, er habe die Absicht gehabt, „von der angenehmen Spazierfahrt ans Meer und vom Fischfang daselbst umständlich“ zu berichten; allein der Armbruch des Freundes Moritz auf der Rückkehr habe die Freude gestört und in den „kleinen Zirkel ein böses Hauskreuz gebracht“. Wir erfahren dadurch, daß Moritz an der Fahrt nach Fiumicino teilnahm. Auch Tischbein gehörte zu den Reitenden oder Fahrenden; denn er hat die zweite Augenblicksaufnahme Goethes an diesem Tage mit rascher Feder umrissen: die Szene, die uns den schnell herbeigerufenen Chirurgen bei der Vorbereitung des Verbandes zeigt, während Goethe mit tröstendem Zuspruch vor dem schmerzbeladenen Freunde kniet. Auf dem Strandbilde von Fiumicino sehen wir nun sechs Teilnehmer; als siebenter kam Schütz als Zeichner hinzu. Mit Sicherheit erkennen wir Moritz im Gespräch mit den beiden Fischern; ihm wendet den Rücken zu wahrscheinlich der Hofrat Reiffenstein. Vor ihm kniet, im Profil

6*

deutlich, Tischbein. Der zu ihm spricht, ist allem Anschein nach Goethe. In sitzender Haltung umfaßt er mit der Linken einen Fisch. Der Zuhörer neben ihm läßt sich nicht ohne weiteres erraten. Wir können heute nicht mehr rekonstruieren, welche Ideen der Naturbetrachter Goethe damals vortrug, und dürfen uns darum freuen, ihn hier zu sehen, wie er seine Gedanken eindringlich darlegt. Das Bild verrät uns aber doch mehr von dem, was Goethe beabsichtigt hatte, nach Weimar zu berichten. Es erzählt uns „vom Fischfang daselbst", der für Goethe ganz neu war. Nicht nur von der Mannigfaltigkeit der Fischarten, die hier das Meer verschwenderisch anbietet, sondern auch davon, wie die Fischer mit breitgespannten Netzen weit hinausgehen in das Meer, wie sie mit gemeinschaftlicher Kraft, halb nackt, meist nur mit einer Hose bekleidet, den Fang ans Land ziehen. Von ihren rhythmischen Schreien wie von dem Rhythmus ihrer braunen Körper beim Einschleppen würde Goethe wohl erzählt haben und von der besonderen Art, wie sie den frischen Fang den Fremden anboten. Derartiges deutet das Schützsche Bild an, das wir hier nur in einem Ausschnitt wiedergeben. Goethes lebendige Erzählung müssen wir freilich trotz alledem vermissen.

Als Goethe die Reise nach Sizilien vorbereitete, verpflichtete er den Maler Kniep als Reisezeichner. Kniep hat mit überscharf gespitztem Bleistift auf Goethes Wunsch und auch aus eignem Antrieb Landschaftliches und Architektur meist nur in zartem Umriß aufs Papier gebracht und so mehr oder weniger treulich seine Aufgabe erfüllt. Während Kniep seine feinen Linien zog, durchstreifte Goethe die Gegend: in Knieps Skizzen begegnen wir ihm infolgedessen nur einmal auf einem winzigen Blatte (Tafel 4 b). Dieses zeigt Goethe auf dem Wege nach dem mit unsinnigen Steinbildwerken überladenen Schlosse des Prinzen Pallagonia, wie er an der Mauer, jenem „fortlaufenden hohen Sockel, auf welchem ausgezeichnete Basamente seltsame Gruppen in die Höhe trugen", kurze Rast macht. Noch viel kleiner als dieses Bildnis, auf dem man eigentlich nur den großen Schattenhut Goethes sieht, ist jene Erinnerungszeichnung, in der Tischbein am Rande eines Briefes an Goethe ein dreißig Jahre zurückliegendes Erlebnis skizziert hat („Schriften der Goethe-

Gesellschaft' 25 [1910], S. 20): Goethe der Geolog auf dem Wege nach Neapel, in Gefahr, von einem den abschüssigen Hügel von Albano herunterrasenden Ochsenwagen ergriffen zu werden. Ebensowenig erkennbar ist die Gestalt des Vesuvbesteigers auf einem Blatte Tischbeins in Goethes Sammlungen, die auf Goethe gedeutet werden darf, da Tischbein zurückblieb, während Goethe den Aufstieg mit dem Führer wagte. Da die Zeichnung bisher unrichtig Goethe zugeschrieben wurde, konnten die undeutlichen Figuren nicht für den Dichter und seinen Führer gelten.

Wir wissen nun aber auch von Hackert, dem am Neapolitaner Hof hochangesehenen und damals — auch von Goethe — überschätzten Maler, daß er im Juli 1787 in der Absicht, Goethes Zeichenkunst zu fördern, mit dem Dichter einen mehrwöchigen Aufenthalt in Tivoli geteilt hat. In diesen Wochen wird auch jenes große Blatt Hackerts entstanden sein, das sich noch heute unveröffentlicht in Goethes Nachlaß vorfindet (Tafel 5): eine Baum- und Buschlandschaft, in deren linker Ecke vorn der Schüler rastet. Neben dem hochgezogenen linken Bein, auf dessen Knie die rechte Hand ruht, liegt der große Hut. Die linke Hand faßt mit einer nicht ganz verständlichen Gebärde nach der Stirn. Wir dürfen kaum daran zweifeln, daß wir hier den „Lehrling" Goethe vor uns haben, wie er die Landschaft mit den Augen des Meisters zu erfassen sucht in jenen glücklichen Wochen, wo ihm wie durch ein Wunder „die Bäume und Felsen" der Albaner Berge und nach der Rückkehr in die ewige Stadt „Rom selbst" anfing, „lieb zu werden", die er bisher nur „als fremd" gefühlt hatte.

Als Goethe im Norden wieder heimisch geworden war, hat er zwei seiner Künstlerfreunde dorthin gezogen, den einen auf kurze Zeit, den andern lebenslang. Lips und Heinrich Meyer haben beide ein Bildnis Goethes geschaffen; aber uns sind keine Situationszeichnungen bekannt, in denen sich die Zeit der Hausgenossenschaft irgendwie widerspiegelt. In jenen ersten Jahren waren jedoch einmal drei Maler um Goethe, als dieser auf Wunsch seines Herzogs der Belagerung von Mainz beiwohnte: Georg Melchior Kraus, der nicht unbegabte englische Dilettant

Charles Gore und der Weimarer Radierer Horny. Leider hat Kraus nicht auch Goethe als Belagerungsgast gezeigt, so wie er Gore in seiner Behausung beim Frühstück in einem reizvollen Aquarelle verewigt hat (Werke 33, 301); aber es ist eine alte Überlieferung, gegen die sich nicht viel einwenden läßt, daß auf einer Gruppe seiner großen Aquarelldarstellung des eroberten Mainz, die im kolorierten Stich vervielfältigt worden ist, Goethe zu erkennen sei, wie er durch das lange Fernrohr schaut. Daß dieser Gruppe eine besondere Bedeutung zukommt, wird dadurch betont, daß Gore, der die Festung von einem ähnlichen Standpunkte aus gezeichnet hat, uns dabei die gleiche Gruppe in unmittelbarer Kopie nach Kraus vor Augen stellt, freilich unter Weglassung einer Person und ohne Rücksicht auf ihre Anpassung an das Gelände. Was Goethe durch sein Fernrohr sieht, sind offenbar die im Mittelgrunde liegenden Rheininseln (Tafel 6).

Aus jenen Jahren ist in photographischer Nachbildung eine verschollene Zeichnung überliefert, die Goethe im Reisemantel und in Stiefeln darstellt und nach der Überlieferung um 1792 in Jena entstanden ist: als Goethe im Gespräche mit Knebel vor der Wohnung einer Dame auf und ab ging, soll diese ihn gezeichnet haben. Solange sich das Original nicht findet, wird man leider die Antwort auf die Frage, ob man sich Goethe auf der Straße so vorstellen darf, vertagen müssen. Zwei Jahre später war es Schiller, mit dem Goethe in einer für das deutsche Geistesleben segensreichen Nacht „hin und her" durch die Straßen Jenas ging. Wie sich Goethe in Weimar auf der Straße bewegte, das hat uns Riemer, als Dilettant leicht ins Karikierende geratend, auf seinem bekannten Blatte gezeigt, das doch wohl nicht wie bisher 1810, sondern später zu datieren ist.

Wir wären hier am Ende unserer kleinen Wanderung durch Goethes äußeres Leben, wenn nicht vor kurzem der Zufall die Zeichnung eines Dilettanten ans Licht gefördert hätte, die dieser einem Brief aus Weimar beigab. Es war der Privatdozent der Theologie in Jena Dr. Ernst Theodor Henke[1]). Er gehörte zu

---

[1]) Brief und Zeichnung hat im 'Braunschweigischen Magazin' **1926**, Nr. 4 Geheimrat Dr. Paul Zimmermann-Wolfenbüttel veröffentlicht, der in dankenswerter Weise die Wiedergabe im 'Jahrbuch' gestattet hat.

einer Abordnung der Universität, die sich am 28. August 1827 nach Weimar begab, um dem 78jährigen Dichter die Glückwünsche der Hochschule auszusprechen. Henke, ein Sohn des berühmten Helmstedter Theologen, den Goethe seit langem kannte, fand den König von Bayern und den Großherzog Karl August bereits in Goethes Hause vor, als er eintrat und sich hinter den übrigen Gratulanten einreihte. Der König, so schreibt Henke an seine Mutter, „hatte als Cadeau seinen großen Orden zur Baierischen Krone selbst überreicht. Durch die geöffnete Thür sahen wir ihn bei Goethe, heftig perorirend über Kunst und dergleichen, auch selbst darstellend, wie die Statuen aussähen, von denen er sprach, sonst costümirt, daß man ihn für einen Studio angesehn hätte, mit altem Oberrock und Hut, schwarzes Halstuch umgeknüllt, Haare schlicht zurückgestrichen und hinten wie mit der Gartenscheere beschnitten, und großem Schnurrbart".

An dieser Stelle des Briefes hat der junge Henke seinen Eindruck trotz ungeübter Hand mit großer Lebendigkeit wiedergegeben. Die persönliche Ehrung des greisen Dichters durch den bayrischen König, die nicht nur weithin in Deutschland Zustimmung erweckte, sondern auch für Goethe selbst ein erfreuliches Ereignis war, an das er mit Freuden zurückdachte, hat hier einen bescheidenen bildmäßigen Ausdruck gefunden, der uns als eines der Zeugnisse für die Huldigung des Vertreters der staatlichen Macht vor dem übermächtigen Genius für immer anziehend bleiben muß (Tafel 1).

Es ist nicht ausgeschlossen, daß sich zu unserer kleinen Reihe noch das eine oder das andere Blatt finden lassen wird, das uns Goethe auf einem „Augenblicksbild" zeigt, und es wäre kein Wunder, wenn die künstlerischen Nachlassenschaften besonders seiner italienischen Freunde dabei eine Rolle spielten. Freilich ist es für den Kunsthistoriker keine allzu lohnende Aufgabe, den Nachlässen der Schütz, Kniep, Bury, Tischbein und selbst Hackerts nachzugehen, deren römisches Leben ein Menschenalter vor der Zeit liegt, die für die deutsche wie für die deutschrömische Kunstgeschichte Ertrag verspricht; die Goethewissenschaft selbst hat gegenwärtig andere Aufgaben, wenn ihr auch solche Rand-

bemerkungen, wie sie hier berührt worden sind, nicht unwillkommen sein werden. Tragen sie doch dazu bei, für Augenblicke das äußere Leben Goethes objektiv zu erhellen, um dessen innere Erfassung wir alle, subjektiv gebunden, ringen. Und da es ein großes Glück ist, ihm so oft wie möglich im Geiste zu nahen, so wird man die bescheidenen Zeugnisse seiner körperlichen Nähe, wenn sie sich vermehren, dankbar begrüßen dürfen.

Ein neuentdecktes Manuskript Hamanns

Von **Karlwerner Klyber** (Salzburg)

> Ich gebe die Hoffnung nicht auf, eine Herausgabe der Hamann'schen Werke entweder selbst zu besorgen oder wenigstens zu befördern, und alsdann, wenn diese wichtigen Dokumente wieder vor den Augen des Publikums liegen, möchte es Zeit sein, über den Verfasser, dessen Natur und Wesen das Nähere zu besprechen.
>
> (Goethe über Hamann in 'Dichtung und Wahrheit', Werke 28, 108.)

In der Handschriftensammlung Dr. Stefan Zweigs zu Salzburg befindet sich ein wichtiges Manuskript Georg Hamanns, das dem Hamannbiographen C. H. Gildemeister zwar bekannt war, aber doch bisher nie das Licht der Öffentlichkeit erblickt hat.

Es handelt sich um seine Streitschrift 'Schürze von Feigenblättern' aus dem Januar 1777. Das acht Quartseiten umfassende Manuskript besteht aus zwei Teilen: 'Nachhelf eines Vokativs' und 'Charfreytagsbuß für Capuziner' und gelangte aus dem Nachlaß des preußischen Regierungspräsidenten Theodor Balthasar Nicolovius, des jüngeren, aber sehr vertrauten Freundes und Schwiegersohnes Hamanns, in den Besitz Gildemeisters. Dann war es lange Zeit verschollen, um jetzt endlich durch die Güte Dr. Stefan Zweigs zur Veröffentlichung freigegeben zu werden.

Zuvor sei einiges über die Anlässe zur Entstehung des Aufsatzes gesagt. Im Januarheft 1776 seines 'Teutschen Merkur' hatte Wieland die Frage aufgeworfen: 'Wird durch die Bemühungen kaltblütiger Philosophen und Lucianischer Geister gegen das, was sie Enthusiasmus und Schwärmerei nennen, mehr Böses oder Gutes gestiftet? Und in welchen Schranken müßten sich die Anti-Platoniker und Luciane halten, um nützlich zu sein?' In Nr. 8, August 1776, erschien 'Eines Ungenannten Antwort' auf diese Frage, in der die Lucianischen Geister und kaltblütigen Philosophen ziemlich derb abgefertigt wurden. Sie war daher nicht im Geiste Wielands abgefaßt, der sie denn auch mit etwas bitteren Fußnoten und einer angehängten 'Nachricht des Herausgebers' versah, worin er sein Mißfallen aussprach. Er erklärt darin, daß ihm der Verfasser unbekannt sei, daß aber jeder ruhige Leser die Vermutung hegen müsse, einen Cicero pro domo sprechen zu hören. Wielands großes Zartgefühl, das sich erst jüngst bei den gehässigsten Ausfällen gegen Hamann gar nicht

geregt hatte, fühlte sich durch die Nennung von Personen und Örtern in dieser Erwiderung verletzt. Eine Fortsetzung dieser 'Antwort eines Ungenannten' brachte das Septemberheft. Sie enthielt einen Satz: „Wer vorausgeht, trage Sorge bei der Brücke ohne Lehnen", der Hamann noch viel Kopfzerbrechen machen sollte.[1])

Hamann wurde durch diese Streitfrage gewaltig aufgerüttelt. Am 16. Januar 1777 war sie zu seiner Kenntnis gekommen; am 24. Januar schreibt er seinem Freunde, dem Kapellmeister Joh. Friedr. Reichardt: „. . . der ganze Faden meiner Ideen und Empfindungen war von dieser Lectüre als wie von einer Parce zerschnitten. Ich war nicht im Stande, eine Feder zu halten — und habe seit acht Tagen nichts thun können, als No. 8 und Zeter und Weh über den deutschen Merkur und unsern darin mißhandelten Landsmann lesen und denken." Er hielt den Landsmann Herder für den Verfasser der 'Antwort eines Ungenannten' und war entrüstet über die Respektlosigkeit, mit der Wieland in Fußnoten und Nachwort gegen Herder aufzutreten wage.

Wie seine schriftstellerische Tätigkeit angeregt wurde, erzählt er in einem Briefe vom 10. März an Herder. Am 16. Januar habe Freund Kreuzfeld mit dem Augustheft des 'Deutschen Merkur' an sein Fenster geklopft: „Ich gab alles auf und las die 'Antwort eines Ungenannten' auf die Frage des kalten Jänners; habe Morgens und Abends daran gelesen und es den ganzen Tag vor meinen Augen gehabt, nicht geruht, bis ich den 20. [Januar] den September erhielt [das ist das Septemberheft mit der Fortsetzung der 'Antwort'] und denselben Abend noch Lust bekommen, die tollsten Grillen unter Einen Gesichtspunkt zu bringen, drey Dedicationen zu einem opusculo, das vielleicht kaum drey Bogen ausmachen wird, entworfen, das erste Hauptstück unter dem Titel: Nachhall eines Vocativs, der kein anderer als des Gevatters Claudius Nachtwächter ist."

Wie Hamann zu diesem Titel kam, wird aus folgender Stelle der im Augustheft befindlichen 'Antwort' klar: „Ich erinnere mich hier drey allerneustberühmter Lucianischer Geister und ihrer Bemühungen, die sich Kürze und Wahrheit halber unter Einem Titel bringen ließen — Nachhelf eines V . . .ivs!" Dabei folgende Fußnote Wielands: „Warum nicht herausgesagt, Vomitivs?"

Am 18. Januar 1777 hatte er noch an Hartknoch geschrieben: „Habe drei Dedicationen geschrieben zu einer Commedia, von der ich weder Anfang noch Ende absehen kann, und die il Dante, il divino Autore, und

---

[1]) Über die Geschichte dieser Frage, die auch Lessing und Herder zur Beantwortung aufrief, siehe Wahl, 'Geschichte des Teutschen Merkur', Berlin, Mayer und Müller, 1914, S. 110f. Über Hamanns Parteinahme siehe die ausführliche Darstellung, die Unger von der ganzen Sache gibt: 'Hamann und die Aufklärung', Jena 1911, 1, 432ff.

el Poëta Christiano des rasenden Rolands übertreffen soll. Da kein scheuer Gaul sondern der leibhaftige Cerberus meinem Karren vorgespannt ist: so können Sie leicht errathen, wie in meinem Kopfe ein Jagdschlitten fährt und nicht von der Stelle kommt, und wie sehr ich mir eine Scorpionen-Keule zur Schreibfeder wünsche. Ainsi soit-il."

Obwohl Hamann mit seiner Streitschrift große Pläne hatte, so kam er doch über die ersten Ansätze nicht wesentlich hinaus, und seine ursprüngliche Begeisterung flaute bald ab.

Es ist aus Hamanns besonderen Lebensumständen zu erklären, daß seine Autorschaft gerade in den Jahren 1777—1778 fast gänzlich schlummerte und daß die einzelnen Anläufe ohne den erwünschten Fortgang blieben und nur Fragmente zurückließen. Von allen diesen Bemühungen ist die um die Frage des 'Merkur' noch seine ernstlichste; freilich, als er erfuhr, daß die 'Antwort' nicht von Herder herrührte, und er sich auch überzeugt hatte, daß diese nicht so ausgefallen sei, wie zu wünschen gewesen wäre, so erkaltete sein Eifer, obgleich er noch im folgenden Jahre die Arbeit wieder aufnahm. Denn ganz verließen ihn nie die sonderbaren Spukgedanken, die die Frage in ihm heraufbeschworen hatte. Am 23. Juni 1777 fragt er bei Herder an, ob dieser nicht der Verfasser der 'Antwort' sei, und berichtet gleichzeitig von einem Besuche bei Kant: „Am Fest Trinitatis besuchte ich Kant, der mir den März und April des deutschen Museums mittheilte, worin er auch die Frage des Merkurs zu beantworten versucht; mußte Kant nolens volens Recht geben, der mit dem Versuch unzufrieden war. Melden Sie mir, bester Herder, unter welchen Bedingungen Sie immer wollen, ob die Beantwortung im Merkur von Ihnen ist oder nicht. Es ist mir viel daran gelegen, hierüber Gewißheit zu haben. Wenn Sie es sind, sagen Sie mir ein Paar Worte, was Sie gedacht oder jetzt denken bey der Brücke ohne Lehne. Ich beschwöre Sie bey aller Freundschaft und Liebe, diese zwey Puncte mir zu beantworten. Meine Schrift liegt mir immer vor Augen, aber seit dem Jänner habe ich keinen Zug daran thun können."

Herder machte am 20. März 1778 den Versuch, ihn zur Vollendung seiner Schrift anzustacheln: „Und nun, liebster Freund, was macht Ihre Brücke ohne Lehnen? Mich durstet so sehr, wieder Einen gedruckten Bogen von Ihnen zu sehen, daß ich darnach wandern möchte. Unterlassen Sie doch nicht ganz und gar, die Geschichte Ihres Geistes und Lebens zu continuiren, wenn Ihre Schriftstellerei auch anders nichts wäre." Erst am 3. Advent 1779 geht Hamann auf diese Anregung Herders näher ein: „Ungeachtet dieses Zwischenspiels [Lektüre des Josephus] habe ich auch meine Blätter von 1777 wieder vorgenommen: 'Schürze von Feigenblättern', 1ter Theil: Nachhelf eines Vocativs, ist fertig seit dem Jänner 1777, und bezieht sich ganz auf des Asmus Nachtwächter. Der 2te: Charfreitagsbuße für Capuziner, ist angezapft. 3. Die Brücke ohne Lehne — ist eine unbekannte Größe für mich. Die ganze Idee ent-

stand aus dem Mißverständnisse, das ich mir jetzt kaum selbst vergeben kann, in Ansehung der Auflösung der Aufgabe über die Luciane und Platoniker, im August des deutschen Merkurs 1776, für deren Verfasser ich Sie hielt."

Endlich hatte Hamann über den wahren Verfasser der 'Antwort' Klarheit bekommen. Es war Johann Kaspar Häfeli, geboren zu Zürich 1756, ein junger Pfarrer, der sich später als Hofkaplan am Hofe des Fürsten von Anhalt-Dessau und als Autor einer Sammlung von Predigten einen Namen gemacht hat. In einem Briefe an ihn vom 30. Juni 1780 gedenkt Hamann seiner Pläne als beseitigt: „Ihre merkurialische Auflösung gab zu einem Mißverständnisse des Verfassers und zu einer außerordentlichen Gährung in meinem Gemüthe Anlaß. Es ist mir daher angenehm, den rechtschuldigen gleichfalls für einen Freund in petto zu erkennen. Ich erhielt zu Anfang des 1777. Jahres meinen gegenwärtigen Posten und zugleich die bewußten Stücke des Merkurs. Unter dem Einfluß der drei sieben überfiel mich eine Art von Nymphomanie zu einer ganz wunderlichen Ausarbeitung, über die ich lange nachher gebrütet, aber gänzlich aufgegeben habe. 'Schürze von Feigenblättern' war der Titel; und die Abschnitte: 1. Nachhelf eines Vocativs über das verhunzte Genus des Worts Glocke in des lieben Asmus Erzählung vom Nachtwächter und Bürgermeister. 2. Charfreitagsbuße für Capuziner. 3. Die Brücke ohne Lehne. — In dem zweiten Theile sollte eigentlich das Thema ausgeführt werden — aber patriae cecidere manus."

In seiner Antwort auf diesen Brief äußerte Häfeli den lebhaften Wunsch, der sonderbare Plan möchte ausgeführt werden: „Nach Ihrer aufgegebenen wunderlichen Ausarbeitung bei Anlaß der bewußten Stücke des Merkurs lüftet's meine Seele bei allen den hohlen Nüssen und sauren Äpfeln unseres literarischen Jahrmarkts wie nach einer Frucht vom Baum gepflanzt an den Wasserbächen." Aber Hamann hatte inzwischen den Plan endgültig fallen gelassen; denn auch Wieland, gegen den sich Hamanns Polemik in erster Linie wenden sollte, hatte 1780, wahrscheinlich durch Herders Einfluß, seine Gesinnung wesentlich zugunsten Hamanns geändert. Er schreibt an Herder am 26. Juni 1780: „Meine 'Schürzen von Feigenblättern' sind cassirt. Häfeli ist der Verfasser der Auflösung im Merkur, und mit Wieland bin ich ausgesöhnt. Starken [gegen den sich die 'Charfreitagsbuße für Capuziner' Abschnitt 2 indirekt richtete] traue ich nimmermehr ein Buch wie die 'Freymüthigen Betrachtungen' zu. Es scheint mir zu stark für ihn, oder wenigstens ist es seine Eigenliebe, hinter dem Schrein zu arbeiten."

Wenn man auch eine Äußerung Hamanns über eine Streitschrift Nicolais: „Nicolais zwei Bogen statt zwei Worten habe ich gelesen" nicht mit Unrecht auf diese seine eigene Streitschrift anwenden kann, so gibt doch unser Manuskript so gut seines Urhebers Eigenart wieder, daß es trotz seiner Dunkelheit und Weitschweifigkeit Beachtung verdient, dann

aber auch aus dem Grunde, daß sich eine spätere Arbeit Hamanns, seiner „apokryphen Sibylle Fragment über apokalyptische Mysterien" unter dem dunklen Titel: 'Kong-xom-pax' aus dem Jahre 1779, auf der 'Charfreitagsbuße für Capuziner' aufbaut. Auch dieses gegen Starcks 'Apologie des Ordens der Freimaurer' gerichtete Manuskript sah ursprünglich „wie ein Embryo oder ein noch in seinem Blute liegendes Kind" aus. „Haben Sie mein Geschmier schon Muße gehabt zu entziffern und durchzulesen?" schreibt Hamann darüber an Herder.

Im folgenden wird der Text der Arbeit Hamanns wiedergegeben, so genau es das schwer leserliche Manuskript zuläßt.

[Titelblatt:]

עֵר וְעֹנֶה [1]

— — virgaque levem coerces
Aurea turbam superis DEORUM
Gratus et imis.

Da stund der Wisant
Lewe und Panthier

MS. vom Priester Johann

[1]777.

[Neue Seite:]

Charfreytagsbuß
für
Capuziner!

I.

Daß alle drey Gratien Deines lucianischen Arons zu eben so viel kaltblütigen Furien — und die 777 meines andern tausendjährigen Reichs Dich, krauen, kützeln und kämmen mögen — fernige Schaafwolle — heurige Schweinsborsten — aber noch kein gutes Haar! —

[1]) Er w^e^one. Zitat aus Maleachi II, 12. Luther übersetzt die Stelle mit „Meister und Schüler", was sich jedoch exegetisch nicht rechtfertigen läßt. Vielmehr sind die beiden Worte richtiger mit „Der Wachende und Lautgebende" zu übersetzen. Hamann wählte wohl absichtlich gerade diese dunklen Worte, die noch heute einen Tummelplatz der Exegetiker bilden, zum Motto seiner Abhandlung.

Kennst weiter kein Ideal der Menschheit als den „schwachköpfigen, hasenherzigen, schleichenden, listigen, eigennützigen, frostigen, selbstischen" Bonifacius[1]) *Σεαυτον εν Σεάυτῳ*, ohne ein Jota noch Deut zu verstehen, wie demjenigen zu Muthe sey, dessen pudenda lebendige Glieder sind, die nach ihrer Auflösung und Verklärung schmachten. — Von seinen Landen über sich und unter sich sah ich's wie Feuer glänzen um und um —

Siehe da! eine Hand gegen Dir ausgereckt, die hat einen zusammengelegten Brief, den breite aus vor Dir. Auswendig und inwendig steht darinn geschrieben W! W! W![2])

Iß es in Deinen Leib und fülle Deinen Bauch damit
Und brumme wie ein wilder Bär
Wenn er vom Honigbaum kommt her.

II.[3])

Ew. Hochwürden geruhen immerhin in Ihren wöchentlichen Nachrichten*) mich einen „ungelehrten und übelgesinnten" Saalbader zu schelten, wenn Sie nur so freygebig seyn wollen Dero erheblicher Magazin nächstens die Fastos oder dasjenige *Αυτογραφον* einzuverleiben, worinn der Name des ägyptischen Ordens- und Glaubensbruders geschrieben steht. Ich mag Ihrem allotrioepiskopalpolypragmatischen Eifer mit Zeit und Ort in hoc mundo spectabili et secolo currente zu wuchern keinen weiteren Eingriff thun, um mich zu rechtfertigen, worum

*) S. des vierten Jahrganges acht und zwanzigstes Stück über die zweite mit einem Prologo galeato vermehrte Auflage von des pp. D. Johann August Stark Buch genannt Hephästion.

[1]) Bonifacius Schleicher: Wieland verfaßte sein „biographisches Fragment" 'Bonifaz Schleicher' ('Merkur' 1776, August und September) in Beantwortung einer anderen Frage: „Ob man ein Heuchler sein könne, ohne es selbst zu wissen."

[2]) Wieland! Wieland! Wieland!

[3]) Gegen einen Parteigänger des Kryptokatholiken Johann August Starck gerichtet, der mit seiner Tendenzschrift 'Hephästion', Königsberg 1775, 2. Auflage 1776, auf den lebhaften Widerspruch Hamanns stieß. Vom Königsberger Konsistorium wurde er bei Friedrich dem Großen als Kryptokatholik, Proselytenmacher, Jesuitenfreund angeklagt.

ich kein nomen proprium eines Pseudocophten oder Zigeuners*), sondern dafür lieber zwey heilige Worte**) des letzten Propheten minorum gentium *εν εδαφω* S-S-***)[1]) der Sprache Kanaans dem Nachhelfe eines Vomitivs vorgesezt habe.

---

*) O PROCERES! censore opus est an haruspice vobis? Juven. Sat. II. V. 121. Joh. Camerarius[2]) hat zu Nürnberg 1532 Astrologica in 4° aus einer Handschrift des Joanan Regiomonte griechisch mit einer lateinischen Übersezung herausgegeben, worunter auch Auszüge *εκ των Ἡφαιστιωνος του Θηβαιου αποτελεσματικων και ἑτερων παλαιων περι της των* XII *μοριων ονομασιας και δυναμεως* p. 4—20 — Excerpta ex Hephaestionis Thebani indiciis et aliis scriptoribus de XII. coelilocorum appellationibus et affectionibus p. 9—28 — und aus dem ersten Buch der astronomischen Blumenlese des Vettii Valentii Antiochei de natura septem planetarum et ratione affectionum p. 48—53 begriffen sind.

Marianus de Raynaldis soll das Centiloquium Hephaestionis Thebani übersezt haben, nach Lud. Jacobilli Bibl. Umbriae. Der Innhalt seiner drey Bücher *περι καταρχων* läßt sich aus dem Gedicht gleiches Namens beurtheilen, das Maximus, der Lehrer und Freund Julians, geschrieben und Joh. Alb. Fabricius dem achten Theil Buch V. Kap. XX seiner griechischen Bibliothek einverleibt hat. S. eben denselben im dritten Bande und Buche Kap. XX, p. IX vom Hephaestione Thebano und den berühmten Vettius im siebenten Bande B. V. Kap. VII p. X de Hephaestione Alexandrino et aliis Hephaestionibus quibus addendus Hephaestio, Sophistae Juliani discipulus, de quo Europaei in Juliano et in Proaeressio. — Eine kleine Handschrift, welche den Titel führt: Hephästion nichts als Compilation, erinnert mich noch an Hephaestionem coquum im neunten Buche des Apulejus vom goldnen Esel. Nomen est coquo accommodatum — sagt Philippus Beroaldus. Dem sey wie ihm wolle, so scheint der Titel ein ähnliches Schicksal mit der hieroglyphischen Vignette zu haben, in welcher eine cicade zu einer Corvita[3]) verzeichnet.

**) S. Malach. II. 12.[4])

***) Forte Semlero-Starkiano[5]); weil beyden der Solöcismus[?] eigen seyn soll *το εδαφος* in gemein zu decliniren, wieder alle Analogie des Geschlechtzeichens. S. des letzteren Diss. inauguralem de usu antiquarum versionum SS.[1]) interpretationis subsidio — Regiom [onti] [1]773, p. 3. 6. 8. 10. 25. 38.

---

[1]) SS. = Scripturae Sacrae.

[2]) Vermutlich der berühmte Philologe Joachim Camerarius (1500 — 1574).

[3]) corbita (vgl. Corvette) = Lastschiff.

[4]) Diese Bibelstelle lautet: „Aber der Herr wird den Mann, der solches gethan, aus den Hütten Jacobs vertilgen, sey er Lehrer oder

III.

Ey! ey! lieber Herr! — Sie haben dies Jahr vergessen mir Ihre poetische Blumenlese [1]) zu opfern und ich, voriges Jahr Ihnen dafür zu danken. Wir sind also mit einander quit — salvo errore calenti et pudore nominis mei.

Reineke Schwantz.
den 24 Jänner [1]777.

Nachhelf
eines
Vocativ's.

Unter allen Batrachomyogigantologomachien und komischen Erzählungen ist keine so kurz und gut gerathen als der possierliche Wortkrieg des Nachtwächters und Bürgermeisters in der poetischen Blumenlese dieses Jahres S. 151.[2])

Der Wächter hatte, wie ein kaltblütiger Philosoph die Kraft seines neutralen Horns bis auf den Zehntausendschen Theil eines Fliegenhauchs und die harmoniam praestabilitam seines Methodus zum Orificio bis auf die kleinsten Fragmente aufgelößt, daß er sagen konnte:

Der Glock reimt nicht zu meinem Horn
Drum will ich das Glock halten.

Des Wortführenden Bürgermeisters reine, harmlose, unpathetische Absicht Wissenschaft und Kunst zu schützen, das Schwert kritischer Gerechtigkeit im Namen seiner guten Stadt u. des hochweisen Raths für die Ehre des gen'ris masculum

---

Schüler, oder opfere er Gaben dem Herrn der Heerschaaren." Siehe das Motto des Titelblattes!

[5]) Johann Salomo Semler, gest. 1791, das Haupt der theologischen Aufklärung des 18. Jahrhunderts.

[1]) 'Musenalmanach für 1777. Herausgegeben von Joh. Heinr. Voß', Hamburg, bei Bohn.

[2]) Das Gedicht des Matthias Claudius: 'Wächter und Burgermeister' („In einer Stadt ein Wächter war") steht in dem von Voß herausgegebenen Musenalmanach auf 1777, S. 151 f.

a

b



„Augenblicksbilder zu Goethes Leben“



in dem weiten Umfange der deutschen Sprache zu handhaben, giebt seiner Brunst über das verhunzte Genus eine so feyerliche Wichtigkeit, daß es kaum möglich ist das doppelte Misverständnis u. öffentliche Aergernis über die etymologischen Pudenda einer Glocke schamhafter und lächerlicher zu besingen. Wenn der kleine Heldendichter nur unten seinen römischen Dactylum und in der Mitte (medio ne discrepet imum) Wipp's symbolischen Namen hätte verschweigen können, wie er die Enthaltsamkeit gehabt die Namen des Orts und dasiger streitenden Parteyen, kurtz, wenn er alle Personalitäten oder nomina propria, als stumme Sünden einer komischen Hirtenerzählung unterdrückt hätte; so wäre selbige das vollkommenste Chef-d'oeuvre d'un écrivain für die außerordentlichen Vorlesungen des jüngsten Meister Matanasius und seine gelehrten Zeigefinger —

Jedoch ich eile zu einer eben so wichtigen als verwickelten politischen Frage: „Wird durch die Bemühungen kaltblütiger Philosophen und lucianischer Geister für und wider das, was man schöne Wörter und bekannte Oerter nennt, mehr oder weniger gestiftet?

Weil in der Empfängnis des Problems ein cruor loci vorgegangen war: so konnte der Embryo einer Antwort weder von einem Wehenarzt noch einer sage-femme ohne den Methodus der Gastrotomie und Gastroraphie im Cäsarschnitte zur Welt gebracht werden. Auch weiß man sehr wohl, wie wenig Aufgaben dieser Art einer gantz reinen Auflösung fähig sind; dennoch ist einem Ungenannten aus dem engen Thal seiner Pilgerschaft nicht nur die Beantwortung bis auf den kleinsten Bruch gelungen, sondern selbst dieser Zehntausendste Theil eines Fliegenhauchs von der Kraft des Styls, an welchem gewisse Affectationen einem Nepoti favendo Atlantei herzlich zuwider seyn müssen, von dem Urheber der Frage selbst und zugleich verdienteren Herausgeber und Nachrichter ihre Beantwortung dergestalt aufgeklärt und berichtigt worden, daß Tros und Rutilus (der in dem weiten Umfange unserer lieben Muttersprache weit mehr seyn möchte als es vielleicht kaltblütige Philosophen im Voll Mond und Tellerlecker in der lucianischen Geisterwelt geben mag) nothwendig dabey gewinnen müssen.

Die Bemühungen großsultanische und cynische Gesinnungen zu predigen sind so bekannt als die Mittelbegriffe ihrer moralischen Gleichgültigkeit oder die Gedanken über eine alte Auf- und Inschrift.[1]) Statt eines Helden, wird der kaltblütige Philosoph zum Lichtputzer des natürlichen gemeinen Menschensinns; und der lucianische Geist kollert im Leviathan mit einem ledigen Faß der Litteratur, oder im Affen mit einer tauben Nuß academischer Frag- und epidemischer Theoriesucht. Engel beweinten Newton, weil er Popes Landsmann war und nisi pituita molesta[2]) — würde der Großsultan Alexander das fatale Schlagwasser des rasenden Sokrates[3]) gerochen haben, in dessen Bart sich der weise Julian verliebte.

Wenn ein Verliebter es aber nur in einen sehr vortreflichen Gegenstand ist, und dies wirklich der unstreitige Fall eines jeden Amoroso seyn soll: so wird ihm sein Glück auch von Profanen gegönnt. Ohne also auf die weitere Duplik, Triplik und Quadruplik eines Pontius, Hannas und Kaiphas zu warten, denen es mehr um die Behauptung eines schon still vorausgenommenen Namens als um unbefangene Untersuchung und friedfertige Ausgleichung zu thun ist und deren kaltblütige Philosophie und lucianischer Geist eine noch zweydeutigere u. kitzlichere Frage bleibt, kann die Sache selbst für beschlossen angenommen werden von jedem Wahrheitliebenden, belehrungfähigen und würdigen Leser; weil in der beliebigen Certification der Erdbewohner und den ihnen zukommenden Geschlechtszeichen eben so wenig von den Dialogen des mystischen Platons und der Pluralität seiner verwaysten Jünger noch von den Dialogen des profanen Lucians und der Singularität seiner liturgischen Geister als von den unfruchtbaren Worten der kalten B — und warmen B — im sokratisch philantropinischen Israel und ihren Ordensverdiensten de propaganda humanitate die Rede ist.

Es mag sich übrigens mit der Praesumtion vor dem Aeropagus des ruhig prüfenden Menschenverstandes verhalten wie es

---

[1]) Wieland, 'Gedanken über eine alte Aufschrift', Leipzig 1772.

[2]) = Stockschnupfen.

[3]) Wieland, '*ΣΩΚΡΑΤΗΣ ΜΑΙΝΟΜΕΝΟΣ*' oder die 'Dialogen des Diogenes von Sinope', Leipzig 1770.

wolle: so stritt selbige doch in dem berühmten Rechtshandel zwoer Huren für diejenige, welche mit dem stärksten und wärmsten Anschein von Leidenschaft für die Erhaltung des lebendigen Kindes redte und das ius personale und reale nebst der questione facti willig aufopferte, unterdessen die andere der Gerechtigkeitsliebe des strengen Großsultans mit cynischer Redeweise Beyfall gab: Es sey weder mein noch Dein, laß es theilen!

Die Erkenntniß des Guten u. Bösen und der zureichende Grund eines auf diesen Widerspruch beruhenden Systems ist das älteste und höchste Problem der Vernunft, der wir soviel Abstractionen ad placitum als Wörter auf der Welt zu verdanken haben; unterdessen der Grundbegriff des Guten und Bösen so identisch und transcendent als der natürliche Unterschied der Geschlechter ein verum signaculum Creatoris ist. Weil aber alles was dch natürl. gemeinen Menschensinn und für selbigen irgend hervorgebracht worden und es je werden kann, das Ebenbild der sichtbaren Schöpfung und des Werkzeuges ihrer Offenbarung und Oekonomie an sich trägt, auch gar kein ander Muster noch Character des Gepräges statt finden kann: so ist es mehr ein physisches Bedürfnis als aesthetische Nachahmung oder philosophische Erfindung, wenn der Begriff des Geschlechts bis auf die Bilder unserer Begriffe übergetragen und denselben größtentheils ad placitum nach der Analogie aller Abstractionen einverleibt worden. Hier also vielleicht liegt der Schlüssel zum Brunnen eleusinischer und gnostischer Geheimnisse für diejenigen, welche die Bücher des Satans, wie sie sagen, im hellenistischen Redegebrauch bereits ergründet haben und daher als Inquisitoren des ewigen Processes gegen das der Hexerey beschuldigte alte Mütterlein Natur, an keine andere Geisterwelt als ihre lucianische glauben und immer mit dem ersten Spieße gegen alle Ideen laufen die nicht so evident als die ersten Zeichen ihrer Erkenntnis a b c und die Wunderwerke ihrer Machtquelle sind.

Aus der Frühzeit der Germanistik

Die Briefe Johann Gustav Büschings und Friedrich Heinrich von der Hagens an Goethe

Herausgegeben von Max Hecker (Weimar)

Die Germanistik ist eine Tochter der Romantik. Mit der Neigung der Romantik zur Ferne, zum Geheimnisvollen, zum Verhüllten war ihre Richtung auf das Vergangene, Erste, Ursprüngliche mitgegeben; sie suchte die Offenbarung des Volkstums auf allen Stufen geschichtlicher Entwicklung. Die ersten Germanisten sind alles Romantiker; wie sie in Sprache und Schrifttum versunkener Jahrhunderte zurücktauchen, entspringt ihre Beschäftigung mit der Dichtung der Vorväter ebenso sehr wissenschaftlichem Geistestrieb wie romantisch-poetischem Gemütsdrang. Diese Männer sind alles Dichternaturen, sie vereinen Forscherfleiß mit lebendiger Phantasie und zartem Verständnis für jede Regung der Gemeinschaft in Sage und Sitte, sie tragen in sich Lust und Fähigkeit zu eigener Produktion; Uhland ist der begabteste, aber nicht der einzige Liedersänger unter ihnen. Sie wissen, daß Sprache die lautgewordene Volksseele, daß Philologie die reinste Geisteswissenschaft ist. Diese Philologen sind den Zeitgenossen keine Fachgelehrten, sondern vollgültige Glieder der romantischen Schule. Jene berüchtigte Spottschrift von Jens Baggesen: 'Der Karfunkel oder Klingklingel-Almanach. Ein Taschenbuch für vollendete Romantiker und angehende Mystiker. Auf das Jahr der Gnade 1810' nennt in den beiden Sonetten 'Die sieben und zwanzig Romantiker' (S. 41 und 42) mit Arnim, Brentano, Görres, Loeben, Tieck in einem Atem auch Friedrich Heinrich v. d. Hagen, ihn, dem der Ruhm gebührt, als erster Professor der Germanistik an einer deutschen Universität Vorlesungen über deutsche Philologie gehalten zu haben.

Von Goethe ist die Romantik ausgegangen; auch in ihren volkstümlich-deutschen Bestrebungen hat sie stärkste Antriebe von ihm erhalten. „Die früheren Werke Goethes waren die erste Nahrung meines Geistes gewesen. Ich hatte das Lesen gewissermaßen im 'Berlichingen' gelernt. Durch dieses Gedicht hatte meine Phantasie für immer eine Richtung nach jenen Zeiten, Gegenden, Gestalten und Begebenheiten bekommen."

So Ludwig Tieck, und an 'Hans Sachsens poetische Sendung' knüpft unmittelbar Büschings Ausgabe an. Zu Goethe ist die Romantik bei jeder Selbsterneuerung zurückgekehrt, und er hat sich gerne von ihr finden lassen; ihrem kühnen Eroberungszuge in das Dunkel deutscher Vergangenheit ist er bedächtig nachgeschritten, auch hier im Alter die Fülle, ja drängende Überfülle dessen genießend, was er in der Jugend gewünscht hatte. Freilich, die Empfänglichkeit des Empfangenden war nicht mehr gleich der Begeisterung des einstigen Götzdichters, der nur genommen hatte, um mit vollen Händen weiterzugeben. Für Goethes Teilnahme an altdeutscher Art und Kunst bedeuten die Jahre von 1770 bis 1776 einen Höhepunkt, der später nicht wieder erreicht worden ist. Hinneigung zur Literatur des 16. Jahrhunderts, Lust an der Abenteuerfülle der ungelenken Volksbücher, Verständnis für die Kraft und Lieblichkeit der Luthersprache hatte er aus frühen Knabenjahren mitgebracht; nun waren die Anregungen hinzugetreten, die dem jungen Juristen aus dem Studium der deutschen Reichs- und Rechtsgeschichte erwachsen waren und ihm den Sinn erschlossen hatten für Mösers 'Patriotische Phantasien'. Nun hatte ihn Oberlin, ein Kenner des Mittelhochdeutschen, auf die „Denkmale der Mittelzeit" hingewiesen und ihm eine „Neigung zu den Minnesingern und Heldendichtern" einzuflößen gesucht; Gleims 'Gedichte nach den Minnesingern' (1773), die Urtext und Nachbildung vereinigen, Höltys melodische Nachahmungen des Minnesangs werden nicht unbeachtet geblieben sein, sicherlich nicht Bürgers Minnelieder im Göttinger Musenalmanach auf 1774 (Werke 37, 236). Das Bardenwesen, von Klopstock entfesselt, war freilich bald als „bloße Dekoration und Mythologie" erkannt worden; dafür aber hatte Herder die Götter- und Riesenwelt der Edda in ihrer gewaltigen Wirklichkeit erschlossen. In jenen Jahren war ein Zug lebendiger Gestalten aus dem Dunkel der Vorzeit hervorgetreten: der Ritter Götz von Berlichingen, der Wunderdoktor Faust, der Handwerksmeister Sachs, der Baumeister Erwin von Steinbach. In den beiden ersten Weimarer Jahrzehnten muß dieses umfassende vaterländische Interesse mehr und mehr hinter den immer stärker werdenden Trieb zur Harmonie der Antike zurückweichen, es versinkt in die Tiefe des Bewußtseins, dem Schatze des Volksmärchens vergleichbar; kaum daß bei seltener Gelegenheit ein schnell verwehendes Geisterflämmchen Kunde von dem unterirdischen Reichtum gibt. Um die Mitte der neunziger Jahre beginnt der Zauberhort entschiedener an die Oberfläche zu drängen: er „rückt", wie das Märchen sagt. Das niederdeutsche Schelmenepos von Reineke Fuchs, von Gottsched in hochdeutsche Prosa übertragen, feiert in der ersten Hälfte dieses Jahrzehnts (1793) seine Auferstehung im antiken Gewande Goethischer Hexameter, in der zweiten weckt Faust das Hexen- und Teufelswesen der Volkssage zu neuem Leben. Rings um sich her sieht Goethe ein junges Dichtergeschlecht, das mit Begeisterung den

Preis altdeutscher Kunst und Dichtung, altdeutschen Lebens verkündet; die Welle, die von ihm selbst ausgegangen ist, spült wieder zu ihm heran. Auf der Lahnfahrt im Juli 1774 hatte Goethe in romantischer Hochstimmung vor den Reisegefährten Lavater und Basedow „über die Kerls in Schlössern" geschwärmt und von der Ruine Lahneck herab den mächtigen „Geistesgruß" des toten Helden vernommen; nun, im Frühling 1802, baut seine Phantasie aus den Trümmern der Lobedaburg an der Saale das alte „Bergschloß" wieder auf mit Keller, Saal und Kapelle. August Wilhelm Schlegel weist den Meister eindringlich auf die Epen des Mittelalters hin und darf sich dafür wirksamer Unterstützung in seinen Bestrebungen erfreuen. Aufs neue nimmt Goethe die Edda zur Hand, sie in ruhigen Abenden durchzustudieren; vor allem zieht das neu erweckte Nibelungenlied seine Aufmerksamkeit auf sich. Als ihm im Jahre 1782 Christoph Heinrich Müller seine Ausgabe zugeschickt hatte, war das „köstliche Werk roh [das heißt: ungeheftet] bei ihm liegen geblieben, und er, in anderem Geschäft, Neigung und Sorge befangen, war so stumpf dagegen geblieben wie die übrige deutsche Welt" (Werke 36, 28); freilich hatte schon damals jene großartige Erzählung des 25. Abenteuers, wie die Wasserfrauen der Donau dem grimmen Hagen den Untergang der Nibelungen weissagen, mit ihrem wilden Reiz seine Einbildungskraft erregt. Noch im Winter 1794 auf 95 hatte er in der Freitagsgesellschaft die Vossische Übersetzung der Ilias vorgelesen und erklärt, nun im Mai 1805 trägt er in kleinem Kreise klassizistisch eingestellter Freunde Stücke aus den Nibelungen vor: sie waren entnommen den 'Proben der Nibelungen nebst Auszug des Inhalts vom Ganzen', die Friedrich Heinrich v. d. Hagen im Märzheft der romantischen Zeitschrift 'Eunomia' 1805 veröffentlicht hatte. Die Freunde tadelten: es fehle an Biegsamkeit des Ausdrucks, die Einleitung sei unverständlich, rauh, indexmäßig; aber Goethe erwiderte: „Was auch noch zu tadeln sein mag, wir wollen diese Bemühungen mit Dank hinnehmen." Seinem Eifer genügt die beschränkte Zahl dieser kritischen Hörer nicht, er versammelt die Damen der Hofgesellschaft in seinem Hause, um ihnen an der Hand der Ausgabe v. d. Hagens von 1807 in Stegreifübersetzungen das gewaltige Heldenlied vorzutragen, und bereitet sich so den Boden, auf dem er in dem farbenbunten Maskenzug vom 30. Januar 1810: 'Die Romantische Poesie' die Recken und Frauen mittelalterlicher Epik auftreten läßt, Siegfried und Brunhilde, Rother und Herlinde, die Zwerge und die Riesen. Von dem flüchtigen Versuch einer eigenen Bearbeitung des Nibelungenliedes haben sich drei Verse erhalten: es ist der Anfang des 37. Abenteuers, den Goethe in die bequeme Form des Hexameters überträgt (Werke 5 II, 393):

> Also hatten die Fremden am Morgen gut sich gehalten.
> Rüdiger aber kam zu Hofe, sah das Gefüge
> Beidenteiles zerstört und weinte innige Tränen.

Und wie er vor Zeiten den Ausdruck seiner Fastnachtsspiele bewußt der Sprache des Hans Sachs angeglichen hatte, dessen treuherzigen Erzählerton er dann wieder in der 'Legende vom Hufeisen' Mai und Juni 1797 aufgenommen, so dringen jetzt mittelhochdeutsche Worte in seine Dichtung ein: „Kommt hervor aus euren Kemenaten", dieser Vers aus dem Maskenzug vom 16. Februar 1810 wäre in den achtziger Jahren unmöglich gewesen. Immer sieghafter drängt der romantische Zeitgeist an den Klassizisten heran. Schon hat 'Des Knaben Wunderhorn' seine vollen Klänge erschallen lassen und in dem empfänglichen Gemüte des Dichters die Erinnerung an jene Zeit wachgerufen, da er als Straßburger Student, ein gläubiger Schüler Herders, im Elsaß selbst auf die Volksliederjagd gegangen war, Peter Cornelius breitet seine gewaltigen Zeichnungen zum Nibelungenlied aus, vor den widerwillig staunenden 'Weimarischen Kunstfreunden' beschwört Sulpiz Boisserée aus den Plänen und Aufrissen des Kölner Domes den mächtigen Geist mittelalterlicher Gotik, und die frommen Meister der altdeutschen Malerschule zwingen endlich den „Heidenkönig", dem Christkindlein seine Huldigung darzubringen.

So ist Goethe um 1815 der Kunst und Dichtung der deutschen Vergangenheit zurückgewonnen; aber seine Einstellung zu ihr ist durchaus anders, als wie sie vor einem vollen Menschenalter gewesen war. Was damals, in den siebziger Jahren, Stimmung des Gemüts gewesen, freudiger Einklang innerlicher Verbundenheit, seelische Ergriffenheit eines Liebhabers, das ist nun wissenschaftliche Teilnahme eines Kulturhistorikers, antiquarisches Interesse; nicht ästhetische Erbauung, sondern Vermehrung der Kenntnis ist das Ziel. Alle Gefühlswerte, die nach ausdrücklicher Absicht der romantischen Herolde mit der Erweckung des Mittelalters gefördert werden sollen, wurden von Goethe ebenso ausdrücklich abgelehnt: der deutschtümelnde Stolz auf nationale Sonderart, die christlich-religiöse Schwärmerei. Wie sich aus der allgemeinen romantischen Geistesrichtung mit ihren dichterisch ausgreifenden Phantasien die Germanistik als gegründete Wissenschaft mit bestimmt geschichtlichem Besitz herausbildet, so entspricht diesem Fortschritt die Wandlung Goethischer Anteilnahme; der schwankenden Unterlage der Liebhaberwertung entzogen, gewinnt sie Freiheit der Kritik und damit gleichmäßige, gleichmütige Dauer. Für diese Entwicklung und ihr Ergebnis sind die Briefe bezeichnend, die v. d. Hagen und Büsching an Goethe gerichtet haben, zwei Männer, die wesentlich dazu beigetragen haben, daß sich die deutsch-volkstümliche Strebung der Romantik in wissenschaftlicher Germanistik verfestigt hat.

Es sind Lebens- und Arbeitsgenossen, die in diesen Briefen zu Worte kommen. Friedrich Heinrich v. d. Hagen ist der ältere von beiden: er ist am 19. Februar 1780 geboren worden, sein Freund Johann Gustav Gottlieb Büsching am 19. September 1783. Beide sind von Haus aus Juristen, beide waren als Referendarien in Berlin tätig, v. d. Hagen

seit 1803, Büsching seit 1806. Beide waren früh entzündet für die Größe und Schönheit des deutschen Mittelalters; beiden war in romantischem Hochsinne die Beschäftigung mit den literarisch-künstlerischen Urkunden vergangener Herrlichkeit ein Mittel, die Erniedrigung des besiegten Vaterlandes zu ertragen. Früh vereinigten sie sich zu gemeinsamer Tätigkeit; sie bewährten die romantische Liebe zum Volkstum in ihrer 'Sammlung Deutscher Volkslieder' (1807). Es folgte eine Ausgabe der 'Deutschen Gedichte des Mittelalters' (1808), das 'Buch der Liebe' (1809), das 'Museum für Altdeutsche Literatur und Kunst' (1809), die 'Sammlung für altdeutsche Literatur und Kunst' (1812); alle diese Veröffentlichungen mußten vorzeitig abgebrochen werden: die germanistische Wissenschaft gewinnt nur langsam Boden. Büschings Namen steht auf dem Titelblatt des 'Grundrisses zur Geschichte der deutschen Poesie von der ältesten Zeit bis ins 16. Jahrhundert'; doch ist dieses Werk, für die Frühzeit germanistischer Forschung eine staunenswerte Leistung, v. d. Hagens alleiniges Erzeugnis. Der Arbeitsweg der Freunde beginnt sich zu teilen: v. d. Hagen bleibt dem literarhistorisch-philologischen Studium getreu, Büsching wendet sich kultur- und kunsthistorischen Fragen zu. Schon im Jahre 1809 hatte er eine Erholungsreise durch Schlesien angetreten; Wilhelm v. Humboldt, damals Staatsminister, hatte ihm ein offenes Beglaubigungsschreiben an alle Kloster-, Schul- und Stadtbibliotheken mitgegeben, das ihm die Befugnis erteilt hatte, überall nach Resten altdeutschen Schrifttums zu suchen. Die Ausbeute war gering gewesen, wohl aber hatten sich in den Klöstern zahlreiche verwahrloste Überbleibsel bildender Kunst in Gemälden und Schnitzwerken vorgefunden. Im Folgejahre wurden die schlesischen Klöster aufgehoben; Büsching erhielt von dem Staatskanzler v. Hardenberg den Auftrag, in Breslau die dem Staat verfallenen Bücherbestände zu einer Hauptbibliothek zu vereinigen, aus Handschriften und Urkunden ein großes Landesarchiv zusammenzustellen, aus den Bildern eine Galerie aufzubauen. Er siedelte nach Breslau über, wo er 1811 zum Archivar ernannt wurde. Sein Forschungseifer blieb beim Mittelalter nicht stehen, er drang weiter vor in die schlesische Heidenzeit, deckte Gräberfelder auf und begann 1818 eine Sammlung schlesischer Altertümer, die im Jahre 1824 mit fast 2500 Einzelstücken als eine der wichtigsten Sammlungen Deutschlands gelten durfte. Im Jahre 1816 hatte er sich an der Universität habilitiert; 1817 wurde er außerordentlicher, 1823 ordentlicher Professor der Altertumswissenschaften. Er hat eine überaus fruchtbare Tätigkeit als gelehrter Schriftsteller entfaltet, er hat den 'Verein für schlesische Geschichte und Altertümer' begründet und in der Leitung der 'Schlesischen Provinzialblätter' ein bedeutendes Herausgebergeschick bewährt; es ist sein hohes Verdienst, die germanische Archäologie in allen ihren Zweigen, die Geschichte kirchlicher und profaner Baukunst nicht weniger als die Kunde häuslicher und öffentlicher Kleinkunst, gefördert zu haben.

v. d. Hagen war vorerst in Berlin verblieben. Als hier 1810 die Universität begründet wurde, empfahl er in einer Denkschrift die Errichtung einer Professur für das deutsche Altertum und machte sich anheischig, den ganzen Umkreis germanistischer Wissenschaft in historischer Grammatik, Literaturgeschichte, Handschriftenkunde zu behandeln. Am 21. September 1810 wurde er zum außerordentlichen Professor der deutschen Sprache und Literatur ernannt; dieser Tag ist recht eigentlich der Geburtstag der Germanistik. Im Herbst 1811 wurde er nach Breslau versetzt: so waren die Freunde wieder vereinigt. Sie blieben es dreizehn Jahre lang: 1824 wurde v. d. Hagen, der inzwischen (1818) ordentlicher Professor geworden war, nach Berlin zurückberufen. Viermal ist er in Berlin Dekan der philosophischen Fakultät gewesen; am 11. Februar 1841 wurde er, gleichzeitig mit Wilhelm Grimm, zum ordentlichen Mitglied der Preußischen Akademie der Wissenschaften gewählt. Das Nibelungenlied bleibt der Mittelpunkt seiner Liebe und Forschung: außer einer modernisierenden Bearbeitung (1809) hat er vier Ausgaben davon veröffentlicht.

Am 4. Mai 1829 ist Büsching gestorben, rastlose Tätigkeit hat seine Kräfte früh aufgezehrt. Bei gleicher Arbeitsamkeit hat es v. d. Hagen auf 76 Jahre gebracht, er ist 11. Juni 1856 abgeschieden. Er ist der Bedeutendere von beiden. Wie sein Arbeitsgebiet umfassender als das des Freundes ist und sich sogar über orientalische Literatur ausbreitet, so ist sein Geist ursprünglicher und reicher. Sein wissenschaftlicher Eifer, der auch vor Geldopfern nicht zurückscheut, ist nicht zu ermüden, seine Gelehrsamkeit ist kaum zu überbieten. Aber er ist auch selbstherrlich, anmaßend, ruhmsüchtig, durch Lob verwöhnt. Er kann die Herkunft aus der Romantik niemals verleugnen: er ist voll fruchtbarer Ideen, immer bereit zu überraschenden Kombinationen, immer der Begeisterung voll für Kraft und Schönheit des alten Deutschland. Aber er ist auch unkritisch, vor allem den eigenen Einfällen gegenüber; der Poet in ihm scheint oft stärker zu sein als der Philolog. Um zu gedeihen, mußte die Germanistik über ihren ersten Professor hinaus: die Brüder Grimm sind es, die ihr, oft in wissenschaftlichem und persönlichem Gegensatz zu v. d. Hagen, die methodisch gesicherte Grundlage gegeben haben.

Was den Freunden für zwei Jahrzehnte das fördernde Wohlwollen des verehrten Goethe gewonnen hat, ist die Vielseitigkeit ihrer Bestrebungen und der künstlerische Grundton ihrer Charaktere und ihrer Arbeiten; in ihren Briefen und Büchern werden durchaus Dinge behandelt, denen auch Goethe damals seine volle Aufmerksamkeit zuwendet. Auch Goethe rettet aus thüringischen Dorfkirchen die mißhandelten Erzeugnisse naiver Bauernkunst, auch Goethe läßt vorgeschichtliche Grabhügel öffnen. Auch er rätselt über seltsamen Gebrauchsgegenständen untergegangener Kultur, nicht immer mit Glück: wenn er etwa hohle Köstritzer Armringe für Klanginstrumente erklärt. Aus dem Mauerpfeiler

der Kapelle zu Heilsberg wird eine Sandsteinplatte mit ungedeuteter Inschrift in Quadratbuchstaben ausgebrochen und im Frühjahr 1816 in einem Raume der Weimarer Bibliothek aufgestellt: sie ist noch heute hier zu sehen, in die Wand eingemauert; eine lithographische Nachbildung der Inschrift wird 1818 mit ganz verfehltem Entzifferungsversuch des Wiener Sprachforschers Joseph von Hammer veröffentlicht. Büschings liebevolle Forschung über Kunst und Handwerk des Kirchenbaus begegnet sich mit Boisserées Bemühung um den Kölner Dom, das Bild der Gotik vor Goethes Geist gegenwärtig zu halten; seine Darstellung des ostdeutschen Ordensritterschlosses trifft mit den Untersuchungen von Hundeshagen über den westdeutschen Barbarossapalast zusammen, dem Kenner der thüringischen Wartburg den Begriff mittelalterlicher Profanbaukunst zu vervollständigen. So sieht auch das immer weiter sich erschließende Gebiet mittelhochdeutscher Dichtung den Dichter oft als bedächtig abwägenden Gast. Die Aufmerksamkeit auf das Volkslied bleibt ihm zeitlebens eigen, sie erweitert sich in Herderschem Weitsinne auf böhmische, serbische, neugriechische Volkspoesie, und wenn sich auch der Klassizist weigert, das Nibelungenlied auf der Höhe der Homerischen Epen zu sehen, so plant er doch noch 1827 anläßlich der Simrockschen Übersetzung eine einsichtige Würdigung. Ja, wie er die germanistischen Studien durch Darleihung mittelalterlicher Codices an v. d. Hagen mittelbar fördert, so betätigt er sich gelegentlich ganz unmittelbar selbst als Germanisten: im 'Archiv der Gesellschaft für ältere deutsche Geschichtkunde' teilt er 1820 ein mittelhochdeutsches Lob- und Spottgedicht auf Rudolf von Habsburg mit und beschreibt nach einem Schema, das als Muster solcher Darstellungen gelten kann, ein jenaisches Exemplar der Chronik des Otto von Freisingen (1820), ein weimarisches des 'Chronicon Thuringicum' des Nikolaus von Syghen (1821).

Goethes klassizistische Grundstimmung zu beweisen, beruft man sich auf jenes bekannte Wort im Aufsatze 'Antik und modern' (1818): „Jeder sei auf seine Art ein Grieche! Aber er sei's." Dieses Wort fordert eine Ergänzung, die Goethe zwar nicht ausgesprochen, aber gelebt hat: er war auf seine Art ein Deutscher, aber er war's!

1. Büsching an Goethe.

Ew. Excellenz

wage ich in meinem und meines Freundes von der Hagen Namen die Anlage ergebenst zu überreichen. Wir haben keinen größeren Wunsch, als daß Ew. Excellenz unseren Bemühungen wenigstens einigen Beifall nicht versagen möchten, da wir gestrebt haben etwas hervorzubringen, welches der freundlichen Betrachtungen der Besten unserer Nation nicht ganz unwürdig wäre.

Ist gleich dieses Ziel, welches wir zu erlangen bemüht waren, nicht von uns erreicht worden, so hoffen wir dennoch etwas nicht ganz Tadelnswürdiges geliefert zu haben und nehmen zu Ew. Excellenz gütigen Nachsicht unsere Zuflucht.

Mit der größten Hochachtung und Verehrung habe ich die Ehre mich zu nennen

Ew. Excellenz ergebensten

Berlin, den 9. Juli 1807. Büsching.

Büsching übersendet die mit F. H. v. d. Hagen herausgegebene 'Sammlung teutscher Volkslieder, mit einem Anhange flamländischer und französischer, nebst Melodien', Berlin 1807; siehe Nr. 2. Am 13. November 1808 liest Goethe vor aus Büschings Sammlung in einer Abendgesellschaft bei Frau Schopenhauer, ebenso bei sich selbst am Abend des 16. Novembers 1809.

2. v. d. Hagen an Goethe.

Berlin, den 9. Oktober 1807.

Nachdem ich

Ew. Excellenz

mich unlängst in Gesellschaft meines Freundes Büsching mit einem fröhlichen Büchlein Deutscher Volkslieder genaht habe, so wage ich es jetzo um so getroster unter dem Schutze eines Werkes, auf welches, wie ich glaube, die Nation stolz sein darf, und in Begleitung des verehrten Mannes, dem diese meine Bearbeitung desselben dankbar zugeschrieben ist. Besonders durch den letzten dazu ermuthigt, ergreife ich mit Freuden diese Gelegenheit, Ew. Excellenz meine hohe und innige Verehrung, die ich nur mit der Nation theile, welche doch immer noch in allen Edlen und Trefflichen wahrhaft lebt und sich durch sie dereinst noch herrlicher verjüngen wird, durch Darbringung dieses Werkes zu erkennen zu geben. Kühnlich darf ich voraussetzen, daß auch Ew. Excellenz in die fast schon allgemeine Anerkennung der Trefflichkeit des alten Nationalepos einstimmen und dieselbe eben dadurch am vollkommensten rechtfertigen, und so schätze ich mich glücklich, Ew. Excellenz dieses Werk, zwar verjüngt, aber doch in der That auf seine ursprüngliche

Gestalt und Form zurückgeführt, vorstellen zu können. Nichts Wünschenswertheres aber könnte mir und allen Freunden desselben geschehen, als es von Demjenigen, der gewiß am meisten dazu berufen ist, gewürdigt zu wissen in seinem ganzen Umfang und in seiner ganzen Tiefe. Ja ein Größeres wäre noch, wenn etwa der größte Deutsche Meister „diese größeste Geschicht', die je zur Welte geschach", in einer Reihe von Tragödien uns vor Augen zu stellen geruhte und der Sophokles des altdeutschen Homer würde und dieser es durch ihn zugleich auch der bildenden Kunst würde.

Da ich mir die Freiheit genommen, hier vor Ew. Excellenz meine Wünsche und Hoffnungen auszusprechen, so darf ich auch wohl noch etwas von dem sagen, was ich in diesem Felde der altdeutschen Poesie mir noch zu thun vorgesetzt habe. Zunächst wird den 'Nibelungen' eine historische Einleitung folgen, welche eine ausführliche Darstellung und Geschichte nicht nur dieses berühmtesten Mythus, sondern auch aller damit zusammenhangenden Dichtungen des gesammten Deutschen Fabelkreises und historische Untersuchung der ihnen zum Grunde liegenden wahrhaften Geschichte enthält; also zugleich Prolegomena zu einem vollständigen Deutschen 'Heldenbuche'. Das zweite ist eine allmähliche Aufstellung dieses letzten, nach seinem mythischen Zusammenhange geordnet, worin zwar die 'Nibelungen' die letzte große Tragödie, der Gipfel und die Vollendung erscheinen, zuvörderst in derselben Art wie jetzt diese, jedoch mit Vorbehalt einer dereinstigen eigentlich kritischen Ausgabe. Endlich so bin ich im Begriff, mit meinem Freunde Büsching eine Sammlung altdeutscher noch ungedruckter Gedichte des 13. bis 15. Jahrhunderts, nach Art der Müllerschen Sammlung, jedoch mit etwas mehr Bequemlichkeit für den Leser, herauszugeben, und hoffe davon Ew. Excellenz nächstens eine ausführliche Ankündigung vorlegen zu können. Wir denken das Beste und Wichtigste zuerst zu geben, als: den 'Herzog Ernst', den 'Heiligen Georg', 'Salomon und Markolf', 'Lanzelot', 'Wigalois', die 'Sieben weisen Meister', die Erzählungen des Konrad von Würzburg, den 'Titurel', 'Lohengrin' p.p. Und wenn ich über diese Dinge vor Ew. Excellenz vielleicht etwas zu geschwätzig

scheine, so geschieht es doch nur darum, ob ich mir nicht etwa auch Ew. Excellenz Theilnahme und geneigte Mitwirkung dafür erwecken kann, und besonders würde ich in diesem glücklichen Fall um Ew. Excellenz gütige Vermittelung zur dereinstigen Mittheilung des Jenaischen Codex der Minnesinger, der vorzüglich in musikalischer Hinsicht immer noch nicht ganz benutzt ist, eine Bitte wagen. Johann v. Müller, den ich meinen Freund nennen darf, würde sich deßhalb gern für mich verbürgen; aber ich habe erfahren, daß eine solche auswärtige Bürgschaft nicht hinreicht; vielleicht bin ich also dereinst so glücklich, mich bei Ew. Excellenz eines ähnlichen Vertrauens zu erfreuen, so wie ich mir durch dieselbe Wohlgewogenheit auch noch einen Zugang zu den Schätzen der Weimarischen Bibliothek verspreche. Mit der vollkommensten Hochachtung und Verehrung verbleibe

Ew. Excellenz

ergebenster Freiherr v. d. Hagen.

v. d. Hagen übersendet: 'Der Nibelungen Lied, herausgegeben durch Fr. H. v. d. Hagen. Berlin 1807'; das Buch, noch in Goethes Bibliothek vorhanden, trägt die handschriftliche Widmung: „Seiner Excellenz dem Herrn Geheimrath von Goethe der Herausgeber. Berlin d. 9ten Oktob. 1807." Das Werk ist weniger eine wissenschaftliche Ausgabe, als vielmehr eine Bearbeitung oder Übersetzung, und zwar eine mißlungene, in der mittel- und neuhochdeutscher Sprachstand willkürlich zusammengeworfen sind. Bekannt ist Wilh. Grimms scharfe Verurteilung ('Kleine Schriften' 1, 61 ff.). Gewidmet ist das Werk dem Geschichtsforscher Johannes v. Müller, der die Benutzung der (von Lachmann später D genannten) Münchner Handschrift ermöglicht hatte. — fröhlichen Büchlein: siehe Nr. 1. — zu einem vollständigen Deutschen 'Heldenbuche': 1811 erschien 'Der Helden Buch. Erster Band', siehe Nr. 9 und 26. Ein zweiter Band erschien nicht; als Fortsetzung trat dafür ein: 'Der Helden Buch in der Ursprache herausgegeben von Friedrich Heinrich von der Hagen und Anton [Alois] Primisser', 2 Teile, Berlin bei G. Reimer, 1820 und 1825, Quartformat; der erste Teil enthält den ersten Druck der 'Gudrun'. Ein zweites Titelblatt bezeichnet andererseits diese beiden Bände als Band 2 und 3 der Sammlung 'Deutsche Gedichte des Mittelalters herausgegeben von Friedrich Heinrich von der Hagen und Johann Gustav Büsching', deren 1. Band 1808 erschienen war, siehe Nr. 3. Endlich 1855: 'Heldenbuch. Altdeutsche Heldenlieder aus dem Sagenkreise Dietrichs von Bern und der Nibelungen. Meist aus einzigen Handschriften zum erstenmal gedruckt oder hergestellt durch Fr. H. v. d. Hagen'. —

mit Büsching eine Sammlung: siehe Nr. 3. — Art der Müllerschen Sammlung: Christoph Heinr. Müller (Myller), von Zürich gebürtig, Professor der Philosophie und Geschichte am Joachimsthalschen Gymnasium in Berlin, hatte 1782/85 eine dreibändige 'Sammlung deutscher Gedichte aus dem 12., 13. und 14. Jahrhundert' herausgegeben, die (außer der 'Gudrun') die Hauptwerke der mittelhochdeutschen Epik enthielt. — Jenaischen Codex der Minnesinger: siehe Nr. 31. — Goethe dankt am 18. Oktober 1807: er erwartet „mit Verlangen die versprochene Einleitung". „Alles übrige, was Sie uns zusagen und was sich nach der großen Vorarbeit bald hoffen läßt, wird mir sehr erfreulich sein, so wie die Frage allerdings bedeutend ist, ob aus dieser so reichen epischen Dichtung sich Stoff zur Tragödie herausheben lasse." Am 31. Oktober bittet er den Herausgeber der 'Jen. Allgem. Lit.-Zeitung', Prof. Eichstädt, den Historiker Joh. v. Müller um seine Meinung über die Entstehungszeit des Nibelungenliedes anzugehen. „So viel ich . . . einzusehen glaube, ist, daß die Fabel in ihren großen Hauptmotiven ganz nordisch und völlig heidnisch, die Behandlung aber deutsch sei, wie denn auch das Kostüm schon christlich ist." Eingehende Beschäftigung mit den Nibelungen im Winter 1808/09. Vom 9. November 1808 an liest Goethe den Damen seiner Mittwochgesellschaft das Epos vor; Tageb. 11. Jan. 1809: „Beschluß der Nibelungen." Goethes Bericht über seine Studien: 'Tag- und Jahreshefte' 1807 (Werke 36, 28ff.); Niederschlag derselben: Werke 42 II, 437ff.

Den Dankbrief Goethes vom 18. Oktober 1807 hat v. d. Hagen selbst veröffentlicht. Im Jahre 1835 verlegte die 'Berlinische Gesellschaft für Deutsche Sprache und Alterthumskunde' ihre öffentliche Vierteljahrsversammlung auf den 28. August als den Geburtstag Goethes; v. d. Hagen hielt auf dieser Tagung über die kürzlich von der Bibliothek erworbene Nibelungenhandschrift einen Vortrag, den er eröffnete „mit Erinnerung an Goethes frühe Würdigung und lebendige mündliche Erneuung des Nibelungenliedes". Der Vortrag wurde gedruckt in 'Germania. Neues Jahrb. der Berlinischen Gesellschaft usw.', herausgegeben von v. d. Hagen, Bd. 1, Berlin 1836, S. 248ff. Er beginnt: „Es fügt sich wohl, am heutigen Gedächtnistage unseres größten Dichters auch unseres größten alten Volks- und Heldenliedes zu gedenken, welches er frühe würdigte, ja rhapsodisch umdichtete und in eben dem Jahre 1807, wo er meine erste Erneuung desselben so freundlich aufnahm, wie seine Antwort vom 18. Oktober 1807 bezeugt, einem erwählten Frauenkreise vortrug, zwar Zeile für Zeile, aber aus dem Stegreife frei-lebendig erneuend, so daß es höchlich zu bedauern, daß diese Darstellung nicht ist aufgeschrieben und Gemeingut geworden, da sie unbedenklich durch den Mund und Geist des urverwandten epischen Dichters die höchste poetische und volksmäßige Lebendigkeit gewonnen hat, nach welcher wir anderen mannigfaltigen Erneurer des ewigen alten Liedes trachten." Es folgt dann ein Abdruck

des Berichtes Goethes aus den 'Tag- und Jahresheften' 1807 (Werke 36, 28ff.); in einer Anmerkung wird der Brief vom 18. Oktober 1807 mitgeteilt. Bei dem Festmahle am 28. August 1835, „wo mancherlei aus und über den gefeierten Dichter, auch aus dem Stegreife, gesungen und gesagt wurde, suchte Prof. v. d. Hagen noch durch einige Mitteilungen das hohe Bild desselben zu vergegenwärtigen, und alle stimmten freudig ein in das Lebehoch des unsterblichen Fürsten der Dichter, welcher zugleich ist der Dichter der Fürsten und des ganzen Volkes" ('Germania' 2, 75f.).

Im 'Journal des Luxus und der Moden' Februar 1810 steht eine mit Ch. R. unterzeichnete, „Weimar, im November 1809" datierte Anzeige der Ausgabe v. d. Hagens, die folgendermaßen beginnt: „Man hat Ihnen die Wahrheit berichtet, meine liebenswürdige Freundin! Wirklich ist altteutsche Poesie auch hier während des letzten Winters der vorherrschende Gegenstand der Unterhaltung in den besten Gesellschaften gewesen, und es ist nicht zu zweifeln, daß sie in dem nächsten dieses wohlerworbene Recht noch ferner behaupten wird. Insbesondere beschäftigte man sich mit dem 'Heldenbuch' und dem Liede der Nibelungen. Beide wurden vorgelesen. Bald und sehr natürlich aber lief bei der Mehrzahl der Hörer das letztere jenem, welches bis jetzt leider nur in dem armseligen Wortklingklang der Meistersänger bekannt ist, den Rang ab. Viel begünstigt und erleichtert wurde der Genuß desselben durch die neuerlich . . . erschienene Bearbeitung" [folgt die Anzeige der Ausgabe v. d. Hagens mit einer Probe: Siegfrieds erste Begegnung mit Chriemhild].

3. v. d. Hagen an Goethe.

Berlin, den 10. Januar [180]8.

Ew. Excellenz

huldreiche Aufnahme des in reinster Verehrung dargebrachten Werkes ist unter allen freundlichen Bewillkommungen, deren sich dasselbe bis dahin erfreut, gewiß die erwünschteste und genugthuendste gewesen und hat mich mit einer so herzlichen Freude erfüllt, die durch sich selber ihren Urheber dankt und preiset. Es bleibt mir nur noch übrig zu wünschen, daß auch die Hoffnung, welche mir aus Ew. Excellenz freundlichen Worten hervorzuleuchten scheint, das altdeutsche Epos durch Meisterhand noch mehr in das Leben eingeführt zu sehen, in Erfüllung gehen möge, zum Trost aller Deutschen.

Nicht minder hat der herzstärkende Beifall Ew. Excellenz mich und meinen Freund Büsching ermuthigt, auf der betretenen

Bahn unbekümmert fortzuschreiten, und wir nehmen uns daher auch die Freiheit, Ew. Excellenz beiliegende Ankündigung einer Sammlung altdeutscher poetischer Urkunden zur gütigen Beförderung zu überreichen; es bedarf es gewiß nicht, Ew. Excellenz noch etwas zur Empfehlung derselben hinzuzusetzen.

Meine Einleitung zu den 'Nibelungen' und dem gesammten 'Heldenbuche', in welcher ich gern sogleich etwas Vollständiges liefern möchte und deßhalb noch Abschriften aus Wien und Rom erwarte, werde ich nicht verfehlen, sobald sie gedruckt ist, Ew. Excellenz schuldigermaßen zuzuschicken. Der ich mich dem geneigten Andenken Ew. Excellenz empfehle und mit innigster Verehrung verbleibe

Ew. Excellenz

ergebenster Freiherr v. d. Hagen.

huldreiche Aufnahme des dargebrachten Werkes: siehe Nr. 2. — beiliegende Ankündigung: 'Ankündigung einer Sammlung Altdeutscher Gedichte', ein gedrucktes Quartblatt, datiert: Berlin, den 2. November 1807, unterzeichnet von v. d. Hagen und Büsching; siehe Nr. 2. Die Sammlung erschien in Quartformat unter dem Titel: 'Deutsche Gedichte des Mittelalters. Herausgegeben von Friedrich Heinrich von der Hagen und Dr. Johann Gustav Büsching. Erster Band. Mit 4 Holzschnitten. Berlin 1808. In der Realschulbuchhandlung.' Es ist nur der 1. Band erschienen; als 2. und 3. Band treten die beiden Bände des 'Heldenbuches' von 1820 und 1825 ein. Der Inhalt deckt sich nicht mit dem in Nr. 3 entwickelten Plane; es sind aufgenommen: 'König Rother', 'Herzog Ernst', 'Wigamur', 'Der Heilige Georg', 'Salomon und Morolf'. Eine umfangreiche Einleitung gibt einen systematisch geordneten Überblick über die gesamte mittelhochdeutsche Epik unter Angabe der Handschriften und der bisherigen Drucke. Das Buch wurde auf Subskription gedruckt; nicht Goethe selbst, aber sicher auf Goethes Veranlassung hin hat die Herzogliche Bibliothek in Weimar subskribiert. Das in seiner Bibliothek noch vorhandene Exemplar werden ihm die Herausgeber unmittelbar zugeschickt haben; es ist teilweise unaufgeschnitten. Am 5. April 1809 liest Goethe den „König Rother aus der Hagenschen Sammlung" den Damen seiner Mittwochgesellschaft vor, ebenso am 12., 19., 26. April; eine unmittelbare Folge dieser Lektüre ist die Einführung Rothers und seines Kreises in den Maskenzug 'Die Romantische Poesie' zum 30. Januar 1810 (Werke 16, 223 f.).

4. v. d. Hagen an Goethe.

Ew. Excellenz

gütige Aufnahme des Liedes der Nibelungen macht mich so dreist, Denselben hiemit ein Werk ähnlicher Art, den ersten Band eines neuen 'Buches der Liebe', in tiefster Verehrung zu überreichen. Ich fühle mich dazu um so mehr verbunden, da Ew. Excellenz gütige Erlaubniß, aus Dero Exemplar durch die Freundschaft des Herrn Dr. Riemer das unserige des trefflichen 'Fierabras' zu ergänzen, die vollständige Erscheinung des Buches erst möglich gemacht hat. Mehr darüber zu sagen, enthalte ich mich hier, da es in der Vorrede ausführlich geschehen ist. In dieser habe ich mir auch Ew. Excellenz allbelebende und erfreuliche Einwirkung und Schätzung dieser alten Art und Kunst zu berühren erlaubt. Es bleibt nur noch zu wünschen, daß die Auswahl so wie die Bearbeitung sich des Beifalles Ew. Excellenz erfreuen möge, der mir und meinen Freunden unter allen der höchste und erste ist.

Ew. Excellenz

ganz ergebenster

Berlin, den 19. April 1809. — Freiherr Fr. H. von der Hagen. (Charlottenstraße Nr. 36)

v. d. Hagen übersendet: 'Buch der Liebe. Herausgegeben durch Dr. Johann Gustav Büsching und Dr. Friedrich Heinrich von der Hagen. Erster Band. Berlin, bei Julius Eduard Hitzig. 1809'; er nennt es „neu" im Hinblick auf das 'Buch der Liebe' des 16. Jahrhunderts, erschienen 1587 zu Frankfurt a. M. bei Feyrabend (Goethe an A. W. Schlegel 1. Jan. 1800). v. d. Hagens Buch enthält 3 Prosaromane des 15. und 16. Jahrhunderts: 'Tristan und Isalde', 'Fierabras', 'Pontus und Sidonia'. Dem Roman von Fierabras hat Goethe schon vorher seine Teilnahme zugewendet: er liest darin am 23. Juli 1804. Am 21. September 1807 erbittet er sich das Buch von Heinrich Voß dem Jüngeren in Heidelberg, der am 3. Oktober das Verlangte sendet ('Goethe-Jahrbuch' 5 [1884], 71); Goethe liest darin 21., 23., 24. Oktober 1807, dann wieder innerhalb seines Damenmittwochkränzchens vom 11. Januar bis 22. Februar 1809. v. d. Hagens Sendung trifft bei Goethe, der damals in Jena war, erst ein 17. Mai 1809; er erwähnt sie in einem undatierten, verstümmelten Brief an C. G. v. Voigt (Briefe 20, 336, 24–26): „Die Berlinischen [Freunde] der alten deutschen Gedichte und Romane, [v. d. Hagen und] Büsching fahren fleißig fort." Goethe beschäftigt sich mit

'Tristan und Isalde' am 4. Juni („Nach Tische diese Geschichte ausgelesen"); von der Lektüre des 'Fierabras' zeugt ein Personenverzeichnis, das er sich angelegt hat (Werke 42 II, 439 f.). — Mehr darüber zu sagen: v. d. Hagen meint: über die Ausgabe zu sagen, nicht über Riemers Vermittlertätigkeit, die in der Vorrede nicht erwähnt wird. — allbelebende Einwirkung: v. d. Hagen in seiner Vorrede, S. VII: „Seitdem ist man, in neuerer Zeit, auch von oben herab wieder auf diese [Ritter- und Volks-] Bücher mannigfaltig zurückgekommen .... Ferner, nachdem ein von dem echten Marke des Volkes genährter großer Geist die kräftige alte Ritterzeit, zwar im letzten Glanze, dem schwachen Geschlecht vorstellte, da war das Signal zu dem ganzen unübersehlichen Ritterspektakel gegeben: angebliche Original-Ritterromane und Schauspiele aller Art, roh und empfindsam, aufgeklärt und schauerlich, komisch und ernsthaft, selten auf einzelnen historischen Zügen, fast nie auf den echten alten Romanen gegründet und so fast durchaus unwahre oder doch unerfreuliche Zerrbilder des wahren Rittertumes und seiner Poesie, wurden in der Lesewelt Mode, bis eine neue sie verdrängte. Endlich ist man, nach Vorgang desselben großen Meisters, wirklich auf die echten alten Romane zurückgekommen und hat sie durch den Reiz der lebenden Poesie und allen ihren reichen Schmuck wieder ausgesöhnt und so das unfreundlich zerrissene Band mit dem Volke wieder erneuet."

Am 26. Juli 1809 liest Goethe in der 'Jenaischen Allgemeinen Literatur-Zeitung' 1809 Nr. 172—175 die Rezension, die v. d. Hagen über die 'Miscellaneen zur Geschichte der deutschen Literatur' des Münchner Staatsbibliothekars Bernhard Joseph Docen gegeben hatte; ob Goethe v. d. Hagen als Verfasser erkannt hat, steht dahin.

5. Büsching an Goethe.

Ew. Excellenz

gütigen Nachsicht, um die ich schon ein paarmal, bei Überreichung meiner ersten Versuche in der Literatur, bat, bedarf ich besonders in diesem Augenblicke, in welchem ich es wage, Ihnen eine Bitte vorzutragen, bei welcher ich nicht weiß, wie ich anfangen soll, ohne mir Ew. Excellenz Mißfallen und eine abschlägliche Antwort zuzuziehen. Wenn es mir durch meine früheren Arbeiten gelungen wäre, bei Ew. Excellenz die gute Meinung zu bewirken, daß bei allen Schwächen und Mängeln es mir dennoch wahrhaft um die Sache selbst, die ich beginne, zu thun ist, dann könnte ich vielleicht mehr auf Ihre Gewogenheit und Nachsicht rechnen.

Mit einem Freunde von mir, dem Doctor Kannegießer, als

Übersetzer des Beaumont und Fletcher zuerst aufgetreten, habe ich mich zur Herausgabe eines Journales vereiniget, an dem einige meiner vertrauteren Freunde, von der Hagen, Solger, Theil nehmen; denn durch Verabredung mit diesen entstand erst der Plan. Unser Wunsch ist, etwas wahrhaft Gediegenes und vor den jetzt bestehenden Instituten Ausgezeichnetes zu liefern und uns der Unterstützung der würdigen Männer, welche wir zur Beihülfe einladen, nicht unwürdig zu machen. Zu niemand wenden wir uns daher mit dringenderer Bitte, zugleich aber auch mit ehrfurchtsvollerer Scheu als zu Ew. Excellenz, indem wir es wagen, Sie gehorsamst um Beiträge zu ersuchen. Keine prunkvolle Ankündigung prahlt mit der Kühnheit, die wir uns nehmen, sondern ruhig, aber fest wollen wir auftreten und fortgehen. Wünschend, etwas Bleibendes zu gründen, was tiefern Einfluß hat auf die Bildung unseres unglücklich zerfallenden Vaterlandes, ist der Beitritt von Ew. Excellenz zu unserem Unternehmen das Höchste, was wir wünschen.

Gestellt in die Reihe der vielen, die Ihre Güte und Gewogenheit in Anspruch nahmen, sehen wir mit Ängstlichkeit und Furcht dem Entschlusse Eurer Excellenz entgegen. Möchte er für uns freundlich und gewogen sein!

Das erste Heft wünschen wir noch im Laufe des Decembers erscheinen zu lassen. Jährlich werden wir nur sechse geben, um mit Muße und Sorgfalt zu wählen. Vielleicht autorisirten uns Ew. Excellenz, uns von dem Berliner Theater ein paar Scenen der neuen Bearbeitung des 'Götz' geben zu lassen und so unser Werk anzufangen.

Die Verlagshandlung hat mir aufgetragen, um die Bestimmung zu bitten, wie viel Ew. Excellenz an Honorar befehlen, indem die festgesetzten Bedingungen nur die übrigen Mitarbeiter betreffen. Das Journal erscheint in Octav.

Mit ehrfurchtsvoller Ergebenheit und inniger Bitte um Nachsicht nenne ich mich hochachtungsvoll

Ew. Excellenz

gehorsamsten

Berlin, den 28. October 1809. Dr. Büsching.

Alte Jakobsstraße Nr. 74.

Das Journal, zu dem Büsching Goethes Beiträge erbittet, trägt den Titel: 'Pantheon. Eine Zeitschrift für Wissenschaft und Kunst'; Verleger war C. Salfeld in Leipzig. Erschienen sind 2 vollständige Bände zu je 2 Heften, und vom 3. Bande das erste Heft (vgl. 'Aus Knebels Briefwechsel mit seiner Schwester Henriette', Jena 1858, S. 401). Es ist eine Zeitschrift von reinstem romantischem Charakter, die alte und neue, klassische und südliche Literatur, bildende Kunst und Theater behandelt und an der Fouqué, Adam Müller, Henriette Schubart mitgearbeitet haben. Uhland hat 6 Gedichte beigesteuert: 'Klein Roland', 'Des Goldschmieds Töchterlein', 'Die Rache', 'Seliger Tod', 'Das Schifflein', 'Des Hirten Winterlied'. — Karl Ludwig Kannegießer (1781—1864), damals Lehrer am Schindlerschen Waisenhause in Berlin, 1811 Prorektor am Gymnasium zu Prenzlau, 1814 Rektor daselbst, 1822 Gymnasialdirektor in Breslau, zuletzt privatisierend in Berlin, ist bekannt als Dramatiker und Ästhetiker ('Über Goethes Harzreise im Winter', vgl. Werke 41 I, 328 ff.), vor allem aber als formsicherer und sprachgewandter Übersetzer Dantes, Byrons, Chaucers, Scotts, Pellicos, des Grafen Leopardi u. a.; seine Übertragung der zusammenarbeitenden englischen Dramatiker Francis Beaumont (1584 bis 1616) und John Fletcher (1579—1625), entstanden 1806 bei einem Aufenthalt in Weimar, veröffentlicht bruchstückweise in Falks Zeitschrift 'Elysium und Tartarus', war in 2 Teilen erschienen Berlin 1807 und 1808 ('Jen. Allg. Lit. Zeitung' 1808 Nr. 96; 1809 Nr. 242). Solger: Karl Solger (1780—1819), Übersetzer des Sophokles, Philosoph und Ästhetiker (Werke 41 II, 269 ff.), damals außerordentlicher Professor in Frankfurt a. O. — Scenen der neuen Bearbeitung des 'Götz': im Juli und August 1803, dann von Februar bis September 1804 hatte Goethe eine Bühnenbearbeitung seines 'Götz von Berlichingen' versucht, die am 22. Sept. 1804 in Weimar aufgeführt wurde und nach Vornahme einiger Kürzungen (Goethe an Prinz August von Gotha 7. Nov. 1804) am 2. Dezember 1804 an Iffland nach Berlin geschickt wurde. Über die Aufführungen in Berlin berichtet Zelter dem Dichter am 7. und 8. Sept. 1805 (Ausgabe von Max Hecker, Insel-Verlag, 1, 122 f.). Im Jahre 1809 erschien die Bearbeitung plötzlich am 20. und 22. Oktober wieder auf der Bühne (Zelter an Goethe 11.—23. Oktober 1809, Hecker, 1, 244; vgl. auch 'Schriften der G.-G.' 14, 144; 18, 231 f.); Büsching gibt einen eingehenden Bericht im 1. Heft seines 'Pantheon', im 'Anzeiger', S. 162 ff.

6. Büsching an Goethe.

Ew. Excellenz

habe ich die Ehre, das erste Stück meines 'Pantheons' zu überreichen mit dem Wunsche, daß es Ihres Beifalls sich wenigstens

einigermaßen erfreuen möchte und Sie mir die Erlaubniß gäben, auch die folgenden Hefte Ihnen überreichen zu dürfen. Vorzüglich bitten um eine gütige Nachsicht diejenigen Aufsätze, welche ich selbst dazu geliefert, indem ich zwei Wege betreten habe, von denen nur eine durchaus gewiegte und tiefe Kenntniß sprechen sollte. Möchte die Vorliebe für die beiden gewählten Gegenstände und der Wunsch, etwas nicht ganz Schlechtes zu liefern, die Mängel überdecken, wenigstens Ew. Excellenz begütigen!

Einmal von einem Wunsche ganz durchdrungen, trennt man sich schwer davon. So auch ich. Noch immer hege ich die Hoffnung, daß es einst in der Folge Ew. Excellenz vielleicht gefällig sein möchte, einen wenn gleich auch nur einmaligen Beitrag zum 'Pantheon' zu geben. Der beste Wille muß bei dem jetzigen zerstückelten, parteivollen Treiben in der Literatur untergehen, wenn nicht Männer von allgemeiner Beliebtheit sich derjenigen, die für das Bessere erfüllt sind und streiten, freundlich annehmen.

Möchte dasjenige, was ich, mit meinem Freunde Hagen verbunden, für das Altdeutsche thue, sich immer Ihres Beifalls erfreuen und Sie uns würdig achten, einmal öffentlich ein Wort der Billigung zu sagen! Das gütige Versprechen der Mittheilung einiger Zeichnungen heischt meinen und meines Freundes innigsten Dank. Wir wünschen, daß wir die Deutung enthüllen möchten, um so für die Mittheilung unseren Dank zu beweisen.

Voll der größten und innigsten Hochachtung und Bewunderung nenne ich mich

Ew. Excellenz
ergebenster

Berlin, den 22. December 1809. Büsching.

erste Stück meines 'Pantheons': siehe Nr. 5. Von Büsching bringt das 1. Heft einen Aufsatz: 'Albrecht Dürer', die Übersetzung eines mittelhochdeutschen Tageliedes: 'Wächterruf. (Sammlung der Minnesinger Th. II S. 166)' und im 'Anzeiger': 'Über die Aufführung des Götz von Berlichingen in Berlin' (siehe dazu Nr. 5). — Mittheilung einiger Zeichnungen: siehe Nr. 11.

7. Büsching an Goethe.

Ew. Exzellenz

übersende ich mit hochachtungsvollster Ergebenheit das dritte Stück meines 'Pantheons'. Mit dem Wunsche, daß es sich Ihres Beifalls erfreuen möchte, verbinde ich auch den, daß es Ihnen nicht unangenehm sei, Ihr treffliches Lied für die Liedertafel zu Berlin in demselben zu finden. Wir verdanken es der gütigen Mittheilung des Herrn Professor Zelter. Indem so einerseits unser Wunsch erfüllt ist, Ew. Exzellenz höchst verehrten Namen unter den zu unserem Unternehmen beitragenden Personen zu sehen, so können wir es dennoch nur als eine gewissermaßen gezwungene Anleihe betrachten, und uns bleibt immer noch die Hoffnung, daß Ew. Exzellenz uns und unser Unternehmen dadurch würdigen werden, daß Sie selbst uns etwas anvertrauen.

Zu gleicher Zeit verbinde ich hiermit den innigsten Dank für die dem Herrn Professor Passow gegebene Erlaubniß, aus dem neuen Werner'schen Stücke eine Stelle für das 'Pantheon' auszuziehen, welche dieses Stück als ein Beweis Ihrer nachsichtsvollen Güte schmückt.

Mit der größten Hochachtung und Ergebenheit

Ew. Exzellenz

gehorsamster

Berlin, den 19. April 1810. Büsching.

dritte Stück meines 'Pantheons': siehe Nr. 5. Das dritte Stück (des zweiten Bandes erstes Heft) enthält auf S. 3—6 einen Abdruck des Goethischen Gedichtes 'Rechenschaft' („Frisch! der Wein soll reichlich fließen", Werke 1, 140), das Goethe am 7. Febr. 1810 dem Freunde Zelter für seine 1808 gegründete Liedertafel eingeschickt hatte; dieser Druck ist der erste des Liedes. Beigegeben ist Zelters Komposition. Die Herausgeber bemerken in der Vorrede: „Das so gemütliche und herrliche Lied v. Goethes, welches diesen Band beginnt, verdanken wir zwar dem Meister der neuern Dichtkunst nicht unmittelbar, sondern es ist uns von dem Herrn Professor Zelter, dem es für einen frohen und heitern Verein, die Liedertafel, gesendet ward, anvertraut worden." — aus dem neuen Werner'schen Stücke: am 24. Februar 1810 wurde in Weimar die einaktige Tragödie von Friedr. Ludw. Zacharias Werner 'Der vierundzwanzigste Februar' aufgeführt, die erste Schicksalstragödie. Der

Philolog und Lexikograph Franz Passow (1786—1833), damals (seit 1807) als Nachfolger des nach Heidelberg berufenen jungen Heinrich Voß am Gymnasium in Weimar als Professor der griechischen Sprache tätig, gab im 'Anzeiger' des 3. Heftes eine umfangreiche Würdigung des Trauerspiels (S. 179—200), die er vorher mit Brief vom 18. März Goethen zur Prüfung vorgelegt und die ihm dieser am 23. zurückgeschickt hatte (Briefe 21, 217): ihr folgt im 'Pantheon' ein kurzes Bruchstück der Dichtung selbst (39 Verse: „Kunz erzählt Truden seinen Rückweg von Leut").

Die in Nr. 6 und 8 erwähnten Zeichnungen hat Goethe Ende Oktober oder Anfang November 1810 an Büsching mit einer brieflichen Beilage gesendet, die nur noch im Konzept vorhanden ist (Werke 53, 402):

Zur Nachricht.

Beykommende Durchzeichnungen sind folgendermaßen paginirt:

pag. 13.
pag. 15—35 inclus.
pag. 37—44 inclus.

Es fehlt also leider der Anfang und es finden sich Lücken.

Von dem Codex, aus dem diese Blätter abgezeichnet worden, lassen sich vielleicht in der Folge nähere historische Nachrichten geben.

Offenbar stand die Geschichte, welche an der Seite abgebildet ist, in dem länglichen Viereck, vielleicht in kurzen Reimen.

Die Hauptfrage wäre nun, ob vielleicht ein Gedicht oder ein Roman bekannt ist, zu dem diese Abbildungen passen. Ist dieses nicht, so findet sich vielleicht in der Folge eine Spur. Indessen könnte man über das Vorliegende allerley Conjecturen machen und versuchen, ob man zu irgend einer wahrscheinlichen Hypothese gelange.

Wäre es beliebig, von diesen Blättern Copie zu nehmen, so bittet man, sie einem geschickten Manne anzuvertrauen, der sie mit Schonung behandelt.

Gelegentlich wünscht man sie zurück und würde, wenn man die Gedanken von Alterthumsforschern erfahren, auch diesseits Bemerkungen und Meynungen darüber mittheilen.

8. Büsching an Goethe.

Eurer Exzellenz

danke ich innigst für die so gütige Übersendung der Zeichnungen, die ich in den ersten Tagen des Novembers empfing. Es beängstiget mich, daß ich mich dabei zugleich einer Schuld anklagen muß, daß ich so sehr lange gezögert, ehe ich ein Zeichen des

Empfanges gegeben, ein Wort des Danks gesagt habe. Die reine Darlegung der Umstände möge mich entschuldigen. Nur wenige Tage waren die Zeichnungen in meinen Händen, als ich unvermuthet den Auftrag erhielt, schleunigst als Königlicher Commissarius nach Schlesien zu gehen, um dort die Bibliotheken, Archive und Kunstsachen in den aufgehobenen Klöstern zu übernehmen, für ihre Aufbewahrung zu sorgen und demnächst einige öffentliche Sammlungen hier zu stiften. So wurden mir meine Tage, ja meine Stunden auf das äußerste beschränkt; hier sitze ich in einem Schwall von Büchern, Manuscripten, Gemälden, Urkunden, Musikalien, alten Siegeln und dergleichen, die alle von mir allein eine wenigstens oberflächliche Anordnung verlangen. Die Ausbeute, welche ich machen werde, wird in einzelnen Theilen sehr bedeutend sein, und hoffe ich auch besonders für alte Deutsche Malerei einige Kunstschätze zu gewinnen. Schon habe ich einige wirklich vorzügliche Gemälde auf goldenem Grunde gefunden und besonders noch heute eines, welches mir das liebste ist. Eine schlecht aussehende Holztafel fiel mir unter altem Gerümpel in die Hände, auf der ich einiges Gold beim Abwischen durchschimmern sah. Nach sauberem Abkehren und leisem Abwaschen mit einem feuchten Schwamme trat auf beiden Seiten der alten Tafel ein Gemälde vor, welches jetzt zu meinen liebsten gehört. Auf der einen Seite eine Geißelung, nur die beiden Geißler sichtbar, auf der andern eine Anbetung der Hirten, wo aber auch Christus fehlt und nur zwei Hirten im Stalle, einer auf dem Felde, erstaunt über die göttliche Erscheinung der Engel, der Esel und das Rind sichtbar sind. Aller Mühe ungeachtet habe ich bis jetzt noch die anderen Stücke nicht zusammenfinden können. Ist es mir irgend möglich, es jetzt zu bewerkstelligen, so werde ich die Ehre haben, Eurer Exzellenz eine Zeichnung davon zu überreichen. Außerdem fand ich auf gleiche Weise noch zwei alte Holzgemälde, die nicht schlecht sind, doch diesem nicht gleich kommen.

Die mir gütigst geliehenen Zeichnungen vermochte ich, und so auch einige Freunde, die ich hinzuzog, nicht zu entziffern, so viel wir auch hin und her dachten und grübelten. Zu einem altdeutschen Gedicht, wenigstens zu einem bekannten, gehören

sie wohl nicht, doch gebe ich die Möglichkeit der Entzifferung nicht auf, da einzelne feststehende Punkte durch alle Zeichnungen gehen. Die Lücken sind sehr störend. Daß ich auf Eurer Exzellenz Ausdeutung auf das äußerste gespannt bin, bedarf wohl kaum einer Erwähnung, und wäre ich in Berlin, so würde ich eilen, meine gewiß nur unreifen Ideen darzulegen, um so meinen Wunsch eher zu erfüllen. Die Zeichnungen sind jetzt in den Händen meines Freundes von der Hagen, der auch ihre Deutung versuchen wird.

Erlauben mir Ew. Exzellenz, Ihnen, dem höchst verehrten Meister, das anliegende Büchlein überreichen zu dürfen. Findet die alte schlichte Erzählung vor Ihren Augen eine freundliche Betrachtung, so bin ich für meine Arbeit reichlichst belohnt; denn die bisweilen mir zugekommenen Nachrichten, daß Eure Exzellenz nicht ganz ungünstig, ja oft mit Güte und Nachsicht, auf meine und meines Freundes Arbeiten gesehen haben, hat uns unendlich erhoben und erfreut.

Mit der innigsten und größten Hochachtung

Eurer Exzellenz

gehorsamster Diener

Breslau, den 30. Januar 1811. Büsching.

Im Stift der Augustiner Chorherrn.

Zeichnungen: siehe Nr. 11, 17—19 und S. 119. — als Königlicher Commissarius nach Schlesien: über diese Tätigkeit und ihre Ergebnisse siehe Nr. 10 und S. 104. — das anliegende Büchlein: Büsching übersendet seine Ausgabe des 'Armen Heinrich' von Hartmann von Aue, Zürich 1810; sie wird erwähnt in Goethes Tagebuch vom 9. Februar 1811. Am 3. März liest Goethe bei einer Abendgesellschaft bei Frau Schopenhauer daraus vor (Tageb.). Der Stoff des Buches war nicht dazu geeignet, sein Wohlgefallen zu erregen. Er sagt in den 'Tag- und Jahresheften' (Werke 36, 72 f.): es habe ihm Büschings 'Armer Heinrich', „ein, an und für sich betrachtet, höchst schätzenswertes Gedicht", physisch-ästhetischen Schmerz bereitet. „Den Ekel gegen einen aussätzigen Herrn, für den sich das wackerste Mädchen aufopfert, wird man schwerlich los, wie denn durchaus ein Jahrhundert, wo die widerwärtigste Krankheit in einemfort Motive zu leidenschaftlichen Liebes- und Rittertaten reichen muß, uns mit Abscheu erfüllt. Die dort einem Heroismus zum Grunde liegende schreckliche Krankheit wirkt wenigstens auf mich so gewaltsam, daß ich mich vom bloßen Berühren eines solchen Buchs schon angesteckt glaube."

9. v. d. Hagen an Goethe.

Ew. Exzellenz hochverehrten Namen würde ich nicht gewagt haben, dem beiliegenden Buche ohne Anfrage vorzusetzen, wenn nicht der Herr Geheimrath Wolf, der freundliche Überbringer desselben, mir eine gütige Aufnahme davon zugesichert hätte. Derselbe wird auch bezeugen, daß im vorigen Sommer ein Brief, worin ich ihn um mündliche Anfrage deshalb bei Ew. Exzellenz bat, zufällig verloren gegangen ist.

Dem Buche selber weiß ich nichts weiter hinzuzufügen als den herzlichen Wunsch, daß Ew. Exzellenz dasjenige, was ich daran gethan habe, nicht mißfallen möge; die alten vaterländischen Heldenlieder selber werden es gewiß nicht. In der Zueignung hätte ich nur das Gefühl der unbedingtesten Verehrung, welches mich für Ew. Exzellenz erfüllt und welches überall laut zu verkünden ich für meinen wahren Beruf halte, noch stärker und überschwenglicher ausdrücken mögen, wenn ich nicht gefürchtet, unbescheiden und aufdringlich zu erscheinen; aber ich darf es auf diese Gefahr wohl wagen, solche hier vor Ew. Exzellenz zu bekennen. Denn ich erachte es eben für das höchste Glück und Genuß meines Lebens, dieses zu können: die Weltherrlichkeit und Glorie Ew. Exzellenz miterlebt zu haben und Zeuge derselben zu sein. Alle anderen großen Gestalten und Ereignisse der Zeit sind mir dagegen nur klein oder ungeheuer. Über diese wird auch die Nachwelt nur dumpf erstaunen, den göttlichen Genius aber, der sich hier offenbarte, eben dieser Umgebung wegen als ein unbegreifliches Wunder verehren. Sie wird die heilige deutsche Erde als ein beseligtes Land glücklich preisen, bei aller seiner Drangsal, daß ein solcher Stamm aus ihr emporwuchs, welcher so gründlich in der lebenden Zeit wurzelt, aber mit seiner Krone hoch über dieselbe in das ewige Vaterland hinausragt. Dieß ist mein Glaube und mein Trost in dieser sonst so trübseligen Gegenwart, und darum bete ich:

> Der Unsterblichkeit auch verleiht, ihr holden Najaden,
> Füllet die Schale des Heils Ihm bis zum äußersten Ziel!

Berlin, den 21. Juli 1811. F. H. v. d. Hagen.

v. d. Hagen übersendet: 'Der Helden Buch, herausgegeben durch Friedrich Heinrich von der Hagen. Erster Band. Berlin bei Johann Friedrich

Unger. 1811'; siehe Nr. 2. Die Überreichung ist nicht, wie der Brief sagt, durch den beiderseitigen Freund Friedrich August Wolf geschehen (ihm hat v. d. Hagen seine 1810 erschienene Ausgabe 'Der Nibelungen Lied in der Ursprache mit den Lesarten der verschiedenen Handschriften' gewidmet): Wolf hatte freilich Goethen in Karlsbad zu treffen gedacht, war aber durch Goethes frühe Abreise von dort (28. Juni 1811) in dieser Hoffnung getäuscht worden; vgl. 'Goethe-Jahrbuch' 15 (1894), 57. Der erste Band des Werkes ist der einzige geblieben; er enthält in der schon beim Nibelungenlied 1807 geübten Spracherneuerung: 'Hörnen Siegfried', 'Etzels Hofhaltung', 'Das Rosengarten Lied', 'Alpharts Tod', 'Ecken Ausfahrt', 'Riese Siegenot' und ist gewidmet „Seiner Exzellenz dem Herrn Geheimen Rath von Goethe" mit folgender Zueignung: „Ew. Exzellenz Liebe zu den alten vaterländischen Heldenliedern, ausgedrückt in Worten und Werken, in denen ihr hoher Geist in unsterblicher Jugend fortlebt, ist mir eine erfreuliche Auffoderung, Denselben diese Erneuung des Heldenbuches, als des kostbarsten und eigenthümlichsten Erbes unserer Väter, zuzueignen. Und ich schätze mich glücklich, vor dem Manne, welchen Deutschland als seinen wahren Trost und höchsten Stolz anerkennt, und welchen mein Preis nicht erreicht, wenigstens ein Zeichen meiner früh gehegten tiefen Verehrung niederlegen zu können. Berlin, den 19. April 1811. F. H. v. d. Hagen." Goethe beschäftigt sich mit dem Buche (es befindet sich noch in seiner Bibliothek) am 6. und 7. August 1811. Einen angenehmen Eindruck vermochten ihm diese ungeschlachten Geschichten nicht zu machen: „hier hatte sich eine alles verwandelnde Zeit dazwischen gelegt" (Werke, 36, 72), dennoch dankt er dem Geber am 11. September (Briefe 22, 161): „Ich gehöre gewiß zu denjenigen, welche das Verdienst Ihrer Bemühungen erkennen. Denn diese schätzbaren Reste des Altertums hätten viel früher auf mancherlei Weise einen günstigen Einfluß auf mich ausgeübt, hätten sie mich nicht durch ihre rauhe Schale abgeschreckt, welche zu durchbrechen weder mein Naturell noch meine Lebensweise geeignet war. Es muß mir daher höchst erwünscht sein, jene bedeutenden Werke sowohl in einer Reihe als ihrem innern Verdienst nach kennen zu lernen, da sie mir früher nur einzeln und zerstreut und gewissermaßen blos nach ihrem allgemeinen Inhalt bekannt waren. Daher ich denn, was mich betrifft, der Behandlungsweise, wodurch Sie uns diese Gedichte näher bringen, meinen völligen Beifall gebe."

10. Büsching an Goethe.

Hochwohlgeborener,
Höchst verehrter Herr Geheimrath!

Eurer Exzellenz wagte ich, im Sommer des vergangenen Jahres meine 'Volkssagen, Märchen und Legenden' ganz ge-

horsamst zu überreichen, und hoffe, daß dieselben in die Hände Eurer Exzellenz gekommen sind. Möchten sich dieselben doch auch, wenigstens einigermaßen, Ihres Beifalls erfreuen! Von neuem wage ich es, Ihnen ein Buch von mir zu überreichen, das durch meine beinahe zweijährigen Commissionsgeschäfte hier in Schlesien entstanden ist. Schlesien, besonders Breslau, von dem ich in einem zweiten Bande zu sprechen gedenke, ist nicht arm an Alterthümern, wenn gleich auch schon die vielen und blutigen Kriege gar manches zerstört haben. Schlimm ist es aber, daß Schlesien die Scheidewand der Deutschen und Slavischen Nationen ist, wodurch sich theils manches Schlechte mit eingemischt hat, theils aber auch die Kunde manches Deutschen Wissens nicht bis hieher drang. Für Malerei geschah in den Klöstern und Stiftern viel, aber das meiste ging aus Sorglosigkeit verloren. Einen Beweis schlesischer Kunst im fünfzehenten Jahrhundert mag Ew. Exzellenz der anliegende getreue Kupferstich nach einer Federzeichnung vom Jahre 1451 geben, die aus einer handschriftlichen Legende der heiligen Hedwig genommen ist. Ich gehe jetzt damit um, meine Sammlungen über die schlesischen Alterthümer bekannt zu machen, mit Abbildungen, die indessen nur in Umrissen, nach Art des anliegenden Kupferstiches, bestehen sollen, um kein zu theures Werk zu liefern. Es ist recht schön, wenn solch ein Werk wieder Kunstproducte des Stichs liefert, aber gemeinhin ist es genug, daß man nur eine treue Abbildung des alten Werkes hat, um es zu verewigen. Manches wird freilich gar barbarisch erscheinen, aber darum nicht minder charakteristisch. Doch ist dieß eine Arbeit, deren Bekanntmachung wohl eine bessere Zeit erwartet, als die jetzige ist.

Mit innigster Hochachtung habe ich die Ehre mich zu nennen

Euer Exzellenz

gehorsamsten Diener

Breslau, den 19. Januar 1813. Büsching.

Volkssagen: 'Volks-Sagen, Märchen und Legenden. Gesammelt von Johann Gustav Büsching. Leipzig, 1812. Bei Carl Heinrich Reclam.' — Buch, durch meine Commissionsgeschäfte entstanden: Büsching sendet seine 'Bruchstücke einer Geschäftsreise durch

Schlesien, unternommen in den Jahren 1810, 11, 12, von D. Joh. Gustav Büsching, Königlichem Archivare zu Breslau. Erster Band, mit einem Anhange, worin vermischte Aufsätze, Schlesien betreffend. Breslau, bei Wilhelm Gottlieb Korn. 1813'; Goethe liest darin in Teplitz 30. April 1813. Ein zweiter Band ist nicht erschienen.

11. v. d. Hagen an Goethe.

Es ist eine höchst angenehme Pflicht für mich, Ew. Exzellenz bei Zurücksendung der merkwürdigen alten Zeichnungen noch meinen und meiner Freunde innigsten Dank abzustatten für die so erfreuliche und vertrauensvolle Mittheilung derselben. Wenn wir solche auch ein wenig lange behalten haben, so lag es anfangs an der Schwierigkeit der uns obliegenden Erklärung und demnächst an einer guten Gelegenheit, dieselben wieder sicher zu überliefern. Beides hat sich nun glücklich gefunden, und Dr. Sibbern, ein wackerer Däne, der nach Deutscher Wissenschaft und Kunst ausgereist ist, übernimmt es, diese Blätter unbeschädigt in Ew. Exzellenz gütige Hand zurückzustellen und meinen Dank mündlich zu wiederholen. Den Bildern habe ich die zu ihrer Erklärung veranlaßten Aktenstücke beigefügt, deßgleichen die öffentliche Bekanntmachung dieser Erklärung in dem ersten soeben erschienenen Heft der 'Zeitschrift für Altdeutsche Literatur und Kunst', um dessen geneigte Aufnahme ich ergebenst bitte.

Über die keinem Zweifel unterworfene Erklärung wüßte ich nichts mehr hinzuzusetzen als das Geständniß, daß bei der anfänglichen Dunkelheit der Bilder ich wohl einmal flüchtig an eine etwanige Versuchung dachte und daß bei dem endlichen glücklichen Fund mir wohl in den Sinn kam, Ew. Exzellenz zuvor um gefällige Mittheilung der in der Beilage angedeuteten Vermuthungen zu bitten, aber, so viel Vergnügen sich auch dabei zeigte, so schien es doch zu unredlich; freilich entbehren wir dadurch nun einer gewiß auf jeden Fall vortrefflichen Auslegung.

Ich achte es übrigens für den schönsten Lohn aller meiner Bemühungen um die alte vaterländische Literatur, daß Ew. Exzellenz so wohlwollend darauf hinblicken, und es hat mich recht im Innersten erfreut, daß Dieselben gegen den Prof. Rhode

und den trefflichen Langermann in Carlsbad sich theilnehmend meiner erinnert haben. Und wie sollte es nicht, von dem Manne, dem ich mit unbedingter Verehrung zugethan bin und dessen ewige Worte und Werke mich über alles in den ungeheuren Geschicken dieser furchtbaren Zeit trösten und erbauen und alles andere vergessen lassen! Ich kann es nicht sagen, wie oft ich das wohlbekannte Alte wiederlese und wie heißbegierig ich jedes Neue ergreife und wie es mich bewegt und stärkt! Und diese Liebe und diesen Sinn theile ich freudig mit allen meinen liebsten Freunden; ja wie wenige kann es Deutsche geben, die nicht so sind! Wer könnte dieses aus Wahrheit und Dichtung so schön und bedeutsam zusammengeflochtene Leben lesen, ohne zu wünschen, daß es nie ein Ende nehmen möchte! — Zwei große und inhaltschwere Bitten will ich aber hier noch, gewiß im Namen aller, an diesen großen Genius wagen: das eine ist die Vollendung des 'Faust', des reichsten und tiefsten Nationalgedichts, von dem einige gewiß falsch prophezeiet haben, es könne damit nicht zur Höllenfahrt kommen, und dann die Vollendung der 'Eugenia', für mich der Gipfel der geselligen Bildung und von dem höchsten Zeitinteresse.

Möchte es mir nur noch einmal vergönnt sein, Ew. Exzellenz, deren hohes Bild auf meinem Hausaltare steht, all diesen Dank und all diese Wünsche persönlich zu wiederholen und die tiefe Verehrung zu bezeigen, mit welcher ich verharre

Ew. Exzellenz
innigst ergebener

Breslau, den 20. Januar 1813. F. H. v. d. Hagen.

merkwürdigen alten Zeichnungen: siehe Nr. 6 und 8 und S. 119. Mit den Zeichnungen übersendet v. d. Hagen: 'Sammlung für Altdeutsche Literatur und Kunst. Herausgegeben von F. H. v. d. Hagen, B. J. Docen, Dr. J. Ch. Büsching und B. Hundeshagen. Erster Band. Erstes Stück. Breslau, bei Johann Friedrich Korn dem Älteren. 1812'; das erste Stück ist das einzige geblieben. Goethe beschäftigt sich mit dem Buche in Teplitz am 28. und 30. April 1813; es befindet sich noch in seiner Bibliothek. Die „Geschichte von der klugen Hausfrau und dem wilden Jäger", die Goethe am 30. April der Erbprinzessin vorliest, steht hier auf S. 92 ff. Ferner auf S. 220 ff. folgender Aufsatz:

„Alte Randzeichnungen in Goethes Besitz.

„Aus Goethes gütiger Mittheilung erhielt Büsching eine Reihe von Blättern, auf welchen Abbildungen nach einer alten Handschrift durchgezeichnet standen. Diese Umrisse waren auch schon vorlängst gemacht, die Urkunde aber, aus welcher, unbekannt. Die Randzeichnungen nahmen den größten Theil des Folioraumes ein, und innerhalb war nur ein schmaler Streif zur Bezeichnung des Textes leer gelassen. Dieses schien die gewöhnlichen alten kurzen Reimpaare anzudeuten. Es kam also darauf an, ein altes Heldengedicht oder Roman aufzufinden, zu welchem diese Zeichnungen gehörten. So weit unsere Kenntniß von Deutschen und Wälschen Schriften der Art reichte, wollte jedoch nichts dazu passen; und auch mehre Freunde, denen wir die Bilder zeigten, wußten uns nichts darüber zuzuweisen: alles Nachsinnen und Nachschlagen war vergeblich. Vermuthungen ließen sich freilich mancherlei machen: eine große Reihe ritterlicher und menschlicher Begebenheiten stand abgebildet da, auf jedem Blatte mehre Abtheilungen unter einander; es schien ein Ritter von seiner Geliebten durch Räuber getrennt, diese in ein Kloster gesperrt, darin niederkommend, durch einen vergrabenen Schatz die Unthat entdeckt zu werden, und endlich beide sich durch einen Ring wieder zu erkennen, und das Ganze mit einer Doppelheirat, wobei schon Kinder, zu schließen. Aber dazwischen kamen so viele fremdartige Dinge, und besonders gewisse Gegenstände, Kornähren, Geld und Schwörende, vielmals wieder; so daß es wieder den Anschein von allegorischen Vorstellungen hatte. Dennoch war ich drauf und drauf, eine dazu passende Geschichte zu ersinnen, als eine kleine, anfangs unbeachtete Spur zur glücklichen Entdeckung führte.

Diese Spur war ein flüchtiger Hinweis auf die Stadt Varel (Oldenburg), das führte auf eine Handschrift, die als einzige einem dortigen Brande (1751) entgangen war, eine Handschrift des 'Sachsenspiegels', auf den mit Zeichnungen geschmückten 'Codex juris provincialis et feudalis Saxonici picturatus membranaceus' von 1336; nach der Beschreibung dieser Zeichnungen konnte es nicht zweifelhaft sein, daß Goethes Bilder dazu gehörten. Zu gleicher Zeit sah Prof. Eichhorn zu Berlin diese Bilder „und machte auf der Stelle dieselbe Entdeckung, daß die Bilder zum Sachsenspiegel gehörten". In den 'Tag- und Jahresheften' 1813 (Werke 36, 82) sagt Goethe, er habe die Durchzeichnungen als „Zeichen der Aufmerksamkeit auf das Allerbesonderste" Kennern und Liebhabern in die Hände gebracht, „welche denn auch davon den löblichsten Gebrauch machten und die Symbolik eines in Absicht auf bildende Kunst völlig kindischen Zeitalters gar sinnig und überzeugend auslegten". Im Jahre 1813 war Goethe in Teplitz mit dem Dresdner Oberappellationsgerichtsrat Christian Gottfried Körner zusammen; ihm zeigte er die damals durch Sibbern zurückgebrachten Zeichnungen, und Körnern gelang es, für einige die Stellen im 'Sachsenspiegel' festzustellen, auf die sie sich beziehen (Goethe an Körner, 28. Juli 1813). Weiteres zur Sache siehe

Nr. 17. 18. 19. — Sibbern: Frederik Kristian Sibbern (1785—1872), dänischer Philolog, später Professor der Philosophie in Kopenhagen, der, mit Empfehlung Zelters und anderer Goethefreunde versehen, schon im Juni 1812 Goethen in Karlsbad aufgesucht hatte ('Goethe-Jahrbuch' 2 [1881], 31 ff.). — Rhode: gemeint ist wahrscheinlich der Professor an der Königl. Kriegsschule zu Breslau Joh. Gottlieb Rhode (1762—1827); von Begegnungen mit ihm weiß das Tageb. nichts; Langermann: zu Joh. Gottfr. Langermann (1768—1831), der, Arzt und Psychiater, seit 1810 als Staatsrat im Ministerium des Innern zu Berlin eine einflußreiche Stellung einnahm, war Goethe während seines Aufenthaltes in Karlsbad 1812 (Tageb. 2. August; Tageb. 5. Sept.: „Bei Staatsrath Langermann, Abschied zu nehmen") in ein freundschaftliches Verhältnis getreten. — aus Wahrheit und Dichtung geflochtene Leben: der erste Band der Goethischen Selbstbiographie war im September 1811 fertig geworden, im Oktober 1812 der zweite. — 'Faust': 1808 im 8. Bande der ersten Cottaschen Gesamtausgabe gedruckt; 'Eugenia' ('Die natürliche Tochter') 1807 im 6. Bande.

Der nächste Brief v. d. Hagens ist vom 22. Mai 1823: Nr. 26. Über seinen Besuch bei Goethe am 14. Aug. 1817 siehe unten S. 147.

12. Büsching an Goethe.

Hochwohlgeborener,

Höchst verehrter Herr Geheimrath und Minister!

Euer Exzellenz haben mehrmals mit Güte und Nachsicht Schreiben von mir angenommen, so daß ich auch hoffe, diesem und seinen Anlagen eine freundliche Aufnahme erbitten zu dürfen. Euer Exzellenz nehmen, wie ich aus vielen Nachrichten und erst neulich aus einer des jetzt hier anwesenden Maler Raabe erfahren habe, wieder jetzt einen großen Antheil an der altdeutschen Kunst, und mit Sehnsucht hoffen wir, daß wir so glücklich sein werden, vielleicht bald einige Worte von Hochdenselben zu lesen, die uns selbst erst auf den richtigen und tüchtigen Weg führen, den wir zu nehmen haben; denn Eure Exzellenz bestimmten ja so oft die schwankende Ansicht der Zeit, gaben ihr einen festen Halt und wurden so, die Regung der Zeit in sich aufnehmend, der Schöpfer einer neuen Zeit. Möchte uns alle, die wir für altdeutsche Zeit und Kunst zu wirken suchen, diese Hoffnung nicht täuschen!

Beikommend wage ich es, Euer Exzellenz einen neuen Versuch zu überreichen; in ihm vereinigt die alte und neue Kunst sich. Nimmer geben Kupferstiche und Zeichnungen der Siegel eine entsprechende Abbildung; es schien mir daher am zweckmäßigsten, von den alten Wachssiegeln Formen in Gips abzugießen, die auf das treueste jede Eigenthümlichkeit nachbilden. Aus ihnen goß unsere schlesische kunstfertige Eisengießerei die eisernen Abgüsse, wie mir scheint: die leichteste, würdigste, am wenigsten kostspielige und haltbarste Art, diese Kunstwerke früher Zeit zu vervielfältigen. Die anliegende Beschreibung versucht alles zu umfassen, was dem Geschichtsforscher und Kunstfreund dabei wichtig sein kann. Möchte das Unternehmen und die Arbeit Eurer Exzellenz Beifall so weit finden, daß Sie dieselben eines öffentlichen Wortes würdigten, dessen ja schon so manche Kunstunternehmung sich erfreute. Es würde mir Muth und Freudigkeit zu fernern Arbeiten geben.

Die jetzige Gelegenheit nehme ich wahr, Euer Exzellenz eine andere Unternehmung auch noch ganz ergebenst zu überreichen, mit dem Wunsche, daß wenigstens einiges darin Dieselben ansprechen möge. Das Bruchstück aus dem 'Titurel' findet in dem anliegenden Blättchen, gemacht nach einer Handzeichnung in einer Wiener Handschrift des 'Titurel', die ich jetzt benutze, seinen Schluß. Schionatulander ist in einem Kampfe gefallen; Sigune bewacht ihn die Zeit ihres Lebens hindurch und weicht nicht von seiner Seite. Auf einen Lindbaum, in einsamem Walde, läßt sie den Leichnam stellen, überschattet vom Laube des Baumes, damit die Sonne ihm nicht schade, aber sie, wie die klagende Turteltaube, sitzt auf dem dürren Zweige. Ihre königlichen Verwandten besuchen sie, aber nichts kann sie bewegen, den geliebten Toten, der für sie kämpfend fiel, zu verlassen.

Mich beschäftigt jetzt die Herausgabe eines Dichters, der seine gerechte Würdigung unter uns Eurer Exzellenz verdankt: des Hans Sachs. Die Ausgabe wird nach der Art und Weise eingerichtet, wie ich zum Schlusse dieses beikommenden ersten Bandes meiner 'Erzählungen' zwei Erzählungen von ihm ganz leise und behutsam bearbeitete. Schon wird an dem ersten Bande

gedruckt, der zu den möglichst billigen Preisen ausgegeben werden soll; denn ich halte den Hans Sachs am allergeeignetsten, wieder Volksbuch zu werden, da er höhere und niedere Stände auf gleiche Weise ansprechen muß.

Indem ich mich mit der tiefsten Verehrung empfehle, habe ich die Ehre, mich zu nennen

Euer Exzellenz

ganz ergebensten Diener

Büsching

Breslau, den 18. Oktober 1815. Königl. Archivar.

Büsching übersendet: 'Der alten schlesischen Herzoge, Städte, Äbte u. s. w. Siegel, in Abgüssen und Abdrücken. Besorgt von Dr. Joh. Gustav Büsching, königl. Archivar zu Breslau', erste Lieferung, mit 4 Abgüssen und 1 Abdruck, 1815. Dem Wunsche einer öffentlichen Äußerung entsprach Goethe im Hefte „Über Kunst und Alterthum in den Rhein- und Main-Gegenden. Erstes Heft. 1816", S. 195 (siehe Nr. 16): es seien Büschings „Abgüsse altschlesischer Siegel in Eisen überall empfehlbar und nachahmenswert, wenn auch in anderer Materie. Denn der Liebhaber erhält dadurch im Kleinen Kunstdenkmale in die Hände, an die er im Großen niemals Anspruch machen darf" (Werke 34^{I}, 200); vgl. auch 'Jen. Allg. Literatur-Zeitung' 1815 Nr. 216. Goethes neubelebte Teilnahme an altdeutscher Kunst, entschieden seit ihres Apostels, des klugen und beredten Sulpiz Boisserée, Anwesenheit in Weimar Mai 1811, hatte eben durch die Rheinreisen 1814 und 1815 ihren Höhepunkt erreicht. — Karl Joseph Raabe (1780—1849), Ingenieur, Baumeister, Zeichner, Miniaturmaler. Von Okt. 1810 bis Mai 1811 hatte er in Weimar geweilt und von Goethe und seiner Familie Miniaturbildnisse hergestellt (Goethe empfiehlt ihn seinem Freunde Willemer in Frankfurt am 12. Mai 1811); im Nov. 1814 war er wiedergekehrt: es entstand damals ein Goethebild, das Goethe und Raabe in gemeinsamer Widmung Weihnachten 1814 den Brüdern Boisserée zum Geschenk machten (Werke 2, 157). Die Bekanntschaft mit Büsching ergab sich aus der Gemeinsamkeit des Wohnortes: Raabe war in Breslau als Professor an der Bauakademie angestellt. — andere Unternehmung: Büsching übersendet: 'Erzählungen, Dichtungen, Fastnachtsspiele und Schwänke des Mittelalters, herausgegeben von Dr. Johann Gustav Büsching. Erster Band. Im Auftrage bei J. F. Korn dem Älteren. Breslau 1814'. Noch in Goethes Bibliothek. Das Werk erschien heftweise und ist nicht über den ersten Band hinausgediehen. Hier findet sich (S. 427—480): 'Bruchstück einer Übersetzung des Titurel, versucht von J. G. Büsching.' Titurel ist nach mittelhoch-

deutscher Epik der Erbauer des Graltempels und Gralkönig. Seine Urenkelin, die schöne Sigune, wird von Schionatulander geliebt; die Liebe beider und ein späteres Abenteuer, in dem Sigune die Inschrift auf dem Leitbande eines vorübereilenden Hundes zu wissen verlangt, wird von Wolfram von Eschenbach in zwei Liedern erzählt ('Titurel' oder 'Schionatulander'). Ein späterer Dichter, Albrecht (früher Albrecht von Scharffenberg genannt), hat Wolframs Lieder gegen Ende des 13. Jahrhunderts zu einem umfangreichen Epos (über 6000 Verse) verarbeitet: dem sog. 'Jüngeren Titurel' (gedruckt 1477; herausgegeben von K. A. Hahn, Quedlinburg und Leipzig, Gottfr. Basse, 1842). Büschings Übersetzung gibt von diesem 'Jüngeren Titurel' den „Siebenten Gesang" (Wolframs erstes Lied, Hahn Str. 664—780) und den „Neunten Gesang" (Hahn 1088 bis 1138, bis dahin, wo Wolframs zweites Lied beginnt). Büsching hatte eine unvollständige Handschrift des 'Jüngeren Titurel', die dem Grafen v. Dietrichstein in Wien gehörte, abschreiben dürfen; er berichtet darüber in seinen 'Wöchentlichen Nachrichten', Stück 39 (Bd. 2, 26. Sept. 1816). Diese Handschrift ist mit 85 Bildern verziert. Eines davon (Schionatulander im Sarge, der in der belaubten Krone einer Linde steht; neben dem Sarge, auf dürrem Aste sitzend, die trauernde Sigune; am Fuße des Baumes der Gralkönig Amfortas, seine Schwester Urepans, zwei Damen) hat Büsching von einer Breslauer Künstlerin Julie Mihes stechen lassen, um den Stich dem 3. Stück des ersten Bandes der 'Wöchentlichen Nachrichten' (18. Jan. 1816) beizugeben; mit vorliegendem Briefe sendet er Goethen ein Exemplar („dem anliegenden Blättchen"). — Hans Sachs: Büschings Ausgabe, modernisiert nach v. d. Hagens Muster, erschien in 3 Bänden in Nürnberg bei Joh. Leonh. Schrag: 'Hans Sachs ernstliche Trauerspiele, liebliche Schauspiele, seltsame Fastnachtsspiele, kurzweilige Gespräch', sehnliche Klagreden, wunderbarliche Fabeln, sammt andern lächerlichen Schwänken und Possen. Bearbeitet und herausgegeben von Dr. Johann Gustav Büsching.' Der 1. Band erschien 1816; er ist gewidmet der Stadt Nürnberg als „ein dankbares Andenken froh und lehrreich in ihr verlebter Tage". Das Titelblatt trägt auf der Rückseite als Motto aus Goethes Gedicht 'Hans Sachsens poetische Sendung' die letzten 6 Verse (Werke 16, 129 Vers 179—184). Sendung des 3. Bandes an Goethe siehe Nr. 29. Im 1. Bande seiner 'Erzählungen, Dichtungen u. s. w.' (siehe oben) gibt Büsching eine Bearbeitung der Erzählungen 'Der Ritter mit dem getreuen Hund' und 'König Artus mit der Ehebrecherbrücke' (S. 502—517).

Die Sendung traf in Weimar ein am 30. Oktober 1815; Goethe dankt am 5. Dezember. Er spricht nur von den Siegelabgüssen, lobt das Unternehmen, verspricht öffentliche Anerkennung. Zum Schluß: „Da ich Ew. Wohlgeboren löbliches Unternehmen wenigstens zu meinen eigenen Zwecken vor der Hand nachzuahmen wünschte, so ersuche Ew. Wohlgeboren die Art und Weise des Abformens, deren Sie sich bedienen,

näher zu bezeichnen, auch welche Art von Formen und Abgüssen man senden müßte, um gleichfalls Exemplare in Eisenguß davon zu erhalten." Siehe Nr. 13.

13. Büsching an Goethe.

Euer Exzellenz

so überaus gütiges und für mich erfreuliches Schreiben vom 5. dieses gebe ich mir die Ehre sogleich zu beantworten. Es gereicht mir zur größten Freude und Ermunterung, daß Ew. Exzellenz meinem Unternehmen Ihren Beifall angedeihen lassen, und ich hoffe noch einige Verbesserungen in der Folge dabei anbringen zu können. Die gut gemeinte und wohlwollende Beurtheilung in der 'Jenaer Allgemeinen Literatur-Zeitung' hat eine Ansicht, der ich von einer Seite nichts entgegensetzen kann, indem sie von einer durch die Siegelkunde geleiteten Ansicht ausgeht. Ich gestehe, daß mir die Wappenkunde, die mir eigentlich als Archivar und als Lehrer der Urkundenwissenschaft an der hiesigen Universität am vorzüglichsten sein sollte, weit hinter meinem andern Zwecke, dem auch von Ew. Exzellenz ergriffenen, zurücksteht. Mir ist es um die Kunst mehr zu thun, und der Wappensammler und Wappenkundige verlangt, und nicht mit Unrecht, ich solle für ihn zuerst sorgen. Für den Forscher der Wappenkunde sind auch Abbildungen in Kupfer oder Holz gewiß hinlänglich genug, wie der bloße strenge Münzforscher keine weitern Anforderungen macht, als recht treue Kupferstiche zu erhalten. Indessen kann dem guten und heilsamen Unternehmen eine ungünstig aufgefaßte Ansicht doch sehr hinderlich sein, und das Versprechen Ew. Exzellenz, öffentlich ein Wort zu Gunsten dieser Unternehmung zu sagen, erfüllt mich mit höchster Freude und ist für mich sehr ehrenvoll.

Die Art und Weise bei Abformung der Siegel, deren ich mich und ein bei der meiner Aufsicht anvertrauten Gemäldesammlung angestellter Maler, der mich darin unterstützte, bediene, ist die gewöhnliche, welche bei Abformung von Gipssachen beobachtet wird, nur hat der erwähnte Maler es rathsamer gefunden, bei sehr tief eingeschnittenen und zarten Sachen den Abdruck in feuchtem und leicht zu knetendem Thon zu machen, welcher die abzu-

druckende Gestalt am schnellsten und genausten annimmt. Diese Thon- oder Gipsformen sende ich dann an die Eisengießerei, welche durch einen dazu bestimmten Former zinnerne Formen machen läßt, durch welche dann die eisernen Abgüsse bewirkt werden. Wenn Ew. Exzellenz daher Eisenabgüsse wünschen, so bedarf es weiter nichts als daß Dieselben die Güte haben, mir die Gipsformen, welche Sie abgegossen zu sehen wünschen, zukommen zu lassen, da ich dann alles andere mit größtem Vergnügen besorgen werde. Auch ist die Sache durchaus nicht kostspielig indem es der Eisengießerei selbst zur Freude gereicht, viele und gute Muster zu erhalten. Es bedarf daher weiter nichts, als daß Ew. Exzellenz mir melden, wie viele Abgüsse Dieselben etwa von jeder Form befehlen, und kosten diese Abgüsse nach Maßgabe der Größe 2, 3, 4, 5, 6, 7, 8 Groschen. Besonders zierlich nehmen sich in Eisen auch die Abgüsse von Glaspasten aus.

Die Niederlage der Eisengießerei hat schon eine überaus reiche und gefällige sowie lehrreiche Sammlung, die wohl verdient, in einem fürstlichen Kunstsaale aufgestellt zu werden. Sollte Ihr Herr Großherzog etwa eine vollständige Sammlung zu erhalten wünschen, so würde ich mich sehr gerne der Ausführung derselben unterziehen und rechne ich, daß das Ganze ohngefähr 80 bis 100 Thaler kosten würde, wofür viele hundert Abgüsse zu erhalten sind. Auch Gedächtnißmünzen, mit Abbildungen auf beiden Seiten, Bildnisse (so ist Ew. Exzellenz Bildniß nach Posch sehr gut gegossen) sind zu bekommen; doch manche sind so schnell vergriffen, daß kaum genug gegossen werden können.

In vierzehen Tagen oder drei Wochen wird das Jännerheft eines 'Wochenblattes für Geschichte, Kunst und Gelahrtheit des Mittelalters', das ich im neuen Jahre herausgebe, vollendet sein, und ich bitte gleich vorläufig um Erlaubniß, es Ew. Exzellenz gehorsamst überreichen zu dürfen, da es auch eine Nachricht enthält, welche die Theilnahme von Ew. Exzellenz auf sich ziehen wird. Es ist nehmlich in dem ersten und zweiten Stücke die Beschreibung des ältesten Gemäldes, das wir in der Sammlung zu Breslau haben, abgedruckt. Dies Gemälde hat auf dem

Rahm die Jahreszahl 1206, und zwar in arabischen Zahlen. Ich denke, da es nicht groß ist (nur 2 Fuß hoch und 1 Fuß 4 Zoll breit), es nächstens durchzeichnen und in seiner Größe ätzen zu lassen.

Mit größter Hochachtung und Ergebenheit nenne ich mich
Ew. Exzellenz
gehorsamsten Diener
Breslau, den 17. Dezember 1815. Büsching.

Schreiben vom 5. dieses: siehe oben S. 131. — meinem Unternehmen: des Siegelwerkes (siehe Nr. 12). — Beurtheilung in der 'Jenaer Allg. Literatur-Zeitung': in der 'Jenaischen Literatur-Zeitung' Nr. 216 vom Novemb. 1815 war eine Besprechung erschienen, unterzeichnet: H. St. F.; der Rezensent ist der Meinung, daß Büschings Verfahren, von den Siegeln Eisenabgüsse herzustellen und, wenn noch die alten Stempel vorhanden, davon Abdrücke zu nehmen, teurer und unbequemer sei als die alte Methode, die Siegel in Kupferstich oder Holzschnitt abzubilden; auch bezweifelt er, daß Büsching größere Treue der Wiedergabe erziele. Goethe sagt darüber im Briefe vom 5. Dezember, daß er „mit dem Recensenten . . . keineswegs einerlei Meinung hege". In seinen 'Wöchentlichen Nachrichten' (siehe unten), Bd. 1, 11. Stück (14. März 1816), S. 170ff. setzt sich Büsching mit seinem Rezensenten auseinander. — Bildniß nach Posch: Leonhard Posch, Münzschneider in Berlin, hatte Anfang 1813 ein älteres Wachsrelief, das Gerhard v. Kügelgen im Dezember 1808 von Goethe hergestellt hatte, überarbeitet für eine von Daniel Friedrich Loos zu prägende Goethemedaille. Diese ist nicht ausgeführt worden; daß wenigstens die Arbeit von Posch abgegossen worden ist, war bislang unbekannt. — Jännerheft eines Wochenblattes: gemeint ist: 'Wöchentliche Nachrichten für Freunde der Geschichte, Kunst und Gelahrtheit des Mittelalters. Von Dr. Johann Gustav Büsching. Breslau, im Auftrage bei Wilibald August Holäufer'; siehe Nr. 14. Das 1. Stück erschien am 4. Januar 1816. Jede Woche wurde ein Stück ausgegeben, das einen Bogen stark war; am Ende des Monats wurden die entsprechenden Stücke auch heftweise zusammengefaßt. Über die Widmung des ersten Bandes siehe Nr. 15 und 16. Das Blatt hat es auf 4 Bände gebracht, jeder einen halben Jahrgang umfassend: 2 Bände bilden einen Jahrgang. Vom 3. Bande an erfolgte die Ausgabe nicht mehr wöchentlich in Stücken, sondern sogleich monatlich in Heften; zu dem alten wurde noch ein neuer Titel hinzugefügt: 'Der Deutschen Leben, Kunst und Wissen im Mittelalter. Eine Sammlung einzelner Aufsätze, herausgegeben von Dr. Johann Gustav Büsching'. Auch der Verleger ist ein anderer geworden. In den 3 ersten Bänden sind die Stücke durchgezählt von Nr. 1

(4. Jan. 1816) bis Nr. 78 (Juniheft 1817); in Bd. 4 ist die Einteilung in Stücke aufgegeben. — ältesten Gemäldes: 'Das älteste Bild der Gemäldesammlung der Hochschule zu Breslau', 1. Stück S. 12; 2. Stück S. 17. Das Gemälde, auf Holz, aus dem Sankt-Klarenkloster zu Breslau, ist ein Triptychon; das Mittelbild: Christus erscheint der Maria mit ihren Ahnen und kündigt ihr ihren Tod an.

14. Büsching an Goethe.

Hochwohlgeborener,
Höchst verehrter Herr Geheimrath!

Euer Exzellenz habe ich die Ehre, im Verfolg meines Schreibens vom 17. Dezember v. J. das in jenem Briefe angedeutete erste Heft meiner Wochenschrift zu überreichen, mit dem Wunsche, daß es nicht ganz hinter dem, was Hochdieselben von einem solchen Blatte verlangen, zurückbleiben möge. Mein Wunsch ist, einen Vereinigungsort zu bilden, wo alles niedergelegt werden kann, was beinahe jeder Tag in altdeutscher Art und Kunst Neues lehrt. Das mir zunächst Liegende denke ich besonders aufzuräumen, und daher wird in den folgenden Bogen häufig die Rede von den schlesischen Alterthümern sein, für die noch so unverzeihlich wenig gethan ist, ja, das Meiste, was davon bis jetzt öffentlich gesagt worden, ist, wenn nicht ganz unrichtig, doch meistentheils verkehrt. Der achte Bogen wird zuerst von der Vorhalle des Doms zu Breslau handeln (gebaut von 1148 an) und wird die Abbildung von 4 Säulenpaaren erklären, die davor stehen. Sobald dies Heft vollendet ist, werde ich nicht ermangeln, es auch Ew. Exzellenz zu überreichen, und bitte gleich vorläufig mir die Erlaubniß dazu aus.

Der Maler Herr Raabe, der seit einigen Monaten hier in seinem Vaterlande lebt, hat schon angefangen, einige Alterthümer zu zeichnen, und wird damit fortfahren. Bei seiner großen Übung darin gelingt ihm alles weit besser, als die hiesigen Maler, die meistentheils bis jetzt noch keine Ahndung davon hatten, es ausführen können. Hoffentlich wird, bei dem in Deutschland immer reger werdenden Eifer für die Deutsche

Vorwelt, noch manches gerettet werden können, was unwiederbringlich im Laufe einiger Jahre verloren wäre.

Mit hochachtungsvollster Ergebenheit habe ich die Ehre zu sein

Ew. Exzellenz

gehorsamster Diener

Breslau, den 1. Februar 1816. Büsching.

erste Heft meiner Wochenschrift: siehe Nr. 13. — Vorhalle des Doms: dieser Aufsatz: 'Die Vorhalle des Doms zu Breslau' steht im 8. Stück der 'Wöchentlichen Nachrichten' vom 22. Februar 1816; die vier Säulenpaare sind im Bilde (geätzt von Julie Mihes) dargestellt. Im 12. Stück (21. März 1816) beginnt ein Aufsatz in 6 Fortsetzungen: 'Der Dom zu Breslau'. — Raabe: siehe Nr. 12.

15. Büsching an Goethe.

Hochwohlgeborener,

Höchst verehrter Herr Geheimer Rath!

Euer Exzellenz werden hoffentlich das erste und zweite Heft meiner 'Wöchentlichen Nachrichten', welches ich Hochdenselben zu überreichen mir die Ehre gab, bereits vor längerer Zeit erhalten haben, und beikommend nehme ich mir die Freiheit, Ihnen das dritte und vierte Heft zu übersenden. Bei dem erneuten thätigen Antheil, den Euer Exzellenz an der Erforschung der altdeutschen Kunst nehmen, vermehrt sich mir die Hoffnung, daß Sie auch diese beiden Hefte und überhaupt das ganze Unternehmen und Bestreben mit Güte und Nachsicht aufnehmen werden. Das in dem vierten Hefte enthaltene russische Bild ist mit möglichster Treue abgezeichnet und gestochen worden; das einzige, was nicht mit abgebildet worden, da es sehr undeutlich geworden, ist ein Teppich, auf welchem der heilige Nikolaus steht. Euer Exzellenz ist es, bei Ihren Verhältnissen, vielleicht möglich, eine bedeutendere Menge russischer Bilder zu vergleichen und die von mir aufgestellte Vermuthung entweder zu bestätigen oder zu vernichten, die gewiß nicht unwichtig ist, sondern einen bedeutenden Blick auf das ganze Gebiet der älteren Kunst werfen würde.

Ein ganz eigenes Gepräge, einen wunderbaren Ausdruck und eine hohe Schönheit tragen der Christuskopf und der Kopf der Maria, die sich in einer Kirche zu Kasan befinden und von hohem Alterthume sein sollen. Von beiden habe ich hier Abbildungen gesehen. Das Wunderbarste dabei ist, daß es nur die Köpfe sind, die in der Luft schweben, wie man Engelsköpfe oft abgebildet findet und besonders auch immer den Kopf Christi auf dem Schweißtuche der heiligen Veronika sieht. Beide Bilder gedenke ich einmal, bei einem glücklichen Fortgange meines Unternehmens, stechen zu lassen.

Zunächst gedenke ich zwei Denkmale ätzen zu lassen, beide in der hiesigen Domkirche befindlich, das eine aus dem 17. Jahrhundert: 4 kleine Bilder in hocherhabener Arbeit von Alabaster überaus zierlich gearbeitet und daher überaus schwer in der Abbildung zu erreichen, dann ein messingenes Grabmal aus dem 16. Jahrhundert, und so hoffe ich, da diese beiden Blätter den ersten Band beschließen sollen, einen nicht ganz unbefriedigenden Umkreis gemacht zu haben und die Gränzen und Abtheilungen der Kunst des Alterthums so ziemlich berührt und vorgeführt zu haben. An Stoff gebricht es mir nicht, erschöpfen kann und werde ich ihn nicht, in jeglicher Beziehung, und ich wünsche nur, daß mein Blatt eine freundliche und geneigte Lesewelt in allen Hinsichten, die der Herausgeber und Verleger wünschen kann, finden mag.

Die höchste Freude hat mir die Ankündigung schon von Euer Exzellenz Berichten der Kunst und Alterthümer in den Rhein- und Maingegenden gemacht. Nun erst hoffe ich einen festen Grund für Deutsche Art und Kunst, denen mein ganzes Leben geweiht sein wird. Ein neuer Sinn wird uns allen aufgehen, da uns die Gränzen, welche wir zu halten haben, werden abgemarket werden und wir lernen, was wir zu erforschen und zu betrachten haben; denn es ist doch und bleibt unumstößlich gewiß, daß alle Regungen der Zeit in der Gelehrten- und Kunstwelt nur von dem Augenblicke an erst ihre Bedeutsamkeit gewannen und fanden, sobald Eure Exzellenz eingreifend hinzutraten. Unsere neuste ganze gelehrte und Kunst-Bildung lehrt dieß, und sollte ich je einmal über die neuste Gelahrtheit und Kunst

Vorlesungen halten, so könnte nur dieß der leitende Faden sein, der mich führte und auf den ich alles zurückführte. Durch diese Untersuchungen Eurer Exzellenz wächst mir aber auch die Hoffnung, daß meine schwachen Versuche auf der östlichen Gränze Deutschlands Ihnen nicht ganz gleichgültig sein werden. Es würde mir zur größten Freude gereichen, wenn Sie mir erlaubten, Ihnen den ersten Band meiner 'Wöchentlichen Nachrichten' zueignen zu dürfen; doch würde ich es nicht eher wagen, ehe ich darüber nicht Deroselben ausdrückliche Erlaubniß habe, da ich nicht einer verbrauchten Gewohnheit zu folgen wünsche, sondern vielmehr durch den innigen Wunsch geleitet werde, daß Euer Exzellenz die Beweise meiner größten Hochachtung gütigst genehmigen und sie anzunehmen nicht verschmähen. Bei meinen mannigfaltigen schriftstellerischen Versuchen habe ich nie der oft so verbreiteten Zueignungswuth gefröhnt, sondern nur in ein paar Fällen von dieser freundlichen Gewohnheit Gebrauch gemacht, sobald Herz und Gefühl mich dazu antrieben.

Mit der größten Hochachtung und Ergebenheit habe ich die Ehre zu sein

Euer Exzellenz

ganz ergebenster Diener

Büsching.

Breslau, den 13. April 1816.

das dritte und vierte Heft: die Stücke 10—13 (Monat März 1816) und 14—17 (Monat April 1816) umfassend; Goethe beschäftigt sich mit der Sendung am 22. Mai 1816. — russische Bild: aus dem Klarenkloster zu Glogau stammend, den „heiligen Nikolaus, den Wundertäter," darstellend, gemalt auf ein mit starker Kreideschicht bedecktes Holztäfelchen; Bild und Rahmen aus einem Stück. Der Stich ist beigegeben dem 16. Stücke (18. April 1816); dazu eine von Büsching verfaßte Erklärung. — 4 kleine Bilder: an dem (1585 errichteten) Grabdenkmal des (1602 gestorbenen) Domherrn Bonaventura Han: Geißelung, Christus am Ölberg, Kreuzigung, Auferstehung. Reproduktion des Grabmals im 21. Stück (23. Mai 1816); ebenda, S. 322f., eine Beschreibung. — messingenes Grabmal: des Bischofs Johannes (gest. 21. Januar 1506). Reproduktion im 26. Stück (27. Juni 1816); Beschreibung ebenda, S. 405f. — Ankündigung von . . . Berichten: bei seinem zweimaligen Aufenthalte am Main und Rhein, Sommer 1814 und Sommer 1815,

hatte Goethe sich bemüht, „zu erfahren, was, nach so vielem Mißgeschick, sich daselbst bezüglich auf Kunst und Alterthum und die sich anschließende Wissenschaft befinde, wie man es zu erhalten, zu ordnen, zu vermehren, zu beleben und zu benutzen gedenke". Durch den Freiherrn vom Stein dazu aufgefordert, legte er das Ergebnis seiner Beobachtungen in dem Hefte nieder: 'Über Kunst und Alterthum in den Rhein- und Maingegenden. Von Goethe. Erstes Heft. Stuttgart, in der Cottaischen Buchhandlung. 1816'; dieses Heft wurde der Ausgangspunkt der Goethischen Zeitschrift 'Über Kunst und Altertum', die auf 6 Bände (18 Hefte) geführt worden ist. Von dem ersten Hefte hat Goethe in den Nummern 60—62 des 'Morgenblatts für gebildete Stände' vom 9., 11., 12. März 1816 eine eingehende Ankündigung gegeben (Werke 49 I, 3ff.). — ersten Band zueignen zu dürfen: siehe Nr. 16.

16. Büsching an Goethe.

Hochwohlgeborener,

Höchst verehrter Herr Geheimrath!

Ew. Exzellenz gütige Anempfehlung meiner 'Wöchentlichen Nachrichten' in dem trefflichen und für mich äußerst lehrreichen und willkommenen ersten Hefte der 'Kunst und Alterthümer in den Rhein- und Main-Gegenden' schien mir die Erlaubniß zu enthalten, welche ich von Hochdenselben mir in meinem letzten Schreiben ergebenst erbat, und so erfolgt denn hierbei der erste Band dieser 'Wöchentlichen Nachrichten' vollendet und Ew. Exzellenz hochachtungsvollst zugeeignet. Möge Sinn und Wort der Zueignung eine freundliche und gütige Aufnahme bei Ihnen finden!

Bereits wird an dem zweiten Bande schon rasch gedruckt: das Juli-Heft ist seiner Vollendung nahe, aber eine beträchtliche Anzahl Stunden nehmen mir jetzt die Vorbereitungen auf meine Vorlesungen (Diplomatik und Geschichte der Kunst des Mittelalters), so daß ich manches, was ich bereits andeutete, zur Ausführung noch zurücklegen muß. Zu meinen Vorlesungen über die Geschichte der Kunst des Mittelalters, welche ich in dem kommenden Winter zu halten gedenke, sehe ich sehnsüchtigst dem zweiten Hefte der 'Kunst und Alterthümer' entgegen. Möchten uns Ew. Exzellenz doch noch in diesem Herbste damit beschenken! So wenig in mancher Hinsicht und in mancher Gegend

mir für meine Vorlesungen vorgearbeitet ist, so ist doch wieder an anderer Stelle der Masse des Stoffes bedeutend viel, aber leider des Schwankenden und Unbewiesenen noch viel mehr.

Der Sinn für Deutsche Vorzeit und überhaupt für Deutschthum kann nur dann fest stehen, wenn die jungen Gemüther damit ganz erfüllt werden, und da gereicht es mir dann nicht zur geringen Freude zu sehen, wie in meinem kleinen Kreise immer mehr und mehr diese Liebe erwacht und bei einigen einen wirklich glühenden Eifer erregt.

Diesem Schreiben habe ich gewagt einen Brief anzulegen, der bestimmt ist, der Geleiter des zweiten Stückes meiner 'Wöchentlichen Nachrichten', das sich in dem beikommenden Päckchen findet, zu sein. Brief und Buch sind für Ihren erhabenen und trefflichen Großherzog bestimmt, der der erste Deutsche Fürst ist, welcher in Wort und That nicht ansteht, Deutschen Sinn zu beweisen, auszusprechen und anzurühmen. Darf ich meine Dreistigkeit so weit treiben, daß ich Ew. Exzellenz ganz ergebenst bitte, ihm Brief und Buch gütigst zu überreichen? Die mir auch dadurch bewiesene Gewogenheit werde ich stets dankbar anerkennen.

Mit der hochachtungsvollsten Ergebenheit habe ich die Ehre zu sein

Ew. Exzellenz

ganz gehorsamster Diener

Breslau, den 18. Juni 1816. Büsching.

gütige Anempfehlung: der Empfehlung des Siegelwerks Büschings (siehe Nr. 12) voran geht auf S. 195 des ersten Heftes 'Über Kunst und Alterthum in den Rhein- und Maingegenden' (siehe Nr. 15) folgende Äußerung: „Unsern Bemühungen in Süd-Westen kommt ein wünschenswertes Unternehmen in Nord-Osten zu gute, die von Herr Dr. Büsching besorgten 'Wöchentlichen Nachrichten...', welche keinem, der sich für diesen Zeitraum interessiert, unbekannt bleiben dürfen" (Werke 34 I, 199 f.). Des Einklangs seiner auf Kunst und Altertum gerichteten Bemühungen mit Büschings 'Wöchentlichen Nachrichten' gedenkt Goethe übrigens später auch in den 'Tag- und Jahresheften' (Werke 36, 103). — der erste Band dieser 'Wöchentlichen Nachrichten': Goethe beschäftigt sich mit ihm am 3. Juli 1816. Er ist „Sr. Exzellenz dem Herrn Geheimen Rat von Goethe hochachtungsvollst zugeeignet" (siehe Nr. 15); die Widmung lautet:

„Des Meisters Wort und That giebt den Bestrebungen der Schüler erst den rechten Sinn, weis't ihren Bemühungen erst die richtige Straße, das wahre Ziel an. Was in mannichfachen Zersplitterungen sich hierhin und dorthin theilt, faßt die kunstgerechte Hand kraftvoll zusammen und vollendet Ein großes kunstvolles Werk.

„So nahm seit manchem Jahrzehent der Deutschen Meister die vielseitigen Regungen des wechselvoll bewegten theuren Vaterlands in sich auf und sie aussprechend und verkündigend, ward Er der Schöpfer neuer Gestaltungen, in Seinen Worten ward der innere Geist jegliches Strebens geweckt, ein neues Leben ward jeglichem Beginnen und in den kräftigen, vollendeten und vollkommenen Zügen, welche die Hand des Meisters entworfen, erkannte ein jeder erst selbst klar wieder, was er gewollt, gestrebt, gesucht und gewirkt hatte.

„Und die erhabenen Werke der Deutschen Vorwelt, die des Jünglings Seele schon ergriffen, daß sie sich in Worten ergos, jegliche Zeit und jegliches Alter ergreifend, treten jetzt dem noch mit jugendlicher Kraft und Frische begabten Manne, in dem frei gewordenen Vaterlande, das sich selbst endlich erkennt und immer mehr zu erkennen strebt, wieder vor, und mit gleich gediegener Kraft ergriffen, mus das Vaterland und jedes Alter in ihm, den kunstvoll zaubernden Tönen wieder folgen, die uns zu unsers Volkes Urborn führen. Ein fester Boden ist n u n gewonnen.

„Die unvollkommenen Versuche dieser Blätter hat des Meisters Wort durch freundliche Empfehlung geehrt und so werden sie auch Dem freudig und dankbar geweiht, der schon so viele Lehren, so viele freudige Stunden durch Seine Werke schenkte und schon öfter freundlich entgegen kam dem Überreichenden. J. G. Büsching."

dem zweiten Hefte der 'Kunst und Alterthümer': es wurde April 1817 ausgegeben.

Goethe dankt am 27. Sept. 1816 „für die freundliche Zueignung und die mit vieler Teilnahme von ihm beachteten Arbeiten". Zugleich übersendet er aufs neue die Zeichnungen zum 'Sachsenspiegel' (siehe Nr. 11): „Wollten Sie einiges von den seltsamen Darstellungen in Kupfer stechen lassen, so würde ich raten, ein symbolisches Alphabet herauszusuchen, z. B. Kaiser, Richter, Besitz, Habe pp."

17. Büsching an Goethe.

Hochwohlgeborener,

Höchst verehrter Herr Geheimrath!

Ew. Exzellenz danke ich auf das ergebenste für Dero gütigen Brief, mit dem mir Dieselben gütigst die Zeichnungen zum

Sachsenrechte wieder übersenden. Jetzt bin ich beschäftigt, Ihrem Rathe zufolge ein bildliches ABC zusammenzustellen und mit einer kurzen Beschreibung zu versehen. Sobald ich dieß vollendet und durch einen Zeichner die Bilder habe nachzeichnen und stechen lassen, werde ich der von Ew. Exzellenz erhaltenen so gütigen Erlaubniß nach sogleich einen Abdruck und meine wenigen Worte dazu Ihnen übersenden und freue mich schon im voraus überaus sehr auf das, was Sie geneigt dazu fügen werden. Mein Unternehmen dauert im kommenden Jahre fort, und ich wünsche sehr, daß grade dasjenige, was Ew. Exzellenz mir geneigt anzuvertrauen gesonnen sind, bald im Eingange des Jahres meine Zeitschrift schmücke.

Diesem Schreiben habe ich die Hefte 7—11, welche ich Ew. Exzellenz zu senden noch schuldig war, hinzugefügt und wünsche, indem ich um eine gütige Annahme bitte, daß einiges darunter sein möchte, welches Ew. Exzellenz Aufmerksamkeit auf sich zöge. Jetzt beschäftigt mich die Darlegung meiner Ansicht über die schwarzen Marien und Christusbilder. Schon ist ein Theil dieser Abhandlung ausgearbeitet; ein paar andeutende Worte von Ew. Exzellenz im ersten Hefte der 'Alterthümer in den Rhein- und Maingegenden' S. 144: „Wie sich aber" u. s. w., dienen mir gleichsam zum einleitenden Denkspruch. Sobald ich hier einer wissenschaftlichen Gesellschaft diesen Aufsatz werde vorgelesen haben, wird er sogleich in meinen 'Wöchentlichen Nachrichten' gedruckt erscheinen.

Alles dieß wäre schon vollendet, wenn mich nicht meine Vorlesungen über die Kunst des Mittelalters zu sehr beschäftigten, in welchen ich so sehr viel noch zu arbeiten finde, daß ich zu jeder Vorlesung wohl ein sieben bis acht Stunden Vorbereitung brauche. Und doch noch ist so viel Lückenhaftes da! Welch ein weites Feld der Untersuchung steht noch offen!

Erlauben mir noch Ew. Exzellenz schließlich, Ihnen meinen innigen Dank für die genußreichsten Stunden zu machen, die ich seit langer Zeit gehabt habe. Ew. Exzellenz neustes Werk: die 'Reise nach Italien', gewährte sie mir. Kaum ist der erste Band da, so sehnen wir uns schon wieder nach dem zweiten. Möchte doch Ostern des neuen Jahres ihn uns bringen!

Mit der größten Hochachtung und Ergebenheit habe ich die Ehre mich zu nennen

Ew. Exzellenz

ganz ergebenen Diener

Breslau, den 4. Christmonat 1816. Büsching.

Zeichnungen zum Sachsenrechte: siehe oben S. 141. — bildliches ABC zusammenzustellen: siehe Nr. 18 — Die Hefte 7—11: d. h. die Stücke 27—48 (4. Juli—28. Nov. 1816) der 'Wöchentlichen Nachrichten', die dann durch Heft 12 (Stück 49—52, siehe Nr. 18) zum 2. Bande ergänzt werden. — schwarzen Marien: diese Abhandlung ist nicht erschienen. Ein Bericht über eine schwarze Maria zu Puy (Frankreich): 'Wöchentliche Nachrichten' Bd. 2 S. 312ff. 323ff. — andeutende Worte: in 'Kunst und Alterthum', Erstes Heft, S. 144 sagt Goethe: „Wie sich aber die tristeste aller Erscheinungen eingeschlichen, daß man, wahrscheinlich aus ägyptischen, äthiopischen, abyssinischen Anlässen, die Mutter Gottes braun gebildet und dem auf dem Tuche Veronikas abgedruckten Heilandsgesicht gleichfalls eine Mohrenfarbe gegeben, mag sich bei besonderer Bearbeitung der Kunstgeschichte . . . genauer nachweisen lassen; alles aber deutet auf einen nach und nach immer mehr verkümmerten Zustand, dessen völlige Auflösung immer noch später erfolgte, als man hätte vermuten sollen" (Werke 34 I, 164). — wissenschaftlichen Gesellschaft: in Breslau bestand eine 'Philomatische Gesellschaft'. — 'Reise nach Italien': der 1. Band der 'Italienischen Reise' war Oktober 1816 ausgegeben worden. — Christmonat: Dezember.

18. Büsching an Goethe.

Hochwohlgeborener,
Höchst verehrter Herr Minister!

Ew. Exzellenz werden, so hoffe ich, meinen am 4. Christmonat v. J. mit[ge]sendeten Brief, dem Heft 7—11 meiner 'Wöchentlichen Nachrichten' beigeschlossen waren, bereits erhalten haben, obgleich etwas spät, da sie mit der Schneckenpost, der Buchhändlergelegenheit, abgingen. Dieses Päckchen sende ich mit der Post, da mir viel daran liegt, daß es bald in Ew. Exzellenz Hände kommt, um mir die so gütigst angedeuteten erläuternden Worte mitzubringen, wenn es zu mir wieder zurückkehrt.

In der Rolle, welche diesen Brief begleitet, finden sich nun zuerst die mir gütigst anvertrauten Zeichnungen wieder, auf denen ich, in ganzen Bildern oder in einzelnen Gestalten, 16 verschiedene Gegenstände gewählt habe, deren Durchzeichnungen ich hier habe nehmen lassen und die ich auf den mir übersendeten Zeichnungen durch einen Bleistiftrand und eine Zahl angedeutet habe, welches beides leicht wieder auszuwischen sein wird, sobald es hierzu seine Dienste geleistet hat. In diesem Briefe liegen ein paar Worte, die ich dazu gesagt habe, um die Bilder zu deuten, es würde mich aber unendlich erfreuen, wenn Ew. Exzellenz recht wenig davon stehen ließen, je weniger je besser; ja, am liebsten wäre es mir natürlich, wenn die erklärenden Worte Ew. Exzellenz meine ganze Schreiberei unnöthig machten. Die Zeichnungen habe ich einem meiner hiesigen Schüler, Fr. Jarick, übergeben gehabt, der mir aus dem 'Land- und Lehnrecht' die vollständige Bedeutung aller aufgefunden hat, die in dem Päckchen für Ew. Exzellenz mit erfolgt. Noch habe ich die hier behaltenen Zeichnungen nicht stechen lassen, um zu erwarten, ob Ew. Exzellenz etwa für gut finden, noch einige andere hinzuzusetzen. Über dieß alles sehe ich Ew. Exzellenz gütigen Benachrichtigung mit Verlangen entgegen.

Außer den Durchzeichnungen nebst Zubehör finden sich in dem Päckchen noch Heft 12 des vorigen Jahrganges und Heft 1 des neuen Jahrganges meiner 'Wöchentlichen Nachrichten'. Am zweiten Hefte wird jetzt gedruckt; es wird eine alte Prachtthüre darin gegeben werden, welche sich hier an der Maria Magdalenen-Kirche findet, ein merkwürdiges Alterthum. Die Zeichnung dazu verdanke ich dem Maler Herrn Raabe, der das Glück hat, Ew. Exzellenz näher bekannt zu sein. Er arbeitet auch jetzt an dem schönen Rathhause, welches er mir auch versprochen.

Die in dem Wintermonatheft befindlichen beiden Köpfe sind von einer hiesigen Malerin J. Mihes nach zwei alten Gemälden, die hier in dem Besitze eines Geistlichen waren, nachgemalt worden und hier in Umrissen gegeben. Sie werden, glaube ich, Ew. Exzellenz nicht unwichtig erscheinen, ja, Ew. Exzellenz wissen vielleicht noch einige nähere Umstände von dem Orte, wo sie eigentlich gefunden worden, von dem ich nichts Genaues

a



b

„Augenblicksbilder zu Goethes Leben"



habe erfahren können, so wenig wie der Verfasser des im ersten Hefte enthaltenen Aufsatzes. Ich bemerke nur, daß beide Köpfe nicht braun, sondern mit den gewöhnlichen Farben sind. Beide Köpfe waren bestimmt, durch die hier errichtete Steindruckerei gegeben zu werden. Der Versuch verunglückte (wie die eine Anlage beweist), und es blieb nichts übrig, als daß die Künstlerin sie selbst äzte. Da ich indessen glaubte, es würde Ew. Exzellenz angenehm sein, eine getreue Abbildung zu erhalten, so habe ich die Künstlerin angetrieben, den Wunsch, den sie selbst hatte, in Ausführung zu bringen, und sie nimmt sich daher die Freiheit, Ew. Exzellenz in der Rolle (sie sind unter den Zeichnungen aus dem 'Landrechte', mit einem besondern Bogen umwickelt,) die beiden Zeichnungen ganz ergebenst zu übersenden und Hochdieselben um eine freundliche und gütige Annahme dieser beiden Bilder zu bitten, mit dem Wunsche, daß Sie sie nicht unwerth erachten möchten, sie in Ihre reiche Zeichnungensammlung mit aufzunehmen.

Öffentliche Blätter verkündigen uns die Hoffnungen, daß Ew. Exzellenz uns bald mit dem zweiten Hefte von 'Alterthum und Kunst in den Rhein- und Maingegenden' beschenken werden. Möchte doch diese erfreuliche Aussicht bald erfüllt werden! Mit Verlangen sehe ich Ew. Exzellenz Aufhellung über die alten Bauhütten entgegen. Viele Dunkelheiten müssen dadurch schwinden. Mir haben sich diese Dunkelheiten mehr als je jetzt entgegengedrängt, da ich in diesem Winter meine Vorlesungen über die Geschichte der Deutschen Kunst des Mittelalters hielt und da ich besonders für nöthig fand, in eine genaue Darlegung der altdeutschen Baukunst (nach Costenoble, von dem ich indessen in manchen Ansichten ganz abweiche) einzugehen. Eine Frucht dieser Vorlesungen ist eine Abhandlung über die alten achteckigten Taufkirchen, mit besonderer Berücksichtigung der Art, wie sie in Breslau vorkommen, zu der ich jetzt die Kupfer stechen lasse. Diese achteckigten Kirchen sind überaus merkwürdig, und wenn manche Untersuchung, die dahin einschlägt, genauer beleuchtet sein wird, werden wir auch hoffentlich einige tiefere Blicke in die altdeutsche Baukunst gewonnen haben.

Indem ich mich Ew. Exzellenz ganz ergebenst empfehle, bitte

ich noch gehorsamst, das beikommende Päckchen gütigst anzunehmen, und versichere, mit der größten und hochachtungsvollsten Ergebenheit zu sein

Ew. Exzellenz

ganz gehorsamster Diener

Breslau, den 11. Lenzmonat 1817. Büsching.

Zur Sache siehe Nr. 17 und Nr. 19. — etwas spät: erst Anfang März 1817 (siehe Goethe an Barth 10. [13.] März 1817). — Päckchen: es enthielt Durchzeichnungen der Bilder zum Sachsenspiegel. Büsching hatte solche offenbar in doppelter Ausfertigung herstellen lassen: die eine, um sie Goethen zur Begutachtung einzusenden, die andere, um sie den Stichen für die Veröffentlichung zugrunde zu legen; diese hielt er zurück. — Heft 1 des neuen Jahrganges: d. h. Stück 53—57 (Januar), mit denen Bd. 3 (1817) beginnt. — am zweiten wird gedruckt: Stück 58—61 (Februar). Darin auf S. 139—143 Büschings Aufsatz: 'Die Prachttür der heil. Maria-Magdalenen-Kirche zu Breslau', mit einer Zeichnung von Raabe (siehe Nr. 12), gestochen von Menzel. — Wintermonatheft: d. h. dem obengenannten Januarheft des neuen Jahrganges 1817. — beiden Köpfe: im Januarheft steht auf S. 57—72 ein mit „s" unterzeichneter Aufsatz: 'Etwas über Christus- und Marien-Bilder', behandelnd die sagenhaften Berichte über angeblich authentische Bildnisse Christi und der Maria. Dazu zwei Abbildungen: ein Christuskopf, mit der Umschrift: „Imago Christi Salvatoris ad imitationem eius quam misit Abgaro quae Romae habetur in Monasterio Sancti Silvestri" (also Nachbildung des Bildes, das Christus der Legende nach dem kranken König von Edessa Abgar gesendet hat), und ein Marienkopf. Büsching sendet: erstens ein Exemplar des mißlungenen Steindruckes, zweitens die nach den Originalgemälden hergestellten Zeichnungen der Julie Mihes. Vermutlich mit Rücksicht auf diese Bilder und ihre Beziehungen zum byzantinisch-russischen Kulturkreise sendet Goethe am 5. April 1824 „Büschings wöchentliche Nachrichten an die Großfürstin" Maria Paulowna (Tageb.). — die alten Bauhütten: von Bauhütten und Steinmetzenbrüderschaft handelt Goethe in 'Über Kunst und Alterthum', Heft 1, S. 191—194 und verheißt nähere Nachrichten darüber auf Grund einer „Sammlung von Urkunden und Nachrichten zu diesem Behuf", die Christian Ehrmann in Frankfurt ihm mitgeteilt habe (Werke 34 I, 197 ff.). Auf die Bauhütten kommt Büsching zu sprechen in seinem 'Versuch einer Einleitung in die Geschichte der Altdeutschen Bauart' (siehe Nr. 22), S. 73 ff. — Costenoble: J. C. Costenoble, 'Über alte deutsche Architektur und deren Ursprung', mit 8 Kupfern, Halle 1812. — Abhandlung über die Taufkirchen: siehe Nr. 19. — Lenzmonat: März.

Goethe dankt am 10. Juli; er sendet „alles Empfangene" zurück, „weil ich weder eine Auswahl treffen kann dessen, was Sie nöthig haben, noch auch an der Sache selbst irgend etwas zu thun im stande bin". Die beiden Zeichnungen der Julie Mihes erwähnt er nicht (siehe Nr. 19).

Am 14. August 1817 war v. d. Hagen zusammen mit dem Historiker Friedr. Ludw. Georg v. Raumer bei Goethe zu Gaste. Das Tagebuch verzeichnet: „Abends Regierungsrath Raumer, v. Hagen [folgt eine Lücke für andere Namen], sämtlich von Breslau, aus Italien kommend und viel von dortigen Geschichten erzählend . . . blieben die sämtlichen Herren zu Tische". Im 6. Bande (1844) seiner 'Germania. Neues Jahrbuch der Berlinischen Gesellschaft für deutsche Sprache und Alterthumskunde' berichtet v. d. Hagen (S. 306): er habe es an diesem „unvergeßlichen" Abend gewagt, „die Vollendung des 'Faust', neben der 'Eugenie', als allgemeinsten Wunsch auszusprechen [siehe Nr. 11]. Damals ward noch keine Hoffnung gemacht, obschon die alte herzliche Liebe zum Jugendwerke sich offenbarte."

19. Büsching an Goethe.

Hochwohlgeborener,

Höchst verehrter Herr Geheimrath!

Ew. Exzellenz die Anlagen endlich in Erwiderung Ihres so überaus gütigen Schreibens vom 10. Heumond des vorigen Jahres zu übersenden, bin ich im Stande. Nachdem ich im vorigen Jahre eine Familienreise im Ährenmond nach Berlin antrat und von da eine Kunstreise durch mehre Kirchen und Dome des nördlichen Deutschlands (Brandenburg, Havelberg, Stendal, Magdeburg, Halberstadt, Goslar, Nordhausen, Sangerhausen, Eisleben, Naumburg, Merseburg, Halle) gemacht hatte, kehrte ich erst gegen das Ende des Jahres, in der Mitte des Windmonds, nach Breslau zurück, wo eine höchst bedeutende Anzahl von Geschäften auf mich fiel, daß ich meiner schriftstellerischen Arbeiten nicht gedenken konnte. Endlich ward das erste Heft vollendet, welches Ew. Exzellenz mir anvertraute merkwürdige Zeichnungen auszieren. Da Ew. Exzellenz die Gewogenheit gehabt hatten, mir anfangs einige Zeilen dazu zu versprechen, so habe ich gehofft, es wagen zu dürfen, einige Zeilen Ihres gütigen Briefes mit abdrucken zu lassen, indem ich der Ver-

suchung nicht widerstehen konnte, auch einige Worte von Ihnen in meinem Blatte gedruckt zu haben.

Je mehr ich mir nun die Zeichnungen betrachtet habe und die dazu gehörigen Gesetzstellen verglichen, um so mehr ist auch die Lust in mir erwacht, noch etwas für diese vernachlässigten Zeichnungen zu thun, und ich habe daher bereits angefangen, Erkundigungen über die andern noch vorhandenen Zeichnungen einzuziehen, um zu sehen, ob ich nicht eine vollständige bildliche Darstellung des Sachsenspiegels erhalten kann. Diese dann durch den Steindruck zu verbreiten, wäre mein großer Wunsch. Je mehr man diese Bilderschrift ansieht, je wichtiger muß sie einem werden, und da drei Handschriften derselben vorhanden sind, müßte sich wohl etwas Umfassendes darüber zusammenbringen lassen. Indessen kann ich daran noch nicht mit Eifer denken, indem mich für jetzt noch die Ausarbeitung einer nachträglich zu liefernden Dissertation als Professor der Diplomatik beschäftigt. Auch sie wird eine Reihe wunderbarer Bilder enthalten: die wunderlichen und seltsamen Zeichen der schlesischen alten Notare darstellend.

Zugleich wage ich es noch, Ew. Exzellenz beikommend eine kleine Abhandlung zu übersenden, die zwar auch in den 'Wöchentlichen Nachrichten' steht, aber hier, besonders gedruckt, vielleicht mehr die Aufmerksamkeit reizt. Obgleich schon seit vielen Monden im Buchhandel, hat noch bis jetzt niemand darüber ein Wort öffentlich gesagt. Die meisten sind in ihren alten Lehren von En[t]stehung der altdeutschen Kirchen aus der Basilikengestalt so verfangen, daß sie sich gar nicht davon trennen können. Eine aufmerksame, geschichtliche, wissenschaftliche und unbefangene Prüfung meiner Ansicht wünschte ich daher sehr. Vieles bis jetzt Dunkle hat mir meine Ansicht erklärt, die Grundgestalt vieler alten Kirchen ist mir nun erst klar geworden, und wenn sich mancher meiner Sätze mir auch nicht bewährt hat, so sind mir doch andere unumstößlich geworden.

Verzeihen mir Ew. Exzellenz die Anfrage: ob sich die beiden von Julie Mihes gezeichneten und mir zur Übersendung anvertrauten Köpfe des Christus und der Maria auch unverletzt auf der am 11. Lenzmond v. J. übermachten Rolle befunden

haben? Es würde mir sehr unangenehm sein, wenn sie etwa durch meine Schuld schlechter Verpackung Schaden genommen hätten.

Indem ich mich Ew. Exzellenz Gewogenheit und Gnade angelegentlich empfehle, habe ich die Ehre, hochachtungsvollst zu sein

Ew. Exzellenz

ganz ergebener Diener

Breslau, den 26. Hornung 1818. Büsching.

Heumond: Juli (Goethes Schreiben vom 10. Juli siehe oben S. 147); Ährenmond: August; Windmond: November. — merkwürdige Zeichnungen: im 4. Bande der 'Wöchentlichen Nachrichten', S. 1—10, steht Büschings Aufsatz: 'Das Deutsche Recht in Bildern. Nach Zeichnungen, mitgetheilt durch Herrn Geheimen Rath von Goethe.' Den Aufsatz beschließt Büsching mit einigen Sätzen aus Goethes Briefe vom 10. Juli 1816 (Briefe 28, 179, 3—18). Die Bilder, deren Bedeutung durch die zugehörigen Stellen des Sachsenspiegels erläutert wird, sind alphabetisch angeordnet: Ähren, Bock und Ziege, Daum und Zeigefinger, Deckelbecher usw. Beigegeben sind zwei Steindrucktafeln mit 16 Darstellungen. Am 11. April 1818 teilt Goethe den Aufsatz dem Freunde Knebel mit; noch am 20. Juni 1820 wünscht er ihn von Weimar nach Jena geschickt zu erhalten (an Kräuter). — drei Handschriften derselben vorhanden sind: Hermann Hüffer, 'Goethe-Jahrbuch' 1 [1880], 255: „Von dem Sachsenspiegel besitzen wir vier illustrirte Handschriften, in Heidelberg, in Wolfenbüttel, in Dresden und in Oldenburg. Von den Zeichnungen der Heidelberger und Dresdener Handschriften erschien bereits 1820 eine bedeutende Zahl in den 'Deutschen Denkmälern' von Batt und Babo." Von dem Oldenburger Kodex ist der Text vollständig, auch eine große Zahl seiner Abbildungen veröffentlicht worden: 'Der Sachsenspiegel, Landrecht und Lehnrecht. Nach dem Oldenburger Codex picturatus von 1336, herausgegeben von A. Lübben. Mit Abbildungen in Lithographie und einem Vorwort zu denselben von F. v. Alten', Oldenburg 1879. — Dissertation als Professor: 'De antiquis Silesiacis Sigillis et eorum descriptione authentica in tabulis Silesiacis reperta literis mandavit disquisitionem. Cum delinatione XXVIII antiquorum sigillorum Silesiacorum in IV tab. lithogr.', 4°, Breslau 1824 — kleine Abhandlung: in den 'Wöchentlichen Nachrichten', Band 3, Aprilheft (Stück 66—69), S. 225—262 steht Büschings Aufsatz: 'Über die achteckigte Gestalt der alten Kirchen, mit besonderer Berücksichtigung von Breslau'; ein Steindruck ist beigegeben; siehe Nr. 18. Diese Abhandlung war „als Versuch zur Aufhellung der Grundgestalt der Kirchen im Mittelalter" als Sonderdruck mit 2 Abbildungen 1817 er-

schienen. Büsching will beweisen, daß die achteckige Gestalt im Mittelalter als eine besonders heilige bei den kirchlichen Gebäuden sehr beliebt gewesen und daß sie als eine der Grundgestalten anzunehmen sei, aus welcher sich der Bau der alten Kirchen entwickelt habe. — von Julie Mihes gezeichneten Köpfe: siehe Nr. 18. — Hornung: Februar.

Ein Antwortschreiben Goethes, vom Tageb. unter dem 22. April 1818 verzeichnet, hat sich nicht erhalten.

Karl Ernst Schubarth (1796—1861), ein junger Literat aus Schlesien, als Breslauer Student Schüler v. d. Hagens und Büschings, hatte durch verständnisvolle Verehrung ('Zur Beurteilung Goethes', ein Band, Breslau 1818) Goethes Gönnerschaft erworben und, jedenfalls durch Goethes Vermittlung, im Weimarer 'Journal für Literatur, Kunst, Luxus und Mode', Januar—April 1819, eine Reihe von Aufsätzen erscheinen lassen: 'Mancherlei in einer Folge von Aufsätzen über Goethe, Shakespeare, Aristophanes, Hans Sachs, Schiller, Lessing u. s. w.' Der letzte (zehnte): 'Zu einer Einleitung über's Nibelungen-Lied', behauptet, mit den Homerischen Gesängen könne das Nibelungenlied in keiner Weise verglichen werden, als ob es für die Deutschen das sein könne, was Homer für Griechenland gewesen. Denn weit entfernt davon, die Herrlichkeit und Größe der germanischen Urzeit zu enthalten, schildere das Nibelungenlied gerade das Gegenteil: den Untergang des in der Völkerwanderung zerklüfteten Germanentums (Seite 205 ff.). Gegen ihn schrieb v. d. Hagen: 'Die Nibelungen, ihre Bedeutung für die Gegenwart und für immer. Gegen Herrn Karl Ernst Schubarth', Breslau 1819. Schubarth sendet diese Schrift am 3. Aug. 1819 an Goethe mit der Bitte, sich über die 'Nibelungen' zu äußern (Tageb. 7. Aug.). Goethe am 21. Aug. an Schubarth: „Von den 'Nibelungen' habe ich seiner Zeit so viel zu mir genommen, als mir frommte. Mögen sie jetzt und künftighin einem jeden auch das Seine bedeuten; für den Augenblick kann ich mich nicht damit befassen."

In der zweiten, vermehrten Auflage seines Buches 'Zur Beurteilung Goethes', zwei Bände, Breslau 1820, kommt Schubarth auf die Gleichsetzung Homers und des Nibelungenliedes zurück (2, 426—465), polemisiert auch sonst gegen seinen Lehrer v. d. Hagen (2, 393). Auch Goethe wendet sich gegen Verkennung des Abstandes zu Homer: „Haben wir Deutsche nicht unsern herrlichen Nibelungen durch solche Vergleichung den größten Schaden getan?" (Werke 7, 110). Den Eigenwert des deutschen Heldenliedes betont dann ein Zweizeiler aus dem Oktober 1821 (Werke 5 II, 418 Nr. 132):

Und wie euch erst Homer gesungen,
Erfreut ihr euch der Nibelungen.

20. Büsching an Goethe.

Hoch- und Wohlgeborner Herr!
Höchst zu verehrender Herr Geheimerrath!

Ew. Exzellenz beehre ich mich, durch den Candidaten der Rechte Herrn Keller ein Heft meiner 'Wöchentlichen Nachrichten' zu überreichen.

Die Bitte dieses jungen Mannes, eines innigen und tiefen Verehrers Ew. Exzellenz, reich an Kopf und Herz und glühend für Wissenschaft und Wahrheit, ihm Gelegenheit zu verschaffen, Ew. Exzellenz seine Aufwartung machen zu können, glaubte ich nicht unerfüllt lassen zu müssen, und ich darf dieserhalb von Ew. Exzellenz Verzeihung erwarten.

Hochachtungsvoll verharrend
Ew. Exzellenz
ganz ergebenster
Professor Dr. Büsching.

Undatiertes Blatt, wahrscheinlich Ende 1819 geschrieben; es liegt bei den im April 1820 eingegangenen Briefen. Den Besuch des Empfohlenen verzeichnet das Tagebuch nicht.

21. Büsching an Goethe.

Hochwohlgeborener,
Höchst verehrter Herr Geheime Rath!

Ew. Exzellenz werden hoffentlich jetzt schon das Heft der 'Heidnischen Alterthümer Schlesiens' (eines neu von mir begonnenen Werkes) erhalten haben, das ich durch eine Buchhandlung an Hochdieselben übersendete. Seit noch nicht zwei Jahren ist von mir eine Alterthümersammlung bei der hiesigen Hochschule gestiftet worden, und durch den im Lande erweckten Eifer ist sie schon zu einer unleugbaren großen Bedeutung gestiegen und verspricht noch reichere Ausbeute für die Alterthumskunde Deutschlands abzuwerfen. Dieß wird hoffentlich schon das zweite Heft bethätigen, das bereits in Arbeit ist.

Wenn man bedenkt, welch eine reiche geschichtliche Zeit über den Westen Europas ging, und dagegen erwägt, wie wenig uns

der Osten bekannt ist, so wird die Behauptung wohl nicht unrichtig erscheinen, daß die Ausbeute, die in Schlesien gemacht worden ist, in mancher Hinsicht noch die Rheinauffindungen überwiegt. Noch nicht zwei Jahre brachten die Sammlung auf mehr als 1000 Stücke.

Vor kurzem erst ward mir eine der wichtigsten Entdeckungen: die ersten Spuren des Christenthums neben dem Heidenthum. Bei Wohlau, wo auch die bemalte Opferschale gefunden worden, die Tafel I des ersten Heftes meiner überreichten 'Alterthümer' abgebildet ist, wo sich Urnen entdeckten, um deren Rand ein metallener Reifen gelegt war, wurde auch, neben den Urnen, ein kleines byzantinisches Muttergottesbild von Messing gefunden und kam vor einigen Tagen in meine Hände. Unleugbar sind dieß die ersten Spuren des Christenthums unter Cyrillus und Methodius im 9. Jahrhundert und für Christenthum und Heidenzeit gleich wichtig. Wenn möglich soll eine Abbildung davon im 2. Hefte der 'Heidnischen Alterthümer Schlesiens' ihre Stelle finden.

Sieht man den erfreulichen Antheil, den jetzt das deutsche Alterthum findet, die Vereine, die sich zur Erforschung desselben schließen, so kann dieß nur die regste Freude erwecken, und unübersehbar ist das, was dadurch zur Kenntniß der ältesten Zeit Deutschlands herbeigeführt werden kann.

Mein erwähntes Heft war ohne Geleitschreiben an Ew. Exzellenz abgegangen, ich sende daher dieses nach, indem ich mich angelegentlichst mit erneuter Versicherung meiner größten Hochachtung und Ergebenheit in Deroselben Gewogenheit empfehle als

Ew. Exzellenz

ganz gehorsamster Diener

Breslau, den 25. Hornung 1820. Büsching.

Büschings Werk: 'Die heidnischen Alterthümer Schlesiens. Herausgegeben von J. G. G. Büsching' (so der gedruckte Titel auf dem Umschlag des ersten Heftes. Der gestochene Innentitel lautet: 'Die Alterthümer der heidnischen Zeit Schlesiens') ist dem Minister Freiherrn v. Altenstein gewidmet und in 4 Heften 1820—1824 bei Joh. Friedr. Hartknoch in Leipzig erschienen. Jedes Heft enthält 3 Tafeln (Urnen, Metallwerk-

zeuge, Werkzeuge von Stein oder Ton). Die 3 ersten Hefte (siehe Nr. 22) noch in Goethes Bibliothek: Schuchardt, 'Goethes Kunstsammlungen' 1, 222 Nr. 84. Der Umschlag des 1. Heftes trägt die handschriftliche Widmung: „Sr. Exzellenz dem Herrn Geheimen Rath v. Goethe zu Jena ergebenst überreicht vom Herausgeber." — Alterthümersammlung: siehe Nr. 24 und S. 104. — Opferschale: von Büsching und v. d. Hagen am 5. August 1819 zwischen Stabelwitz und Lissa ausgegraben. — Cyrillus und Methodius: zwei Brüder aus Mazedonien, Mönche des 9. Jahrhunderts, Bekehrer der Slawen; Methodius wurde Erzbischof von Mähren und Pannonien.

22. Büsching an Goethe.

Hochwohlgeborener,
Höchst verehrter Herr Geheimrath!

Ew. Exzellenz haben schon manchen von meinen Versuchen mit Nachsicht und Gewogenheit aufgenommen, so daß ich hoffe, es wagen zu können, Hochdenselben auch meinen 'Versuch einer Einleitung in die Geschichte der Altdeutschen Bauart' überreichen zu dürfen. Zugleich habe ich es gewagt, ein Buch anzulegen, welches im treuen Spiegel die Sitten des sechzehnten Jahrhunderts [kennen] lehrt und um so treuer ist, da es von seinem Verfasser nie zur Bekanntmachung bestimmt ward.

Das erste und zweite Heft meiner 'Schlesischen Alterthümer heidnischer Zeit' wird, wie ich hoffe, längst Ew. Exzellenz zugekommen sein; das dritte soll in kurzem erfolgen.

Mit innigster und unwandelbarster Hochachtung und stets erneutem Danke für die vielen lehrreichen und freudigen Stunden, die mir Ew. Exzellenz Schriften gewährten, habe ich die Ehre, mich zu nennen

Ew. Exzellenz

gehorsamsten Diener

Breslau, den 20. November 1821. Büsching.

Versuch einer Einleitung: 'Versuch einer Einleitung in die Geschichte der Altdeutschen Bauart, von Büsching. Vorlesungen, gehalten im Sommer 1820 und zur Grundlage anderer Vorträge wieder bestimmt. Breslau 1821. Bei Johann Friedrich Korn d. ält.' Gewidmet dem Oberpräsidenten von Westpreußen Heinr. Theod. v. Schön. Büsching geht aus

von Goethes Aufsatz 'Von deutscher Baukunst' (Werke 37, 137 ff.), auf den er auch weiterhin zurückkommt (S. 2 f., 18 f.). Goethe beschäftigt sich mit Büschings Buche am 23. und 24. März 1823; über die öffentliche Erwähnung desselben siehe Nr. 27. — ein Buch anzulegen, welches im treuen Spiegel: 'Lieben, Lust und Leben der Deutschen des sechzehnten Jahrhunderts, in den Begebenheiten des Schlesischen Ritters Hans von Schweinichen, von ihm selbst aufgesetzt. Herausgegeben von Büsching. Erster Band. Breslau, 1820. Bei Josef Max.' Hans v. Schweinichen (1552—1616), Hofmarschall erst des Herzogs Heinrich XI. von Liegnitz, dann des jüngeren Bruders seines ersten Herrn, des Herzogs Friedrich IV., ihr Reisebegleiter und Zechgenosse, zuletzt Rat des Herzogs Joachim Friedrich von Brieg und der diesem folgenden vormundschaftlichen Regierung, hat schon in Jünglingsjahren begonnen, seine Lebensgeschichte aufzuzeichnen; Goethe hat der ungeschminkten, derben Darstellung dieses schlesischen Edelmanns, der als Schilderer seiner selbst und seiner wüsten Zeit, in Redlichkeit und Schlauheit, in naiver Lebensfreude und kräftig zufassender Tatkraft ein Bruder des Götz von Berlichingen ist, lebhafte Teilnahme entgegengebracht (Tageb. 24., 25. Dez. 1821). Er weist mehrfach öffentlich darauf hin mit bedeutsamen Worten: „'Herr v. Schweinichen' ist ein merkwürdiges Geschichts- und Sittenbuch; für die Mühe, die es kostet es zu lesen, finden wir uns reichlich belohnt; es wird für gewisse Zustände eine Symbolik der vollkommensten Art. Es ist kein Lesebuch, aber man muß es gelesen haben" (Werke 41 II, 93), er macht gelegentlich einen Freund oder seinen Sohn August unmittelbar im Gespräch darauf aufmerksam (Tageb. 5. und 7. Dez. 1823, 5. Juli 1827), er empfiehlt, das ungefüge Werk zu einem lesbaren Buche zu bearbeiten (Werke 41 II, 293 f.), er hebt auffallende Worte und Wendungen aus (Werke 42 II, 137, 12. 13. 138, 19. 20). Siehe auch Nr. 23. Den 2. Band verzeichnet Goethes 'Bücher-Vermehrungsliste' im Dez. 1822 (Tageb. 8, 325); Goethe liest darin 5. Jan. 1823 (Tageb.). Zum 3. Bande siehe Nr. 27. — 'Schlesischen Alterthümer': siehe Nr. 21. Das 2. Heft wurde am 26. April 1821 durch aus Gotha stammende Studenten überbracht; das 3. ist im Dezember 1821 in die 'Bücher-Vermehrungsliste' eingetragen (Tageb. 8, 316).

Goethe dankt am 31. Januar 1822 (siehe Nr. 23).

23. Büsching an Goethe.

Hochwohlgeborener,

Höchst verehrter Herr Geheimrath und Minister!

Ew. Exzellenz haben auf eine so freundliche und gütige Art sich in der Vorrede zum 'Deutschen Gilblas' über Hans von

Schweinichen und meine andern Versuche geäußert, daß ich eile, Hochdenenselben auch den zweiten Band zu überreichen. Hat dieser auch nicht den Reichthum an Nachrichten von dem Leben außerhalb Schlesien, kommen nur weniger Reisen und ergötzliche Abentheuer in ihm vor, so führt er doch wieder mehr in das innere, häusliche Leben und ist nicht ganz arm an erfreulichen Nachrichten. Sobald der dritte Band fertig ist, werde ich mich beeilen, ihn in Ew. Exzellenz Hände zu senden.

Zu gleicher Zeit wage ich noch, Ew. Exzellenz einen Aufsatz über Errichtung höherer Kunstschulen vorzulegen, der schon unlängst im 'Kunstblatte' stand. Zur Vertheidigung der Ansichten darin sage ich nichts weiter, sie mögen durch sich selbst stehen oder fallen; nur bemerke ich, daß vieles, ja eigentlich das ganze Grundgebäude von örtlichen Ansichten und früher getroffenen Einrichtungen ausgegangen ist. So müssen auch andere örtliche Verhältnisse daran viel ändern.

Meine Beschreibung des Schlosses Marienburg ist jetzt unter der Presse; sobald sie vollendet, werde ich nicht ermangeln, sie Ew. Exzellenz zu überreichen. Möchte doch dieß wahrhaft treffliche und merkwürdige Gebäude, welches die wenigen Trümmern des Gelnhauser Palastes weit hinter sich läßt, den Antheil von Ew. Exzellenz erregen und Ihrer Würdigung sich erfreuen. Ein trefflicher Mann und großer Verehrer von Ew. Exzellenz, der Oberpräsident Herr v. Schön zu Danzig, der allein die Erneurung der Marienburg zu stande zu bringen vermochte, schreibt mir noch vor kurzem, daß wenn Ew. Exzellenz auch selbst nicht nach Marienburg reisen könnten, Sie doch einen Gleichgesinnten hinschicken möchten, um Ihnen den Eindruck, den des Gebäudes Säle machen, warm und voll zu überbringen.

Der erfreuliche Antheil, welchen Ew. Exzellenz fortdauernd an altdeutscher Baukunst nehmen und selbst an diesem Namen, wie mir Ew. Exzellenz wohlwollendes Schreiben beweiset, wofür ich Hochdenenselben innig danke, zeigt dahin mir immer, als wenn das, was mir der eben gedachte Herr v. Schön, der eben so schmerzlich als ich des Straßburger Münsters Beschreibung vermißt, schrieb, eine Vorherverkündigung wäre: daß Ew. Exzellenz diesen Aufsatz über den Straßburger Münster noch einmal

aufs neue prächtig abdrucken lassen würden, als Zeugen der nie getrübten Anerkennung.

Mit innigster Hochachtung und dem Wunsche einer unerschütterlichen, erfreulichen Gesundheit habe ich die Ehre mich zu nennen

Ew. Exzellenz

ganz gehorsamsten Diener

Breslau, den 25. Juni 1822. Büsching.

Vorrede zum 'Deutschen Gilblas': Unter dem Titel 'Der deutsche Gil Blas. Oder Leben, Wanderungen und Schicksale Johann Christoph Sachses, eines Thüringers' hatte Goethe 1822 bei Cotta die Selbstbiographie eines seiner Untergebenen veröffentlicht, der nach unruhigem Bedienten- und Vagabundenleben als Diener an der Weimarer Großherzoglichen Bibliothek eine leidliche Versorgung gefunden hatte (Werke 41I, 255 ff.; 41II, 81 ff.; 42I, 88 ff.). Er hatte dem Büchlein ein Vorwort vorangeschickt, in dem er auf Schweinichens Selbstbiographie zu sprechen kommt: „Dem für das deutsche Altertum so löblich bemühten Herausgeber sind wir schon so manche Mitteilung von alten Gerätschaften, Waffen, Geschirren, Siegeln und Bildwerken schuldig, . . . Nun aber verbindet er sein Publikum doppelt und dreifach, indem er die wunderlichsten Menschen, wie sie vor mehr als zweihundert Jahren in Deutschland gehaust, unmittelbar zur handgreiflichsten Nähe bringt." — Errichtung höherer Kunstschulen: der Aufsatz: 'Über höhere Kunstschulen' steht in Nr. 32. 33 des Jahrgangs 1822 (April); das 'Kunstblatt', herausgegeben von Ludwig (v.) Schorn (1793—1842), war eine seit 1820 erscheinende Beilage des Cottaischen 'Morgenblattes für gebildete Stände'. — Beschreibung des Schlosses Marienburg: siehe Nr. 24. — Gelnhauser Palastes: auf seine Überreste hatte Bernhard Hundeshagen (siehe Nr. 11) die Aufmerksamkeit gelenkt durch seine 1819 erschienene, mit Abbildungen versehene Schrift: 'Kaiser Friedrichs I. Barbarossa Palast in der Burg zu Gelnhausen'; eine wohlwollende Anzeige des am 7. Jan. 1819 bei Goethe angekommenen Werkes gab Heinr. Meyer in 'Kunst und Alterthum' II, 2, 81 ff. — Schön: Heinr. Theod. v. Schön (1773—1856) war seit 1816 Oberpräsident von Westpreußen. — wohlwollendes Schreiben: vom 31. Jan. 1822 (siehe oben S. 47). Goethe sagt darin: „Sehr ungern bemerke, wie man uns vom Rhein her den wohlerworbenen Ausdruck 'Deutsche Baukunst' verkümmern und 'Gothische' wieder einführen will." Er will damit Büschings Meinung beipflichten, der in seinem 'Versuch einer Einleitung in die Geschichte der Altdeutschen Bauart' „die Namen Vorgothisch, Altgothisch, Neugothisch und Gothisch überhaupt gänzlich aus der Deutschen Baukunst des Mittel-

alters" verbannt wissen will (S. 6). Den Anteil, den Goethe an altdeutscher Baukunst nahm, hatte er bisher durch seine und seiner Freunde Meyer und Boisserée Aufsätze in 'Kunst und Alterthum' (Werke 49 II, 159—181) bewiesen: 'Altdeutsche Baukunst' (I, 2, 184 ff.), 'Kölner Domriß von Moller' (II, 2, 75 ff.), über das Werk von Hundeshagen über den Barbarossapalast (II, 2, 81 ff.). — Aufsatz noch einmal abdrucken: wirklich hat Goethe den begeisterten Aufsatz seiner Frühzeit: 'Von Deutscher Baukunst. D. M. ERVINI A STEINBACH. 1773', der im Nov. 1772 erschienen und dann auch in das Buch 'Von Deutscher Art und Kunst' aufgenommen worden war, in 'Kunst und Alterthum' IV, 3, 12 ff. noch einmal abgedruckt.

24. Büsching an Goethe.

Hochwohlgeborener,

Höchst verehrter Herr Geheimrath!

Ew. Exzellenz habe ich die Ehre, beikommend ganz gehorsamst meine Beschreibung des Schlosses Marienburg in Preußen zu überreichen, und wage dabei die dreiste Bitte, das beikommende Stück und den beiliegenden Brief Seiner Königlichen Hoheit dem Herrn Großherzog zu überreichen, da die Marienburg ein Werk ist, welches wohl die Aufmerksamkeit eines kunstliebenden Fürsten und noch dazu eines solchen, wie Ew. Exzellenz Regent ist, auf sich ziehen kann.

Schloß Marienburg muß höchst bedeutsam in die Geschichte der altdeutschen Baukunst eintreten, so sehr vernachlässigt es auch von einzelnen neuern Forschern ward. Möchte es meinem Buche gelingen, die Tüchtigkeit des Werkes so eindringlich zu machen, als es dasselbe verdient! Gewiß weiß ich die Wichtigkeit des alten Schlosses zu Gelnhausen zu schätzen, aber was ist dieß kleine Schloß, was sind diese geringen Trümmern gegen die hohe Marienburg! Fricks schöne Kupfer trafen in eine Zeit, in welcher man sich nicht enthielt, dieß treffliche Werk vernichten zu wollen, der Sohn Gilly zeichnete die herrlichen Gewölbe, Säle, Kragsteine, Gestalten, und ihm eilte der Vater Gilly auf dem Fuß nach, um das so eben Gezeichnete auf ewig zu vernichten! Unglaubliche Barbarei! Dennoch hat sich unendlich Treffliches erhalten, und daß es nun wieder neu ersteht, dieß verdankt die Kunstwelt allein den rastlosen, unendlich thätigen Bemühungen

des Herrn Oberpräsidenten v. Schön zu Danzig. Ein solch herrlicher Eifer, ein solch tüchtiges Werk kann Ew. Exzellenz, der alles Große und Schöne eifrigst aufsucht, nicht gleichgültig lassen, und ich wünsche nur, daß mein Werk nicht durch seine Unvollkommenheiten mehr schaden als nützen möge; doch Ew. Exzellenz wissen ja zu gut den Kern von der Schale zu unterscheiden. So wandere denn mein Buch vertrauensvoll zu Hochdenselben hin.

Erlauben mir Ew. Exzellenz wohlwollend, das anzudeuten, was mich jetzt beschäftigt. Die von mir gestiftete Alterthümersammlung hier ist durch glückliche Verhältnisse so reich angewachsen, daß ich mich beinahe rühmen kann, in kurzer Zeit von alle den Alterthumsstücken, die nur je in Deutschland erschienen und gefunden worden sind, ein gleiches, im Urstück oder im Abguß wenigstens, vorzeigen zu können. So bestrebe ich mich nun auch, sie für die Universität nutzbar zu machen, und stelle mir bereits seit einigen Monaten zu Vorlesungen im Sommer alles zusammen, was bis jetzt von Deutschen Alterthümern entdeckt und beschrieben worden. Was für eine reiche Fülle der Beobachtungen mir hier entgegen tritt, habe ich nie geglaubt, und die Sammlungen der Nachrichten wachsen mir weit über Vorlesungen hinaus. Aber wie viel ist gleich oder im Laufe der Jahre vernichtet worden!

Eine zweite Arbeit liefern mir die Forschungen in der Kunstgeschichte des Mittelalters, worauf ich jetzt, durch meine Stellung, mehr als je früher hingewiesen worden bin. Hier ist mir besonders in neuster Zeit gar Vortreffliches in der Kunst, altdeutschen Bauschmuck in gebrannten Ziegelsteinen darzustellen, vorgekommen, und in kurzem Ew. Exzellenz einige merkwürdige Probedrucke aus Heften, die ich über Werke des Alterthums und Mittelalters herauszugeben gedenke, vorlegen zu können, hoffe ich. Nie ist Schöneres in Sandstein erschienen und gearbeitet worden. Höchst merkwürdiger Weise und, so viel ich weiß, noch ganz unbekannt, findet sich dabei auch an einigen Orten ein in Stein gedrucktes und eingebranntes Zeichen, denjenigen ähnlich, welcher die Steinhauer sich bedienten, und ich habe eine ganze Sammlung derselben erhalten, die in eben erwähnten

Heften ihre Stelle finden werden. Auch davon sollen Probedrucke erfolgen, sobald sie vollendet sind. Bis jetzt habe ich nur erst Beobachtungen aus einer Gegend; wird man aber erst aufmerksamer darauf sein, dann wird es wohl an anderen Orten auch nicht daran mangeln, obgleich ein von mir darauf aufmerksam gemachter Maler in Brandenburg, wo ganz vortreffliche Arbeiten in gebrannten Steinen sich finden, keine solche Zeichen entdeckt hat.

Genehmigen Ew. Exzellenz gütigst die nie aufhörende größte Hochachtung und Ergebenheit, womit ich bin

Ew. Exzellenz

gehorsamster Diener

Breslau, den 14. Februar 23. Büsching.

Beschreibung des Schlosses Marienburg: angekündigt in Nr. 23. Das Werk besteht aus zwei Teilen: dem Textbande in Quart: 'Das Schlos der deutschen Ritter zu Marienburg. Von Büsching. [Motto:] Alles Große und Würdige erstehe wie dieser Bau. Mit sieben Kupfertafeln. Berlin, im Verlage von Duncker und Humblot. 1823', und dem Heft der Tafeln in Großfolio. Das Motto ist der Trinkspruch, den am 20. Juni 1822, als nach 360 Jahren zum erstenmal wieder ein deutscher Fürst, Kronprinz Friedrich Wilhelm, im großen Remter der Marienburg Tafel hielt, der Kronprinz beim Festmahle ausgebracht hat. Damals ist auch Eichendorffs Gedicht 'Der Liedsprecher' („Und wo ein tüchtig Leben") vorgetragen worden. Die Übersendung des Werkes und des Begleitbriefes geschah durch den Verlag, die Sendung traf am 31. März (Tageb.) ein, sie enthielt aber nur das für den Großherzog bestimmte Exemplar: das Exemplar Goethes war vergessen worden und wurde vom Verlag erst mit einem Schreiben vom 12. April nachgeschickt; siehe Nr. 25. Das Exemplar des Großherzogs, prächtig in blaues Saffianleder gebundene und mit reicher goldner Deckelzierleiste geschmückte Bände, wurde am 1. April von Goethe weiter befördert; „die deutsche Buchbinderkunst", schreibt Goethe, „scheint der englischen nacheifern zu wollen". Karl August gab seinem Danke in einem Schreiben an Büsching und durch die Verleihung der mit seinem Bilde geschmückten Verdienstmedaille Ausdruck, die am 3. Goethen überbracht wurde und die dieser am 6. April an Büsching schickte; siehe Nr. 25. — Schlosses zu Gelnhausen: siehe Nr. 23. — Fricks Kupfer: Friedrich Frick, 'Schloß Marienburg in Preußen'. Mit Kupfern. Berlin 1803. Großfolio. — Gilly: David Gilly, Architekt, war Geh. Oberbaurat in Berlin (1745—1808); siehe Nr. 27. — Alterthümersammlung: siehe Nr. 21. — Bauschmuck in gebrannten Ziegel-

steinen: besonders an der Kirche der heiligen Katharina in Brandenburg, die Büsching am 3. Oktober 1817 auf einer Studienreise (siehe Nr. 19) besichtigt hatte ('Reise durch einige Münster und Kirchen des nördlichen Deutschland im Spätjahr 1817', Leipzig 1819, S. 15f.), ferner an dem Rathaus zu Tangermünde, vgl. Nr. 25. Seiner Schrift über das Schloß zu Marienburg hat Büsching einen besonderen Anhang angefügt: 'Über den Gebrauch der gebrannten Erde zur Bildnerei'.

25. Büsching an Goethe.

Hochwohlgeborener,

Höchst verehrter Herr Geheimer Rath und Staatsminister!

Der so überaus gnädige Brief Seiner Königlichen Hoheit des Herrn Großherzogs, das wohlwollende gütige Schreiben von Ew. Exzellenz haben mich innigst erfreut und Ew. Exzellenz bitte ich recht dringend, diese Gefühle der innigsten Dankbarkeit Seiner Königlichen Hoheit zu Füßen zu legen und mich fernerem gnädigsten Wohlwollen zu empfehlen. Unendlich erfreulich war es mir, das so trefflich gerathene Bildniß eines Fürsten zu erhalten, für den ich schon seit früher Jugend die höchste Verehrung fühle und dessen Namen unauflöslich an den glänzendsten wissenschaftlichen Zeitraum Deutschlands geknüpft ist.

Indem ich aber auch Ew. Exzellenz meinen ergebensten Dank für Deroselben wohlwollende Zeilen sage, muß ich mich über eine große Unhöflichkeit, die durch das Versehen meines Verlegers begangen worden, höchlich entschuldigen: daß das für Ew. Exzellenz bestimmte Stück meines Werkes über die Marienburg der Sendung nicht beilag, sondern vergessen worden war. Wie ich indessen hoffe und der Verleger mich versichert hat, ist dieß Versehen wenigstens einigermaßen durch die nachträgliche Einsendung des Werkes verbessert worden, und ich bitte recht dringend, daß Ew. Exzellenz mir und meinem Verleger dabei gütige Nachsicht gewähren mögen. So viel ich mich indessen erinnere, mußte schon aus meinem Briefe hervorgehen, daß ein Stück für Ew. Exzellenz dabei sein sollte.

Noch einmal wiederhole ich den dringenden Wunsch, daß Ew. Exzellenz darüber öffentlich ein Wort sagen möchten; denn der krausen und bunten Ansichten über die Marienburg, der so viele

im Preußischen gerne jeden Werth absprechen möchten, giebt es nicht wenige, und der treffliche Oberpräsident v. Schön, so viel ihm auch glückt, hat doch auch mit unendlich viel Schwierigkeiten zu kämpfen, die nur sein rastloser Eifer überwindet.

So groß und allgemein hier die Betrübniß war, als die ersten Nachrichten von Ew. Exzellenz so gefährlichen Krankheit hier ankamen, eben so innig und hoch war auch die Freude, als die glücklichen Nachrichten eintrafen. Möge Ew. Exzellenz uns Gott noch recht lange erhalten und fortdauernd in dem Gefühl der Jugendlichkeit und Kraft! Nicht leicht ist wohl eine Gesundheit freudiger und jubelnder ausgebracht worden als die erste in der hier am 29. März neu gestifteten 'Liedertafel': die Eurer Exzellenz, wobei in Liebe und Hochachtung für Ew. Exzellenz sich die Freude über Dero Genesung mischte. Wie glücklich würden wir sein, wenn diese jüngere Breslauer Schwester der andern Liedertafeln sich eines eigenen Liedes von Ew. Exzellenz erfreute!

In meinem letzten Schreiben gab ich mir die Ehre, Ew. Exzellenz über einige wichtige Werke altdeutscher Baukunst, bei denen die Verzierungen nicht von Sandsteinen, sondern von gebrannten Steinen gearbeitet sind, Nachricht zu geben. Die Nachbildung eines dieser Werke, der Thür der Stephanskirche zu Tangermünde, diesem Schreiben beizufügen, bin ich im Stande und wünsche, daß Ew. Exzellenz einiges Vergnügen daran finden möchten, einmal als an einem nicht unbedeutenden Werke altdeutscher Bauart in einem so ungünstigen Material, dann aber auch als einem Beweis, daß die Breslauer Steindruckkunst doch nicht mehr auf einer ganz niedrigen Stufe steht.

Außerdem habe ich noch ein anderes Blatt beigefügt, Alterthümer enthaltend, die Ew. Exzellenz vielleicht noch nicht kannten. Es ist eine Nachbildung aus der kleinen italienischen Schrift, welche vor einigen Jahren über die bei Albano gefundenen wunderbaren Alterthumsstücke erschien, die man für Begräbnißreste vom Lager des Totila hält. Die wunderbaren Tempelchen, worin Knochen und einzelne Alterthümer liegen, die runenartigen Zeichen auf den Deckeln machen diese Stücke für die Alterthumskunde wohl wichtig.

In diesem Augenblicke schickt mir Schall noch einige Anlagen, die er erst selbst übersenden wollte, aber durch Krankheit abgehalten worden ist; er läßt sich ganz gehorsamst in Ew. Exzellenz Gewogenheit empfehlen. Diese Beilagen sind: 1. die Nachricht von Stiftung der Breslauer Liedertafel in vier Exemplaren, worin die beiden Toaste auf Ew. Exzellenz von Hagen und Schall. Leider hatte eine spätere Zeitungsnachricht den Champagner gestrichen, und die dabei befindliche Beilage von Schalls 'Neuer Breslauer Zeitung' berichtigt dieß. 2. ein Gedicht Fouqués auf Ew. Exzellenz Genesung in den 'Deutschen Blättern'. 3. das von Bierey sehr erheiternd gesetzte schöne Gedicht von Ew. Exzellenz: 'Demagogisch', von dem ich gewiß glaube, es wird, wenn Ew. Exzellenz es sich vortragen lassen, Ihnen viel Erheiterung gewähren. Es ist eines der ersten Erzeugnisse der Breslauer Liedertafel. Gefällt die Komposition Ew. Exzellenz, so hoffe ich um so eher die Erfüllung meines oben angedeuteten, freilich sehr dreisten, Wunsches.

Zuletzt, um die Rolle noch zu füllen, lege ich einen hauptsächlich gut gerathenen Steindruck, das Bild einer liebenswürdigen Frau und braven Schauspielerin, der Frau v. Holtei, bei, welches Siegert gezeichnet hat. Es wird wohl einigermaßen eines freundlichen Blicks sich erfreuen dürfen, und Eurer Exzellenz ist ja dabei auch gedacht, indem die Rolle der Marianne in den 'Geschwistern' mit zu denen gehört, welche Frau v. Holtei besonders anziehend und lieblich spielt.

Nehmen Ew. Exzellenz wenigstens meinen guten Willen, wo möglich Hochdieselben mit etwas von hier zu erfreuen, gütigst an, und dankbarst würde ich es anerkennen, wenn bei Gelegenheit ein paar Zeilen mich gewiß machten, daß alles bei Ew. Exzellenz angekommen und wohlwollend aufgenommen worden ist.

Der ich mit innigster Hochachtung nie aufhören werde zu sein

Ew. Exzellenz

ganz gehorsamster Diener

Breslau, den 27. April 1823. Büsching.

Brief Seiner Königlichen Hoheit: enthaltend den Dank für das Werk über die Marienburg, siehe Nr. 24. — wohlwollende Zeilen: vom 6. April 1823, siehe ebenda. — Versehen meines Verlegers: siehe ebenda. — öffentlich ein Wort: siehe Nr. 27. — von Ew. Exzellenz Krankheit: am 17. Februar 1823 wurde Goethe „plötzlich von einer Entzündung des Herzbeutels und wahrscheinlich auch eines Teils des Herzens, wozu sich auch noch eine Entzündung der Pleura [Brustfell] gesellte, ergriffen, welche ihn im Verlauf der Woche an den Rand des Grabes stellte“ (Briefe 36, 462 ff.), am 24. trat die Krisis ein, gegen Ende Februar konnte die Gefahr als beseitigt gelten, die Genesung zog sich bis in die zweite Hälfte des März hinein. Vgl. Goethes Aufsatz 'Dankbare Gegenwart' ('Kunst und Alterthum' 4, 2, 186 ff.; Werke 36, 294 ff.). — 'Liedertafel': begründet nach dem Vorgang und Muster der Zelterschen 'Liedertafel' in Berlin, geleitet von dem späteren Universitätsmusikdirektor Ernst Theodor Mosewius (1788—1858), der dann auch 1825 die Breslauer Singakademie, gleichfalls nach Zelterschem Vorbild, ins Leben gerufen hat. Unter den Gründern der Liedertafel befanden sich Kannegießer (siehe Nr. 5), Schall (siehe unten), v. d. Hagen. — eines eigenen Liedes: siehe Nr. 27. — bei Albano gefundenen Alterthumsstücke: diese im Jahre 1817 zwischen Castel Gandolfo und Marino ausgegrabenen Grabgefäße und Totenurnen mit ihren Beigaben hatten allgemeine Aufmerksamkeit erregt; man war sogar geneigt, ihren Ursprung bei einer Urbevölkerung zu suchen. — Schall: Karl Schall (1780 bis 1833), Schriftsteller, Lustspieldichter, Redakteur in Breslau; als lebenslustiger Gesellschafter von unverwüstlicher Laune und unbegrenzter Genußfähigkeit hat er in den literarischen Kreisen Breslaus eine große Rolle gespielt. Die Anlagen, die Büsching von ihm für seinen Brief erhalten hat, liegen noch vor innerhalb eines Faszikels: 'Gedichte zu Goethes Wiedergenesung. 1823.' — Nachricht von der Stiftung der Liedertafel: in Nr. LI vom 1. April 1823 der 'Deutschen Blätter für Poesie, Litteratur, Kunst und Theater. Herausgegeben von Karl Schall und Karl von Holtei.' Hier steht ein Bericht über den Verlauf des ersten Liederabends am 24. März 1823 mit Abdruck des von Schall gedichteten Stiftungsliedes und der beiden Trinksprüche, die Fr. H. v. d. Hagen und Schall auf Goethe ausgebracht haben. Derjenige v. d. Hagens lautet:

> Es schließt sich heut' ein neuer Kreis der Lieder,
> Und lebensfrohe Freunde faßt der Saal;
> Die Freude schwingt ihr klingendes Gefieder,
> Und Ton und Glas tönt mit beim lauten Mahl,
> Und Reim' und Klänge schweben auf und nieder:
> Gesang und Dichtung, das ist unser Gral
> An der vieleck'gen neuen Tafelrunde;
> Sie geben Harmonie dem heiter'n Bunde.

Sie mahnen uns zumeist an den Groß-Meister,
Der uns die schönsten aller Lieder sang,
An den Altvater deutscher Dichter-Geister:
Ihr wißt, wie jüngst er mit dem Tode rang —
Der langen Nacht gottkräftig sich entreißt er,
Der aus dem Dichtquell ew'ge Jugend trank,
Drum, daß erst spät' ihn raub' die Morgenröthe,
Werd' ihm ein Hoch gebracht, dem hohen Goethe!

Aus dem Trinkspruche Schalls:

Dem Chef und Senior von allen deutschen Dichtern,
Poet'sche Exzellenz trotz vielen Splitterrichtern . . .
Dem Vierundsiebziger, dem des Champagners Macht
(Die Ärzte riethen schlecht) Genesung hat gebracht . . .
Tonsetzer, auf, auf, Sänger, auf, Poeten,
Dreimal ein Lebehoch dem Obermeister: Goethen!

Beilage berichtigt dieß: Die 'Vossische Zeitung' in Berlin hatte in Nr. 30 vom 11. März 1823 unter den 'Vermischten Nachrichten' folgende Mitteilung gebracht (zum Inhalt derselben siehe 'Jahrbuch der Goethe-Gesellschaft' 1 [1914], 130 ff.):

„Berlin. Ein Brief aus Weimar vom 5. März giebt uns die besten Nachrichten über Herrn v. Goethes Befinden. 'Er ist', heißt es darin, 'außer aller Gefahr und hat selbst erklärt: er fühle, daß er sich sehr auf dem Wege der Besserung befinde. Se. K. H. der Großherzog haben den hochverehrten, langjährigen Freund mehrmals besucht und sich mit ihm schon wieder über wissenschaftliche Gegenstände unterhalten. — Während des Fiebers war der Kranke sehr mit den Farben beschäftigt, auch als Anführer der Griechischen Flotte hat er Feuer auf die Türkischen Schiffe geworfen; doch war er immer nach solchen Phantasien, die er selbst Plünderungen des Verstandes und Geistes nannte, sehr erschöpft. Den Ärzten bezeigte er wenig Vertrauen, er sagte ihnen: sie wüßten viel zu rathen, aber nichts zu errathen. Gegen ihren Willen ließ er sich am Tage der Krisis Champagner bringen, der ihm sehr wohl that'".

Gegen diese Mitteilung wendeten sich die 'Berlinischen Nachrichten Von Staats- und gelehrten Sachen. Im Verlage der Haude- und Spenerschen Buchhandlung' in Nr. 40 vom 3. April 1823 mit einer 'Berichtigung':

„Zur Steuer der Wahrheit und zu Verhütung des bösen Beispiels wird hierdurch bekannt gemacht, daß unser verehrte, uns nun wieder geschenkte Goethe nicht (wie es in der Berliner Vossischen Zeitung erzählt wurde) Champagner-Wein, sondern Kreutz-Brunnen in seiner Krankheit getrunken, ja daß er noch 14 Tage nach überstandener Gefahr so wenig Wein vertragen konnte, daß ihm schon ein kleines Gläschen leichten Würzburgers neues Fieber erregte; ferner daß er, statt Mißtrauen in die Ärzte zu setzen, ihnen vielmehr völlig vertraute und ihre Verord-

nungen auf das pünktlichste befolgte." Diese 'Berichtigung' wurde von Schall in der 'Beilage zu Nr. 56 der Neuen Breslauer Zeitung. Montag den 7. April 1823' abgedruckt und mit einer spöttischen Fußnote versehen: „O mein schöner Goethe-Toast bei der Liedertafel! . . . Kreuzbrunnen statt Champagners! das ist ein Kreuz und ein Querstrich! . . ." — Gedicht Fouqués: 'Zur Genesungsfeier S. Excellenz des Herrn Geheimenrath von Goethe', beginnend: „Herzen giebt's, die, immer offen, Geben, was ihr Grund nur hat." Im Original in dem Faszikel: 'Gedichte zu Goethes Wiedergenesung. 1823.' Gedruckt: 'Deutsche Blätter für Poesie, Litteratur, Kunst und Theater' Nr. LXII vom 21. April 1823; wiederholt: J. B. Rousseau, 'Goethes Ehrentempel', 1828, 2, 62. — 'Demagogisch': das von Friedrich Förster (siehe Nr. 31) verfaßte Gedicht: 'Demagogisch' („Es wollt' einmal im Königreich Der Frühling nicht erscheinen. Der König, in der größten Not, Beriet sich mit den Seinen. Da wurde, nach des Kanzlers Rat, Dem ält'sten Frosch befohlen, Mit seiner jungen grünen Schaar Den Frühling einzuholen") war in der von F. W. Gubitz herausgegebenen Berliner Zeitschrift 'Der Gesellschafter', Nr. 166, 17. Oktober 1821 mit der Angabe: „Von Goethe" gedruckt worden. Gottlob Benedikt Bierey (1772—1840), Komponist beliebter Singspiele und Opern, leitete von 1807—1828 als Kapellmeister die Oper in Breslau. Das Lied 'Demagogisch' war am 24. März bei der ersten Tagung der Breslauer Liedertafel unter lautestem Beifall gesungen worden. Original der Komposition in dem obengenannten Faszikel. Gedruckt: 'Dämagogisch, Gedicht von Goethe, für eine Singstimme und vier Frösche, mit Pianoforte', bei Förster, Breslau. Zelter spricht sich im Briefe an Goethe vom 1.—14. Juli 1824 höchst ungünstig über Biereys Komposition aus (Briefwechsel, Insel-Verlag, 2, 291 f.). — Frau v. Holtei: Luise, geb. Rogée, eine anmutige Schauspielerin, besonders befähigt zur Wiedergabe empfindsam-seelenvoller Frauengestalten; von ihr sagt ihr Gatte, der Dichter Karl v. Holtei, in einem Versbrief an Goethe vom 20. September 1824 ('Jahrb. d. Goethe-Gesellschaft' 4 [1917], 168): „Die oft Amine Dir und Marianne, Ja Klärchen selbst in Andacht nachgebildet." Da sie vorher am Schauspielhaus in Berlin tätig gewesen, war sie Goethe aus Berichten Zelters bekannt (16. Juni 1816, 7. März 1817). Am 4. Februar 1821 mit Holtei verheiratet, ist sie schon am 28. Jan. 1825 gestorben. Büschings Beziehungen zu Holtei: K. v. Holtei, 'Vierzig Jahre', 3, 340.

26. v. d. Hagen an Goethe.

Ew. Exzellenz

übersende ich ergebenst diese 'Heldenbilder' als eine Art Fortsetzung und Ergänzung des Ew. Exzellenz verehrungsvoll zugeeigneten 'Heldenbuchs' mit dem Wunsche einer eben so

freundlichen Aufnahme, obgleich der Text sowohl als die Nachbildungen merklich hinter ihrem Vorbilde zurückstehen. Gern würde ich persönlich, als Durchreisender, dieses Werklein überreicht haben, wenn ich nicht jede solche Störung der kostbaren Muße Ew. Exzellenz für einen unverzeihlichen Raub halten müßte. Zwar höchlich würde es mich beglücken, wenn ich auf meinem Wege nach Brüssel und Paris von Ew. Exzellenz mit irgend einem Auftrage beehrt würde.

In tiefster Verehrung

Ew. Exzellenz

gehorsamster Diener

Weimar, den 22. Mai 1823. F. H. von der Hagen
aus Breslau.

v. d. Hagen übersendet aus seinem Weimarer Gasthof: 'Heldenbilder aus den Sagenkreisen Karls des Großen, Arthurs, der Tafelrunde und des Grals, Attila's, der Amelungen und Nibelungen. Herausgegeben von Friedrich Heinrich von der Hagen'; sie sind erschienen Breslau, bei Graß, Barth und Comp., in zwei Teilen. Das Werk, Oktavformat, enthält sechzig von dem Bildhauer Friedrich Tieck im Jahre 1809 gezeichnete und gemalte Bilder von Gestalten der deutschen Heldendichtung; zu jedem Bilde gibt v. d. Hagen eine Schilderung der Persönlichkeit, ihrer Taten, ihrer Stellung innerhalb ihres zugehörigen Sagenkreises. Der 1. Teil, erschienen 1819, zeigt je 15 Gestalten der Burgunden (Nibelungen) und der Heunen; der 2. Teil, erschienen 1821, bringt 15 Helden des Grals und der Tafelrunde des König Artus und 15 aus dem Sagenkreise Karls des Großen. — Goethes Tagebuch vom 22. Mai verzeichnet: „Besuch von Herrn v. d. Hagen auf seiner Durchreise nach Brüssel und Paris; er übergibt seine schriftliche und bildliche Darstellung der alten Heldengeschichten". Am Abend zeigt Goethe die „deutschen Heldenbücher [so statt „Heldenbilder"] des v. d. Hagen" dem besuchenden Riemer (siehe auch 'Bücher-Vermehrungsliste' Tageb. 9, 327). Das Werk noch in Goethes Bibliothek. — 'Heldenbuchs': siehe Nr. 2 und 9. Als Fortsetzung war 1820 der 1. Teil von 'Der Helden Buch in der Ursprache, herausgegeben von Friedrich Heinrich von der Hagen und Anton Primisser' erschienen. — auf meinem Wege nach Brüssel: siehe Nr. 28. Er ging nach Paris, um für seine Ausgabe der 'Minnesinger' (siehe Nr. 31) die Manessische Handschrift einzusehen.

27. Büsching an Goethe.

Hochwohlgeborener,

Höchst verehrter Herr Staatsminister!

Ew. Exzellenz habe ich die Ehre, beikommend den dritten und letzten Band des Hanns von Schweinichen zu übersenden. Steht er auch in Hinsicht des Anziehenden und der Wichtigkeit dem ersten Bande weit nach, so sind doch viele Züge darin, welche ein lebendiges Bild der damaligen Zeit geben, z. B. wie des Hanns von Schweinichen erste Gattin stirbt (S. 250) und wie er sich zum zweiten Male verheiratet (S. 283). Ew. Exzellenz danke ich zugleich für die gütige Erwähnung meines 'Versuchs einer Geschichte der altdeutschen Baukunst' in dem neusten Hefte von 'Kunst und Alterthum' ganz ergebenst; möchte sich mein Buch über die Marienburg einer gleichen freundlichen Berücksichtigung erfreuen dürfen!

Um dahin vielleicht zu wirken, gebe ich mir die Ehre, die von Ew. Exzellenz in dem Brief an den Herrn Baron v. Stein erwähnten Fragen hier zu beantworten. Gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts war man recht eifrig darauf bedacht, die Marienburg zu zerstören, indem sogar der Anschlag gemacht worden ist, ob, wenn man das ganze Schloß abrisse und die Steine zu einem neuen Magazin brauchte, dabei nicht ein bedeutender Vortheil sein würde. Glücklicherweise war das Einschlagen der Gewölbe und das Einrichten des Ganzen zu einem Getreideboden wohlfeiler, und kaum hatte Gilly der Sohn die Säle, die er so schön und trefflich fand, verlassen und gezeichnet (welche zum Theil das Fricksche Werk bilden), so schlug auch Gilly der Vater die Gewölbe nieder. Zum Glück erkannte man in Berlin doch noch die Barbarei an, als das, was noch jetzt vorhanden, zu retten war, und der strenge Befehl erfolgte: nichts mehr einzureißen. Schon war der prachtvolle Giebel gegen Mitternacht angehackt und sollte gestürzt werden, als der sehr streng lautende Befehl kam. Der Giebel mußte während der Nacht mit Stricken angebunden werden und ward am andern Tage wieder festgemauert.

Nun blieb aber das Schloß ein Magazin von Schutt und Schmutz; in einen Keller schütteten die Marienburger allen Unrath, den sie nur hatten, und ein ganzes unteres Kellergeschoß ward so verschüttet, daß man gar nicht wußte, wie es aussah, daher auch Frick ganz falsche Zeichnungen gab.

Der Saal auf Einem Pfeiler ward durch einen Boden in zwei Geschosse getheilt, und vier Stübchen wurden daraus gemacht, welche ein Schulmeister und Spinner bewohnten. Alles andere glich dieser Zerstörung, welche im Laufe der Jahre immer gräulicher ward.

Da erweckte der Genius der Kunst des Mittelalters die schon lange bei dem Oberpräsidenten von Westpreußen Herrn v. Schön schlummernde Liebe zu dem alten Schlosse zur hellen Flamme, und mit unermüdetem Eifer begann das Werk der Erneurung, das nicht weitern Stillestand fand und im Lande selbst die eifrigste Unterstützung fand (S. 77 meines Buches). Herr v. Schön, der mich nach Preußen zur Untersuchung und Beschreibung hinberief, worauf ich von einem Königlichen Ministerio des öffentlichen Unterrichts 1820 auf Königliche Kosten hingesendet ward, wünschte nicht, daß ich seinen Namen im Werke nennen möchte, damit sein wesentlicher Antheil daran ihm nicht als Eitelkeit ausgelegt würde und er so selbst der Erneurung des Werkes schade. Daher deutete ich am Schlusse von S. 77 nur ihn an.

Die prachtvolle, in der Kunstgeschichte einzeln dastehende Madonna von Mosaik ist S. 34ff. bei mir beschrieben.

Während die polnischen Könige, während die Jesuiten das Schloß innehatten, ist viel verändert und auch schon verwüstet worden; dies wird jetzt herausgerissen und alles auf das genauste nach alten Nachrichten eingerichtet. Dazu wirkt der thätige Geistliche zu Marienburg, Prediger Häbler (S. 29 meines Buches). Die Leiter des Baues nannte ich S. 72.

Was nun die neuen Glasmalereien betrifft, so machte Herr v. Schön durch die Personen, welche er zum Werke der Erneurung Marienburgs begeistert hatte, Versuche, die gleich anfangs ziemlich und seitdem mit immer steigendem Erfolge ausfielen. Die Fenster, welche der verstorbene Fürst Staatskanzler, die

Großfürstin Alexandra, Großfürst Nikolaus, Seine Majestät der König, Seine Königliche Hoheit der Kronprinz und die übrigen Prinzen malen ließen, sind vortrefflich gerathen, und bei allen ist die Farbe wahrhaft in das Glas gebrannt, also die alte Kunst. Nur die rothe Farbe machte bedeutende Schwierigkeiten. Die vom Maler Höcker aus Breslau zu Marienburg selbst 1822 und 1823 ausgeführten Fenster des großen Ganges sind das Schönste, was von Glasmalerei jetzt in Marienburg vorhanden. Es ist keine Frage, daß hier am schönsten die alte Glasmalerei wieder erneut worden.

Dies würde ungefähr dasjenige sein, was Ew. Exzellenz in dem Brief an Herrn Baron v. Stein zu wissen verlangten; möge es genügen, sonst bin ich auch zu weitern Nachrichten gerne bereit.

Ew. Exzellenz hatten die große Güte, in eben dem Schreiben an Herrn Baron v. Stein meine dreiste Bitte um ein Lied für die Breslauer Liedertafel, an der so viele innige Verehrer Ew. Exzellenz sitzen, wohlwollend aufzunehmen und die erfreuliche Aussicht auf ein solches uns zu eröffnen. Möchte diese große Freude uns doch recht bald werden, damit wir, die wir um Ew. Exzellenz Büste, die unsere Tafel ziert, sitzen, neben so manchem Lebehoch und Trinkspruch, der Ihnen schon da gebracht worden ist, auch ein eigenes Lied jubelnd und dankbar singen könnten!

Mit innigster Hochachtung und größter Ergebenheit

Ew. Exzellenz

ganz gehorsamster Diener

Breslau, den 19. October 1823. Büsching.

Hanns von Schweinichen: siehe Nr. 22. Der dritte Band ist unter dem 29. Oktober 1823 in die 'Büchervermehrungsliste' eingetragen (Tageb. 9, 331); Goethe liest darin am 31. Oktober und 1. November 1823. — Erwähnung meines 'Versuchs einer Geschichte der Baukunst': siehe Nr. 22. In dem Aufsatz 'Von deutscher Baukunst 1823' ('Kunst und Alterthum' IV, 2, 139ff), der sich namentlich mit dem Kölner Dom beschäftigt und die Bemühungen rühmt, die Sulpiz Boisserée und der Darmstädter Oberbaurat Georg Moller, der glückliche

Entdecker eines Originalaufrisses des nördlichen Domturmes, der Erforschung und Wiederherstellung des Domes gewidmet haben, sagt Goethe gegen Schluß (Werke 49 II, S. 167): „Wir werden noch oft auf diesen Gegenstand zurückkommen und schließen hier, dankbar gegen diejenigen, denen wir die gründlichsten Vorarbeiten schuldig sind: Herrn Moller und Büsching, jenem in seiner Auslegung der gegebenen Kupfertafeln, diesem in dem 'Versuch einer Einleitung in die Geschichte der altdeutschen Baukunst'." — Buch über die Marienburg: siehe Nr. 24. — Brief an den Herrn Baron v. Stein: Fritz v. Stein, dritter Sohn Charlottens v. Stein, Goethes einstiger Zögling, war seit 1798 preußischer Kriegs- und Domänenrat in Breslau, seit 1810 Generalrepräsentant der Schlesischen Landschaft. Ihm schreibt Goethe in Antwort auf einen Brief vom 5. Mai 1823 am 11. Juni 1823: „Herrn Büsching danken Sie schönstens in meinem Namen für das übersendete 'Schloß Marienburg'. Könnte ich erfahren, was zur Restauration desselben bisher geschehen, so würde ich mit Vergnügen Gebrauch davon machen; ich habe schon viel von Reinigung der Keller, Säle, Remter, von Entfernung des falsch Eingebauten, von bunten Glasfenstern, von der Restauration einer kolossalen Mutter Gottes, welche mit Mosaik fourniert sein soll, von einem zugleich mit dem Herrn Oberpräsidenten [v. Schön] höchst tätigen Ortsgeistlichen u. s. w. gehört; das Nähere würde mir Freude machen." Auf alle diese Fragen gibt Büsching am 19. Oktober Auskunft; seine Antwort, der Abschnitt unseres Briefes: „Gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts . . ." bis „. . . die alte Glasmalerei wieder erneut worden", ist mit einer Einleitung, die auf Büschings Werk hinweist (Werke 53, 227 f.) und einigen stilistischen Änderungen abgedruckt: 'Kunst und Alterthum' IV, 3, 139—144; vgl. Tageb. 2. Nov. 1823. Der Fürst Staatskanzler ist Karl August v. Hardenberg (1750—1822); Großfürstin Alexandra: die älteste Tochter des Königs Friedrich Wilhelm des Dritten Charlotte (1798—1860), die bei ihrer Vermählung mit dem russischen Großfürsten Nikolaus am 13. Juli 1817 die Namen Alexandra Feodorowna erhalten hatte. Großfürst Nikolaus bestieg (nach dem Verzicht seines älteren Bruders) am 1. Dez. 1825 als Nikolaus I. den Thron; er ist der Bruder der Weimarer Erbgroßherzogin Maria Paulowna. — Lied für die Breslauer Liedertafel: siehe Nr. 25. Goethe an Fritz v. Stein, der in seinem Briefe vom 5. Mai von Biereys Komposition des Liedes 'Demagogisch' gesprochen, mit Bezug auf die von Büsching ausgeführte Sendung (Nr. 25): „Auch haben Sie die Güte, meinen schuldigen Dank der Liedertafel abzustatten. Gelingt es mir, irgend einen fröhlichen Gesang zu rechter Stunde darzubieten, so ist ein Wunsch erfüllt, den ich im Augenblick hegte, als die muntere und freundliche Sendung zu mir herüber kam."

28. v. d. Hagen an Goethe.

Euer Exzellenz

stille Vergegenwärtigung bei meinen mancherlei Arbeiten ist mir immer der liebste Gedanke dabei gewesen, wenn sie gleichwohl manchmal mißrathen sind, so daß ich sie nicht darzubieten wagte. Mehr als je hat aber bei diesem Reisewerke, so wenig eigenen Antheil ich auch daran habe, Euer Exzellenz erhabener Geist mir vorgeschwebt und ist mit Anlaß zur Verdeutschung desselben gewesen.

Das alte Gelobte Land der Kunst, das täglich mehr von türkischen und christlichen Bilderstürmern verwüstet wird, die Heimath des Vaters der Dichtkunst und der Schauplatz seines unverwüstlichen Heldengedichts, die hier mit soviel Liebe und Kunde geschaut und geschildert sind, gehören in das Reich des großen Meisters, der, den Stuhl des Königs der Dichter besitzend, auf seiner Höhe alte und neue Kunst überschauet und belebend versöhnt. Ich bringe also dieses gewichtige Werk Euer Exzellenz zur freundlichen Aufnahme dar. Nach meiner Heimkehr von der Reise nach Brüssel und Paris, die mir das hohe Glück gewährte, Euer Exzellenz persönlich aufwarten und meine innige Freude über Dero allerfreuliche Genesung bezeugen zu dürfen — welches mir eine günstige Vorbedeutung zur Erreichung fast aller übrigen Zwecke dieser Reise war — ist dieses Buch, kurz vor meiner erwünschten Beförderung hieher, noch in Breslau vollbracht worden. Auch äußerlich sind Fleiß und Kosten nicht daran gespart, und der Ertrag desselben ist, so wie jener der nur in wenigen Exemplaren vorhandenen polnischen Ausgabe, von dem edelmüthigen Verfasser zum Besten milder Stiftungen in Posen bestimmt: gewiß die edelste Art des Wohlthuns. Meine Aufforderung an den Verfasser, sein Werk selber Euer Exzellenz zu übersenden, hat derselbe aus übergroßer Bescheidenheit — welche auch meine Erwähnung jenes rühmlichen Zweckes in der Vorrede getilgt hat — auf mich übertragen. Und mit welcher Freude ich dieß auch übernehme, so kann es doch nicht mit der beigefügten Bedingung geschehen, es nur in meinem Namen zu

thun, da ich Euer Exzellenz die Wahrheit schuldig bin, wer mich eigentlich zu dieser Sendung in den Stand setzt.

Möge dieselbe etwas beitragen, den festlichen Tag zu verschönen, der uns alle auch hier zur freudigen Feier vereinigt und den Wunsch erneuet, daß derselbe immer und immer wiederkehre!

In tiefster Verehrung

Euer Exzellenz

ergebenster Diener

Berlin, den 14. August 1824. F. H. v. d. Hagen.

Durch Ministerialreskript vom 24. Jan. 1824 war v. d. Hagen als ordentlicher Professor an die Universität Berlin berufen worden; mit Beginn des Sommersemesters verließ er Breslau. Von Berlin aus übersendet er jetzt: 'Malerische Reise in einigen Provinzen des Osmanischen Reichs. Aus dem Polnischen des Herrn Gr. Eduard Raczyński übersetzt von Friedr. Heinr. von der Hagen', Breslau 1824, ein Prachtwerk in größtem Folio mit 80 großen Kupfertafeln und vielen kleineren Stichen im Texte. Ein Exemplar in Goethes Bibliothek (Schuchardt, 'Goethes Kunstsammlungen' 1, 226 Nr. 131). Es fällt auf, daß das Tageb. 7. Okt. 1824 von diesem Werke sagt: „erhalten durch Geh. Oberregierungsrat Schultz in Berlin" (ebenso in der 'Büchervermehrungsliste' Tageb. 9, 338). Am 12. Okt. 1824 legte Goethe das Werk der Großherzogin Luise vor; im 3. Hefte des fünften Bandes von 'Kunst und Alterthum' gab er eine lobende Anzeige (Werke 41^{II}, 205 f.). In dem Vorwort der 'Reise' sagt v. d. Hagen: „Der Graf Eduard Raczyński unternahm im Jahre 1814 diese Reise durch Polen nach Odessa, Constantinopel, Troja und den umliegenden Gegenden, und ließ überall merkwürdige Altertümer, Bauwerke, Grundrisse, Karten, Ansichten der Landschaft und des Lebens darin von dem ihn begleitenden Maler, Herrn Fuhrmann, zeichnen; welche Zeichnungen dann durch andere Künstler und Kunstfreunde weiter ausgeführt und durch die vorzüglichsten Meister in Dresden, Berlin, Prag, Wien und andern Städten in Kupfer gestochen wurden." Das Original in polnischer Sprache erschien 1821; eine billige Ausgabe der deutschen Übersetzung in Oktav erfolgte 1825. — persönlich aufwarten: siehe Nr. 26. — Genesung: siehe Nr. 25. — den festlichen Tag: Goethes Geburtstag am 28. August.

29. Büsching an Goethe.

Hochwohlgeborener,

Hoch verehrter Herr Geheimer Staatsminister!

Ew. Exzellenz haben mit so viel Güte die Bücher von mir aufgenommen, die ich Hochdenselben zu überreichen gewagt habe, daß ich die Hoffnung, auch dieser dritte Band des alten Deutschen Meisters, den Ew. Exzellenz so verherrlicht haben, werde eines geneigten Blickes sich erfreuen dürfen, hege. Zu diesem Bande habe ich alle diejenigen Stücke gewählt, welche durch altdeutsche Dichtungen bekannt sind und im Mittelalter in längern Gedichten oder in Erzählungen bearbeitet wurden, und so habe ich diesem Bande auch den Titel: 'Altdeutsche Bühne' geben können.

Leider findet der alte Meister nicht die Aufnahme und Unterstützung, welche einem solchen Werke nöthig ist und die der wackere Verleger so sehr wünschen und erwarten muß. Vielleicht, daß ein freundliches Wort von Ew. Exzellenz die Kauf- und Lesewelt auf den rechten Standpunkt versetzte.

Sonst sind meine Arbeiten zumeist nur bisher der Deutschen Alterthumskunde gewidmet gewesen, die meine Zeit jetzt völlig in Anspruch nimmt, da sich, je weiter man forscht, um so mehr und größer immer das Feld ausdehnt. Ein Versuch, das ganze weite Feld zu ordnen und einzutheilen, erscheint in dieser Michaelismesse im Industrie-Comptoir zu Weimar von mir.

Meinem Wunsche und meiner Berechnung nach trifft dieses Schreiben und das beikommende Buch am 28. in Weimar ein. Geruhen Ew. Exzellenz es freundlich als ein Angebinde des Tages anzunehmen, der von so vielen festlich begangen wird, und erlauben Sie mir, die innigsten Glückwünsche für Ihre Gesundheit und Wohl hinzufügen zu dürfen. Die Breslauer Liedertafel wird diesen ihren jährlichen frohen Festtag wieder freudig begehen, und möge bei dem Klingen der Gläser in Ew. Exzellenz Nähe auch der Klang der Breslauer Liedertafel und das aus vollem Herzen gebrachte Lebehoch! mit einstimmen.

Der ich mich mit der größten Hochachtung und innigsten Verehrung nenne

Ew. Exzellenz

gehorsamsten Diener

Breslau, den 22. August 1824. Büsching.

dritte Band des alten Deutschen Meisters: des Hans Sachs, siehe Nr. 12. Dieser 3. Band, mit dem Sondertitel: 'Altdeutsche Schaubühne des Hans Sachs. Herausgegeben von Dr. Johann Gustav Büsching. Nürnberg, bei Johann Leonhard Schrag. 1824', noch in Goethes Bibliothek; er enthält neun Komödien und Tragödien. — Versuch, das Feld zu ordnen: 'Abriß der Deutschen Alterthums-Kunde. Zur Grundlage von Vorlesungen bestimmt von Dr. Joh. Gust. G. Büsching, öffentl. ord. Professor an der Universität Breslau. Mit einer Charte des alten Germaniens. Weimar, im Verlage des Landes-Industrie-Comptoirs 1824'. — Liedertafel: siehe Nr. 25.

Dieses ist der letzte Brief, den Büsching an Goethe geschrieben hat; am 4. Mai 1829 ist er als Professor der Altertumswissenschaften gestorben, nachdem er schon 1825 die Leitung des von ihm gestifteten Archivs abgegeben hatte.

Im Januar 1825 (am 8. und 9.) liest Goethe in v. d. Hagens Ausgabe des Gottfried von Straßburg, die ihm der Verleger verehrt hatte (Tageb. 10, 295).

30. v. d. Hagen an Goethe.

Euer Exzellenz nehme ich mir die Freiheit, abermals auf der Durchreise zwei neue Büchlein verehrungsvoll zu übersenden, mit dem Wunsche einer freundlichen Aufnahme und der ergebensten Anfrage, ob es mir etwa vergönnt sein sollte, Euer Exzellenz auch persönlich meine Aufwartung zu machen und für die neulich mir in Betreff des Jenaer Meistersingerbuchs bewiesene Huld meinen innigsten Dank abzustatten.

In tiefster Verehrung

Euer Exzellenz

gehorsamster Diener

Jena, 2. September 1826. F. H. v. d. Hagen.

Nachmittags 3 Uhr.

neue Büchlein: es läßt sich nicht bestimmen, welche. — Aufwartung zu machen: das Tagebuch erwähnt den Besuch nicht, der doch sicher stattgefunden hat. — Jenaer Meistersingerbuchs: siehe Nr. 31.

31. v. d. Hagen an Goethe.

Euer Exzellenz

ermangele ich nicht, pflichtschuldigst zu melden, daß ich den Jenaer Codex am 7. d. M. dem Herrn Minister v. Altenstein

Exzellenz wieder zur Heimsendung zugestellt habe, und meinen herzlichsten Dank für die großmüthige Mittheilung und lange Gewährung desselben zu wiederholen. Derselbe hat mehrere Monate im Zimmer des Herrn Ministers, bei dessen Abwesenheit er ankam, im Kasten wohlverwahrt, aber leider auch unbenutzt gelegen, indem er wohl der Größe wegen für ein Gemälde gehalten worden, bis meine wiederholten Nachfragen ihn endlich erlösten. Ich habe meine Arbeit um so mehr beschleunigt und mit Hülfe eines jungen Freundes, der kürzlich das hohe Glück gehabt, Euer Exzellenz nahen zu dürfen und einen mächtigen Eindruck für das ganze Leben zu empfangen, dieselbe glücklich vollbracht, alles verglichen und ausgeschrieben, besonders auch sämmtliche Noten, auch durch Freundeshand ein Facsimili der splendiden Handschrift genommen und so alles zur Herausgabe vorbereitet. Ein Vorläufer in betreff der alten Musik ist beiliegender Aufsatz nebst Auflösung zweier Liedweisen, ebenfalls von Freundeshand. Ich habe die Heimsendung des Codex sehr dringend gemacht und unterm 10. dieses auch schon Anzeige erhalten, daß er abgegangen, und hoffentlich ist er gegenwärtig schon wieder in den Händen Euer Exzellenz. Zugleich habe ich eine neue Bitte, um Mittheilung einer Papierhandschrift alter Meisterlieder aus der Weimarer Biblhothek, beigefügt, auf deren Gewährung ich mir auch wohl Hoffnung machen darf.

Euer Exzellenz freundliche Aufnahme der alten morgenländischen Tag=Märchen macht mir große Freude und achte ich für meinen schönsten Lohn. Die Fortsetzung wird nächstens erfolgen. Eine abermalige sehr eigenthümliche, und wie mich dünkt, noch anziehendere Abwechselung der Darstellung bieten die Bearbeitungen von Cazotte, welche jetzt an der Reihe sind.

Vor allem aber habe ich Euer Exzellenz noch für eine Gabe zu danken, welche mir gestern vom Dr. Förster eingehändigt worden und welche für mich und die Meinigen ein wahres Hauskleinod und unschätzbares Andenken der unvergeßlichen Züge und Freundlichkeit unsers allverehrten Hochmeisters ist und bleiben wird. Es erinnert mich an einige Distichen, welche ich bei Erscheinung einiger neuen Werke Euer Exzellenz in einem von mir gestifteten Lesekreise gegen ein verstocktes Mitglied desselben

richtete, das unter den damals umlaufenden Büchern nur dem Verpfuscher der 'Wanderjahre' hold sein wollte. Es war der Justizcommissar Stöckel in Breslau, ein geistreicher und witziger, aber capriciöser Mann, der unlängst ein Opfer seines Frevelmuths geworden, indem er, auf der Vestung Glatz als Gefangener, zum Bedienten einen Mörder seiner schwangern Geliebten genommen, der nun auch ihn ermordet hat. Ich schreibe diese dadurch fast tragisch gewordenen Zeilen nur zum Zeugniß meines unwandelbaren Sinnes hieher, dem jede von dem hohen Haupte ausgehende neue Erscheinung mit der höchsten Freude einleuchtet und ins Innerste trifft.

Pustkuchen.

Kennst du das Häll'sche Gebäck von aufgeblähetem Teige?
Gern lass' ich dir den Wind-Beutel*) zur luftigen Fahrt.

*) So heißt eine Art hohler Kuchen in Halle.

Goethe.

Goethe! Ist er nicht stets noch der alte? ich meine der junge:
Alterthum und die Kunst sind durch ihn neu und Natur.
Wer hat so die Campagn' in Champagn' erlebt und verkündet:
„Hier ist die Wende der Zeit; sagt es: ihr waret dabei!"

Ich beschließe mit dem herzlichsten Wunsche, daß der so auf der Höhe seiner Zeit und seines Volks stehende Meister noch lange, lange unsre Literatur beherrschen und uns alle noch durch immer neue wie durch die alten Werke erfreuen möge.

Mit innigster Verehrung
Euer Exzellenz
gehorsamster Diener

Berlin, den 17. May 1827. F. H. v. d. Hagen.

Jenaer Codex: die berühmte Jenaer Liederhandschrift, Lieder von dreißig verschiedenen Dichtern enthaltend, ein würdiges Gegenstück der Manessischen Handschrift durch ihre ungewöhnliche Größe, durch die monumentale Schönheit ihrer Schrift, endlich durch die Zugabe von Singweisen, wodurch sie eine Hauptquelle für die Geschichte der weltlichen Musik des Mittelalters bildet, entstanden im 14. Jahrhundert, war ehemals in Wittenberg gewesen und 1548 an die neugegründete Universität

Jena gekommen; sie war bisher nur unvollkommen ausgewertet worden: von Bodmer 1759 für den 2. Band seiner 'Sammlung von Minnesingern', von Christoph Heinrich Müller 1785 für den 2. Band seiner 'Sammlung deutscher Gedichte aus dem 12., 13. und 14. Jahrhundert'; Nachträge hatte 1807 Docen geliefert. Eine vollständige Widergabe plante v. d. Hagen für seine Sammlung der 'Minnesinger' (siehe Nr. 2), er wandte sich an das Kultusministerium in Berlin mit der Bitte, ihm die Möglichkeit auszuwirken, den Codex in Berlin benutzen zu dürfen. Goethe 24. Juni 1826 an Karl Freiherrn v. Stein zum Altenstein (1770 bis 1840; er leitete 1817—1838 das Ministerium der geistlichen, Unterrichts- und Medizinalangelegenheiten): „Ihre Königliche Hoheit, mein gnädigster Fürst, hätten mich mit keinem angenehmern Auftrag beehren können als dem: Ew. Exzellenz durch Gegenwärtiges zu benachrichtigen, daß die gewünschte Mitteilung des jenaischen Codex . . . keinen Anstand finde. Er ist auf höchsten Befehl sogleich herübergebracht und sorgfältig eingepackt worden, kann auch . . . sogleich der fahrenden Post übergeben werden." Nachdem die Leihfrist weit überschritten war, ersuchte Goethe am 15. Febr. 1827 den weimarischen Geschäftsträger in Berlin Generalmajor Ludw. Heinr. v. L'Estocq, die Heimkehr der Handschrift zu veranlassen. v. d. Hagen, der keine Schuld an der Verzögerung trug, erbat eine Verlängerung der Frist bis Ostern 1827 (Ostersonntag: 15. April), die ihm zugestanden wurde; am 28. April aber sah sich Goethe veranlaßt, bei v. d. Hagen selbst auf alsbaldige Rücksendung der Handschrift zu dringen (Briefe 42, 158). Zur ganzen Angelegenheit vgl. Gaedertz, 'Bei Goethe zu Gaste', Leipzig 1900, S. 300. Der Titel des dem König Friedrich Wilhelm III. gewidmeten, noch jetzt unentbehrlichen Werkes (Quartformat) lautet: 'Minnesinger. Deutsche Liederdichter des zwölften, dreizehnten und vierzehnten Jahrhunderts, aus allen bekannten Handschriften und früheren Drucken gesammelt und berichtigt, mit den Lesarten derselben, Geschichte des Lebens der Dichter und ihrer Werke, Sangweisen der Lieder, Reimverzeichnis der Anfänge, und Abbildungen sämmtlicher Handschriften, von Friedrich Heinrich von der Hagen. Leipzig.' Erster Teil 1838. Der erste Band des dritten Teiles (1838) enthält die Dichter des Jenaer Codex; in der Einleitung des Ersten Teiles sagt v. d. Hagen: „Diese Urkunde, von Gestalt die größte aller altdeutschen Handschriften, habe ich durch hohe Vergünstigung des unsterblichen Dichterfürsten Goethe hier am Orte mit Muße zur Berichtigung und Ergänzung des Abdruckes benutzen können (1827); wobei Professor Kugler mir durch Abschrift der alten Sangweisen treulich geholfen hat. Ich bedaure nichts mehr, als daß ich dem verehrten Haupte, das sich mir bei diesem Werke so mannigfach geneigt erwies, nicht auch durch Vorlegung desselben meinen innigsten Dank darbringen konnte." — Hülfe eines jungen Freundes: es ist der junge Franz Theodor Kugler, Maler, Musiker und Dichter, der spätere Professor der Kunst-

geschichte in Berlin (1808—1858), der in Berlin v. d. Hagens Schüler gewesen; er ging damals zum Studium nach Heidelberg und brachte nach Weimar ein Einführungsschreiben Zelters an Goethe vom 15. April 1827. — Papierhandschrift aus der Weimarer Bibliothek: siehe Nr. 32. — Tag-Märchen: im Anschluß an eine fünfzehnbändige, mit Habicht und Schall gemeinsam herausgegebene Sammlung 'Tausend und eine Nacht' (die Goethe vom Verleger Max in Breslau erhalten hatte: Bd. 1 Tageb. 26., 28., 29. Juli 1824, Bd. 2 Tageb. 10., 11. Dez. 1824, Bd. 10 Tageb. 5., 6. Mai 1825; Bd. 11—13 schickt Max mit Brief vom 2. Mai 1825; vgl. Werke 49 I, 355) veröffentlichte v. d. Hagen: 'Tausend und Ein Tag. Morgenländische Erzählungen. Aus dem Persischen, Türkischen und Arabischen nach Petits de la Croix, Galland, Cardonne, Chawis und Cazotte, dem Grafen Caylus und Anderen übersetzt von F. H. von der Hagen', Prenzlau, 1827—1832. Eine 2. wohlfeilere Ausgabe: 1836ff. Der erste Band war am 6. April 1827 bei Goethe eingetroffen (Tageb.); den Mahnbrief wegen der Jenaer Handschrift vom 28. April 1827 versüßt Goethe durch einen Dank für dieses Geschenk: „Für die Mitteilung von 'Tausend und Einem Tag', erster Band, bekenne mich schönstens dankbar. Schon in den späteren Teilen der von Ihnen gegebenen 'Tausend und Eine Nacht' fand sich ein merklicher Unterschied des Sinnes und Tons, angenehm zu beobachten. Diese neuesten Märchen haben abermals etwas anders, wie es der Zeitgeschmack und das Bedürfnis der Hörer scheint verlangt zu haben." In Goethes Bibliothek noch Bd. 1—5 und 7; siehe Nr. 32. Eine Besprechung veröffentlichte Goethe in 'Kunst und Alterthum' 6, 2, 414f. (Werke 41 II, 354f.). — Cazotte: Jacques Cazotte, französischer Schriftsteller (1720 bis 1792) hatte eine 'Suite des Mille et une nuits' veröffentlicht. — für eine Gabe zu danken: vielleicht ein Exemplar der von Heinr. Franz Brandt auf das Jubiläum von 1825 angefertigten Goethemedaille von Herbst 1826. Förster ist der Berliner Schriftsteller Friedrich Förster (1791—1868; siehe 'Jahrb. der Goethe-Gesellschaft' 13 [1927], 307f.). — Verpfuscher der 'Wanderjahre': der Pfarrer Joh. Friedrich Wilh. Pustkuchen in Lieme bei Lemgo (1793—1834) hatte mit seinem Werke 'Wilhelm Meisters Wanderjahre', das 1821—1828 in 5 Bänden bei Gottfried Basse in Quedlinburg erschienen war, in weitesten Kreisen, denen aus moralisch-politisch-ästhetischen Gründen die Verehrung Goethes übertrieben und unerfreulich erschien, großen Beifall gefunden.

32. v. d. Hagen an Goethe.

Euer Exzellenz

säume ich nicht, meinen innigsten Dank abzustatten für die huldreiche Gewährung der beiden Weimarer Handschriften. Zwar

sind dieselben noch nicht in meinen Händen, ich werde aber bald nachfragen, damit sie nicht etwa wieder so lange ungenutzt liegen bleiben wie der Jenaer Codex, sondern zur gesetzten Frist wieder heimkehren mögen. Über alle diese Urkunden wünsche ich vor allem Euer Exzellenz in meinem Werke, dessen erster Band bald fertig ist, zu genügen.

Zugleich bitte ich, die beikommende Fortsetzung von '1001 Tag' eben so freundlich aufzunehmen wie den Anfang.

Mit tiefster Verehrung

Euer Exzellenz

gehorsamster Diener

Berlin, den 10. Juni 1827. F. H. v. d. Hagen.

Weimarer Handschriften: siehe Nr. 31. Auch in diesem Falle hatte v. d. Hagen die Vermittlung des Ministers v. Altenstein in Anspruch genommen. Ein Manuskript, wie er es bezeichnete, befand sich nicht im Besitz der Großherzoglichen Bibliothek: statt dessen sendet Goethe 2 andere Liederhandschriften an v. Altenstein mit Begleitbrief vom 3. Juni 1827 (er hatte sie bereits am 25. Mai von der Bibliothek holen lassen); am 3. Juni gibt er v. d. Hagen Kenntnis von der Absendung. Diesen beiden Handschriften entnahm v. d. Hagen hauptsächlich die Lieder und Leiche Frauenlobs. — '1001 Tag': siehe Nr. 31. Das Tageb. vom 11. Juli sagt: „In v. d. Hagen 'Tausend und einen Tag' das Märchen von Turandot, tröstend über den Kleistischen Unfug und alles verwandte Unheil. Wie wohltätig ist die Erscheinung einer gesunden Natur nach den Gespenstern dieser Kranken!" Fernere Lektüre: 14. Juli; unter des Großvaters Augen beschäftigt sich auch der sieben Jahre alte Enkel Wolfgang mit den orientalischen Märchen: am 21., 22., 24. Juli (siehe auch Goethe an Ulrike v. Pogwisch 27. Juli 1827). Lektüre eines späteren Bandes 28., 29., 30. Mai 1828. So bewährt Goethe in Wahrheit das letzte Wort seines letzten Briefes an v. d. Hagen (3. Juni 1827):

Bleiben Ew. Hochwohlgeboren überzeugt, daß ich an Ihrer schönen literarischen Tätigkeit durchaus Anteil zu nehmen fortfahre und daß ich das Wohlwollen zu schätzen weiß, das Sie meinen früheren und späteren Bemühungen zuwenden mögen.

Friedrich v. Hardenberg (Novalis) und Hans Georg v. Carlowitz

Von Otto Eduard Schmidt (Dresden)

Das wichtigste Stück, um das Richard Samuel in der neuen Ausgabe der Briefe und Tagebücher des Novalis unsere Kenntnis dieses erlesenen Geistes bereichert hat, ist der Neujahrsbrief (1800), den der Dichter aus Weißenfels an Hans Georg v. Carlowitz auf Oberschöna (bei Freiberg i. Sa.) gerichtet hat. Dieses Schriftstück hat Frau Margarethe v. Carlowitz geb. Gräfin Holtzendorff im Archiv des Rittergutes Oberschöna aufgefunden; von ihr hat es Richard Samuel zur ersten Veröffentlichung in dem eben genannten Werke erhalten. Der neue Novalisbrief ist aber nicht nur für die Wertung des Briefschreibers, sondern auch des Mannes, an den er gerichtet ist, von hoher Bedeutung. Hans Georg v. Carlowitz, bisher nur als sächsischer Staatsmann genannt, von Heinrich v. Treitschke (III, 677) als einer der verständnislosen „Treiber" des Mitteldeutschen Handelsvereins bezeichnet, von mir ('Aus der Zeit der Freiheitskriege und des Wiener Kongresses', Leipzig und Berlin 1914, S. 113, 135, 145, 156f.) weit günstiger beurteilt, rückt nunmehr wenigstens für seine Jünglingsjahre als Herzensfreund des Novalis ohne weiteres in den Kreis der Frühromantiker ein, d. h. in den Kreis derjenigen, die das romantische Geistesleben geschaffen und gestaltet haben, und die Frage nach seinem Herkommen und Werdegang tritt aus dem engen Rahmen der sächsischen Belange auf den weiteren Tummelplatz der deutschen Geistesgeschichte heraus.[1])

---

[1]) Frau v. Carlowitz-Oberschöna hat die Güte gehabt, auch mir den neugefundenen Novalisbrief mitzuteilen, da ich durch ihre Vermittlung den ehrenvollen Auftrag erhielt, aus den reichen handschriftlichen Schätzen

Durch das Jugendleben dieser beiden Männer geht ein merkwürdiger Parallelismus. Beide sind im Jahre 1772 als sächsische Staatsangehörige geboren (Carlowitz am 11. Dezember in Großhartmannsdorf bei Freiberg), beide sind offenbar von den Vätern her in engen Beziehungen zu den Miltitz von Siebeneichen, Novalis insbesondere noch dadurch, daß sein Vater Erasmus der eine der Vormünder Dietrichs v. Miltitz war. Beide haben dann in Leipzig 1791 als Studenten enge Freundschaft geschlossen; durch Novalis wurde auch Carlowitz schon damals mit dem einen Begründer der romantischen Richtung, mit Friedrich Schlegel, bekannt, der 1791—94 in Leipzig studierte.[1]) In den Köpfen beider spukten die Gärung der französischen Revolution, die 'Leiden des jungen Werther' und Schillers 'Kabale und Liebe'.[2]) Beide wünschten deshalb 1793, das juristische

der v. Carlowitzischen Familienarchive ein Lebensbild Hans Georgs und seiner Brüder Karl Adolf, des Gönners Heinrichs v. Kleist, und Antons v. Carlowitz, des Herzoglich Coburg-Gothaischen Staatsministers, zu gestalten und herauszugeben. Bei den Vorarbeiten dazu fand sich aber auch noch anderer wertvoller Stoff für die Aufklärung der Beziehungen, die zwischen Novalis und Hans Georg v. Carlowitz bestanden haben. Ich habe einen Teil dieses Stoffes in einem im Fürstlich Schönburgischen Schlosse zu Waldenburg i. Sa. am 15. Juli 1927 gehaltenen Vortrage 'Neues von Friedrich v. Hardenberg (Novalis)' verwendet, der in den 'Waldenburger Heften' (VII, S. 145—160) in einem Privatdruck niedergelegt, aber der Öffentlichkeit nicht zugänglich ist. Deshalb hat Samuel meinen Vortrag vor der Herausgabe seines Buches zwar gelesen, aber im Einverständnis mit mir nichts daraus zitiert, sondern hat auf S. 541 darauf hingewiesen, daß von mir eine Ergänzung des urkundlichen Materials über den Tod des Novalis, und ich kann hinzufügen, auch zum vollen Verständnis des neugefundenen Novalisbriefes und der Beziehungen des Dichters zu Hans Georg v. Carlowitz, demnächst vorgelegt werden würde.

[1]) Samuel, 'Novalis' Briefe' S. 498, 27. Daß bald auch Carlowitz Beziehungen zu Friedrich Schlegel gewann, ergibt sich aus den Briefen 39 S. 70; 158 S. 235, vor allem aber aus 175 S. 261, wo Novalis schreibt, nach seinem Tode solle sein Bruder Karl oder Carlowitz seine Stelle als Freund Schlegels ersetzen.

[2]) Der Gedanke, daß der unglücklich Liebende das Recht habe, freiwillig aus dem Leben zu scheiden, ist wohl durch Schlegel in die Seele des Novalis gepflanzt worden (Walzel, Schlegels Briefe S. 70; 75—78). Novalis kämpft mit Schlegel um diesen Gedanken in Brief 27.

Studium mit dem Offizierstand zu vertauschen, um mit den Waffen in der Hand die Lösung der großen Fragen der Zeit zu fördern. Hans Georg v. Carlowitz hat tatsächlich 1793 in der Umgebung seines Bruders Karl Adolf, Rittmeisters bei den sächsischen Gardes du Corps, an der Belagerung von Mainz teilgenommen. Hardenberg konnte die Erfüllung seines Wunsches vom Vater nicht erlangen. Hier trennten sich also einmal die Wege beider Freunde, aber nur für kurze Zeit. Denn als Mainz am 23. Juli 1793 kapituliert hatte und der Vater der Carlowitzischen Brüder am 26. Juli 1793 gestorben war, kehrten diese nicht viel später aus dem Felde zurück. Wir finden beide schon Anfang Dezember wieder in Sachsen mit den umfänglichen Vorbereitungen beschäftigt, die zum Antritt der väterlichen Erbschaft notwendig waren; zugleich bewarb sich Hans Georg v. Carlowitz um die Erlaubnis, beim Oberhofgericht in Leipzig als Auditor und als Assessor eintreten zu dürfen.

Novalis hatte unterdessen in Wittenberg studiert, aber schon im Frühjahr 1794 sind die Fäden eines vertrauten Verkehrs mit Hans Georg v. Carlowitz wieder geknüpft. Am 2. Mai 1794 schreibt Novalis an seinen Bruder Erasmus nach Hubertusburg: „Ich schreibe Dir von Düben aus und schicke Dir einen Expressen, den Du aber bezahlen mußt. Sowie Du ihn erhältst, so nimm Dir einen Gaul und komme sogleich nach Leipzig. . . . Ich bin sogleich von Wittenberg heimlich abgesegelt, um alle zu überraschen. Du mußt kommen, wenn Du Erasmus bist — der Teufel soll Dich aber holen, wenn Du nicht Sonntag bei guter Zeit in Leipzig bist und bei Carlowitz Dich meldest oder im 'Schiff'. Wir reiten zusammen ..." (Samuel 37 S. 66). Weitere Zeugnisse des engen Verhältnisses zwischen Novalis und Carlowitz enthält der Brief an Friedrich Schlegel vom 1. August 1794 (Samuel 39 S. 67): „Was macht denn Schweinitz und Carlowitz! Auch nicht ein Wort schreibst Du. Mich interessiert jetzt zehnfach jeder übergewöhnliche Mensch — denn eh' die Zeit der Gleichheit kommt, brauchen wir noch übernatürliche Kräfte", und der Brief des Hans Georg aus Leipzig vom 29. Oktober 1794 an seinen Bruder Karl Adolf v. Carlowitz: „Hardenberg [empfiehlt sich Dir], der gestern bey

mir war und mir unter anderem erzählte, daß die Frau v. Bose Deine Heurath mit der Fräulein Kommerstädt in Zeitz öffentlich declariret habe."

Fast gleichzeitig traten die beiden Freunde auch in den wirklichen Staatsdienst: Carlowitz, nachdem er als Auditor im Sommer 1794 beurlaubt gewesen war, zu Michaelis dieses Jahres als Assessor beim Leipziger Oberhofgericht, Novalis wurde am 8. November 1794 im Kreisamt zu Tennstedt als Aktuarius verpflichtet. Carlowitz erweiterte seinen amtlichen Pflichtenkreis, indem er sich am 6. Mai 1794 um Anstellung als Supernumerar-Amtshauptmann im Erzgebirgischen Kreise bewarb und diese unbesoldete Stellung am 22. April 1795 erhielt, während Novalis am 30. Dezember 1795 die Genehmigung bekam, als Akzessist in die Salinendirektion zu Weißenfels einzutreten.

Nun kommt für beide die Zeit, wo sie, nebenher von vielerlei Skepsis auf dem Gebiete der Religion, der Philosophie und der Staatslehre hin- und herbewegt, dem leichtfertig von Blume zu Blume flatternden Eros entsagen und dafür von einer ernstlichen Liebe gepackt werden: Novalis zu Sophie v. Kühn, Carlowitz zu Lili v. Schönberg.[1])

Die Geschichte der Liebe Friedrichs v. Hardenberg zu der dreizehnjährigen Sophie v. Kühn in Grüningen, die er, als sie fünfzehn Jahre alt war, am 19. März 1797 durch den Tod verlor, darf wenigstens in ihrem äußeren Verlaufe als bekannt vorausgesetzt werden. Von der Liebe des Hans Georg v. Carlowitz zu Lili v. Schönberg aber berichten nur seine unveröffent-

[1]) Karoline (Lili) Christiane Eleonore v. Schönberg, geb. am 27. Nov. 1779 zu Mühltroff i. Sa., gest. 1863 zu Weimar. Der Vater war Friedrich Alexander v. Schönberg (1754—1803) auf Börnichen, Wingendorf, Hainichen und Wegefarth bei Freiberg i. Sa., Kursächsischer Kammerherr, Obersteuer- und Zolldirektor, die Mutter Maximiliane Erdmuthe v. Kosvoth (1759—1836). Die Mutter lebte um 1795 geschieden in Tromlitz (östlich von Weimar), später war sie wieder verheiratet mit Heinrich Wilhelm Freiherrn v. Bibra. Lili v. Schönberg war später Herrin auf Denstedt bei Weimar und Tromlitz; sie verheiratete sich am 28. Juli 1799 mit dem späteren Weimarischen Kammerherrn und Oberforstmeister Freiherrn v. Linker und Lützenwieck ('Goth. Genealog. Taschenbuch der Adel. Häuser', 1904, S. 739 f.).

lichten Briefe. Sie lesen sich in ihrem reichen Wechsel spannender Schicksale und aufregender Szenen von bisweilen grotesker Romantik wie eine Novelle aus „Sturm und Drang".

Carlowitz hatte sich im Sommer 1795 in Dresden in Lili verliebt, der Vater des Mädchens und die Großmutter begünstigten das Verhältnis, die Mutter, die geschieden auf Tromlitz bei Weimar lebte, war dagegen und veranlaßte die Tochter, ehe es zu einer förmlichen Verlobung kam, nach Weimar zu kommen. Hier muß Lili in der Hofgesellschaft eine kleine Rolle gespielt haben. Sie kehrte erst im Juni 1796 nach Dresden zurück, eine neue Liebe zu dem Kammerjunker v. Eickow im Herzen. Trotzdem gab sie den Hans Georg nicht frei, sondern bat ihn um Zeit, „sich mit sich selbst wieder zu vereinigen". Im Dezember erlangte Carlowitz auch die mütterliche Einwilligung zur Verlobung; aber nun begann das Ränkespiel gegen den Bräutigam erst recht. Ich übergehe die einzelnen Phasen dieses peinlichen Verhältnisses. Als Carlowitz im März 1798 sich in Weimar persönlich Klarheit verschaffen wollte, erfuhr er, daß sich eine Anzahl Kavaliere, vom Herzog Karl August selbst begünstigt, verschworen hätten, ihn wegen seines Auftretens gegen Lili zu fordern. Carlowitz kam ihnen zuvor, indem er diese Forderungen hervorrief und selbst noch die Gebrüder Eickow forderte. Das Duell sollte am nächsten Vormittag um neun Uhr im Parke unter den schärfsten Bedingungen stattfinden. „Dabei forderte ich ihnen ihr Ehrenwort ab, nicht eher vom Platze zu gehen, bis ich erschossen wäre. Sie stutzten, und in der mit Sehnsucht erwarteten Stunde war keiner, der sich für wert hielt, einem Manne gegenüber zu stehen, . . . und so verließ ich Weimar verzweifelt, als ob man mir eine nahe Seligkeit entrissen hätte." (Vgl. den Originalbericht Hans Georgs S. 198f.) Ganz zerbrochen von diesen Aufregungen und Kämpfen kehrte Hans Georg schließlich auf sein Gut Oberschöna zurück. Hier erfaßte ihn eine Gemütskrankheit. Da wurde Hardenberg sein Retter. Wir erfahren über diese noch unbekannte Episode seines Lebens Genaueres aus neuerdings aufgefundenen Briefen Hans Georgs an seinen Freund Bouc in Leipzig, einen französischen Emigranten. Bouc besaß Hans Georgs volles Vertrauen, seitdem er

in einem früheren Liebesverhältnisse Hans Georgs als Postillon d'amour gedient hatte. An Bouc schrieb Hans Georg am 29. April 1798, auf die tollen Fahrten zurückblickend, die er um Lilis Ehre willen unternommen hatte, folgendes: „Ich floh nach Erfurth und versuchte es da acht Tage lang vergebens, mir Ruhe zu verschaffen, — nach Weimar, wo ich sie auf ewig gefunden hätte, wenn Andern die ihrige nicht zu lieb gewesen wäre, — nach Gera und endlich spät genug hier her. Hier wurde ich aus Verdruß krank, ernsthafter als man nach dem Dogma der Zeichenlehre hätte glauben sollen, und ich verließ meine Klause nicht, da mein Freund Hardenberg die Kunst verstand, mich in Etwas zu beruhigen. Wir reißten nach Liebstadt und über Dreßden zurück. Hardenberg ist bey mir — ein edler, vortrefflicher Mann, den Sie genauer kennen lernen sollten, ganz dazu gemacht, um mit wenigen Funken ein alles verzehrendes Feuer zu verbreiten, um das scheue Auge vom verderblichen Abgrunde weg in eine schöne Ferne zu locken, weil es verdienstlicher ist: mit Bewußtseyn zu fallen. Wie soll ich dem Himmel für einen Mann danken, der mich rettete, da alles außer mir mich verließ, da ich in mir nur noch die Schlacken eines verkohlten Geistes, Unmuth und Unentschlossenheit fand, der mich mir selbst zurückgab, ohne meine Exaltation zu unterbrechen. — Nehmen Sie dieß für die Entschuldigung eines gebesserten Schwärmers."

Das Amt rief schließlich den „Schwärmer" nach Leipzig zurück. Aber auch hier verfolgten ihn die „Cabalen und Intrigen" seiner Gegner, so daß er sich genötigt sah, nach Oberschöna überzusiedeln, und als ihm auch hier der Boden zu heiß wurde, unter dem Vorgeben, er reise nach Prag, auf das Gut seines Onkels Schulenburg, nach Kroptewitz (zwei Stunden nördlich von Leisnig) zu flüchten, wo er sich in einem meist verschlossenen Zimmer hinter seinen Akten verschanzte, nur bemüht, daß er den alten Schulenburg „von der Perlustration und Cassation" der ausgelegten Akten abhalte. Bevor Hans Georg am 29. August bald nach Mitternacht von Oberschöna wegritt, hatte er an den Kammerherrn v. Schönberg, Lilis Vater, endlich den Brief geschrieben, in dem er das Verlöbnis mit Lili aufkündigte. Ein

Expresser trug den Brief nach Dresden (?). Der Kammerherr war „wie vom Donner gerührt", erkannte aber in seinem Antwortschreiben die Schuld der Tochter an und fügte die Bitte hinzu, daß Carlowitz, wenn auch die Partie mit seiner Tochter zerstört werden solle, welches er jedoch nicht glauben könne, ferner sein Freund bleiben möchte.

Auch während dieser Krisis im Leben Hans Georgs hat ein Meinungsaustausch mit Novalis stattgefunden. Dieser war gegen Mitte August von der Badekur in Teplitz nach Freiberg zurückgekehrt und hat um den 16. August Hans Georg in Oberschöna besucht; denn er schreibt an diesem Tage an Friedrich Schlegel, er solle auf acht Tage von Dresden nach Freiberg kommen: „An Bequemlichkeit soll Dir's nicht fehlen. Carlowitz in Oberschöna wird sich sehr freuen, Dich zu sehen" (Samuel S. 235). Außerdem gedenkt auch Hans Georg selbst in einem Briefe aus Kroptewitz vom 15. September 1798 an seinen Bruder Karl Adolf der Unterredung mit Novalis. Er will nämlich von seinem Bruder wissen, was die Standesgenossen über sein „sonstiges und jetziges Verhältnis mit Lili" sprechen, und fährt fort: „Nur sage mir nicht, was Hardenberg von meiner Abreise spricht, dieß weiß ich leider schon, und Du weißt, daß ich sein Urtheil über Dinge, die mit der Liebe im Bezuge stehn, nicht anerkenne, so sehr ich auch sonst seinem großen Genie Gerechtigkeit widerfahren lasse."

So hatte also Novalis seine Braut im Frühling 1797 durch einen frühzeitigen Tod, Carlowitz die seine im Sommer 1798 durch Umtriebe und Untreue verloren.

Hans Georg, der alles, was ihn betroffen hatte, als ein unvermeidliches, ihm vom Schicksal zugedachtes Verhängnis ansah, mied eine Zeitlang die Gesellschaft. In der grübelnden, pessimistischen Stimmung, die ihn in seiner Frühzeit öfters heimsuchte, glaubte er wohl, daß es mit der Liebe für ihn auf alle Zeit vorbei sei. Aber allmählich genas doch seine im Grunde gesunde Natur zu neuem Lebensmute, und allmählich trat auch das „Ewig-Weibliche" in seinem Vorstellungs- und Empfindungskreise wieder in die seiner Jugend entsprechende hervorragende Stelle ein. Wie Novalis aus der Totenklage um Sophie,

„wenn auch widerstrebend“, den Weg zum Leben und zur Liebe zurückfand, indem Julie, die Tochter des Berghauptmanns v. Charpentier in Freiberg, „wie schleichendes Gift . . . in zarten, kaum vernehmbaren Empfindungen“ (Novalis an Karoline Just, Samuel S. 227) in seine Seele einzog, so wurde Carlowitz von einer stärker und tiefer eindringenden Neigung zu einem wirklich edlen, seiner würdigen Mädchen erfaßt, zu Jeanette v. Schönberg, der Tochter des Kammerherrn Kurt Adolf v. Schönberg auf Pfaffroda im Erzgebirge. Sie war — geboren am 14. Dezember 1780 — acht Jahre jünger als ihr Verehrer und war fern von allem höfischen Wesen auf ihrem stillen Waldschlosse herangewachsen; auch war sie ihm bei den engen Beziehungen beider Familien von Jugend auf bekannt. Sein Vater war Pate der frühverstorbenen Schwester Jeanettens gewesen und Jeanettens Vater seit 1793 Vormund seiner jüngeren Brüder. Jeanette erwiderte auch die Neigung ihres stattlichen und geistvollen Ritters; aber sie war als eine der reichsten Erbinnen Sachsens auch sonst viel umworben und erschrak einigermaßen über die Gerüchte, die über die Sturm- und Drangperiode ihres Verehrers, namentlich über sein Verhältnis zu Lili und die weimarischen Duellgeschichten im Umlauf waren. Die Aussichten Hans Georgs verschlechterten sich, als Jeanettens Vater, der trotz allem Gerede die Ehrenhaftigkeit und männliche Tüchtigkeit Carlowitzens anerkannte und ihn sich zum Schwiegersohne wünschte, am 16. Dezember 1799 starb und dadurch wenigstens für die Zeit der Minderjährigkeit Jeanettens die Verfügung über ihre Hand an den Schwager des Toten, den Vormund Jeanettens, den sehr korrekten und vorsichtigen Konferenzminister Grafen Hopfgarten, überging. Es traf sich schlecht, daß Hans Georg, durch Sitzungen des Oberhofgerichtes in Leipzig festgehalten, gerade in den Tagen der tiefsten Trauer nicht bei der Geliebten sein konnte. Sein Beileidsbrief ist erst vom 25. Dezember datiert und enthält geheimnisvolle Andeutungen künftiger Gefahren. „Urteile ich“, schreibt er, „vielleicht zu hart über Personen, die Sie schätzen, — nun so verzeihen Sie dem Manne, der auf einer kurzen Laufbahn schon tausend traurige Erfahrungen gemacht hat,

dem Manne, der schon mehr als einmal auf dem Punkte stand, im Kampfe gegen die Kabale zu fallen, der Sie über alles liebt und der nach einem heiligen Schwur die Dauer seines Lebens mit der Dauer Ihres Glückes verband."

Noch deutlicher sprach sich Hans Georg im Eingang des Briefs an Jeanette vom 26. Januar 1800 aus, in dem er vor der Geliebten eine Generalbeichte über alle Phasen seines früheren Verhältnisses zu Lili ablegt: „Eine höhere Macht kettete mich an Ihre Person . . . und ein innerer Ruf, gleich der Ahndung einer gewissen Zukunft, sagt mir, daß die Dauer unseres Bundes und mein Seyn unzertrennlich sind. Ob ich recht thue, so kühn über mein Wesen zu entscheiden, einem Entschlusse durch den heiligsten Schwur Unabänderlichkeit zu geben, der meine Existenz abhängig von mir selbst macht, darüber richte der, dessen allmächtige Hand meine Kraft und meine Bürde wog."

Wem hatte Carlowitz einen solchen Eid geschworen? Der ganze bisher aufgedeckte Parallelismus des Erlebens führt darauf hin, daß wir seinen Partner und Eidgenossen zunächst in Hardenbergs Person suchen müssen. Ich habe schon oben S. 181 Anm. 2 darauf hingewiesen, daß der Gedanke, das Leben infolge einer unglücklichen Liebe selbstherrlich zu beenden, von Schlegel in Novalis gepflanzt und von diesem wieder auf Carlowitz übertragen worden war. Novalis war nach seiner ganzen Geistesrichtung einem solchen Pseudostoizismus oder besser wohl Zynismus zugänglich, ganz besonders aber seit Sophiens Tode. Er hatte schon bald danach zu Sophiens Gouvernante gesagt: „Sei Sie ruhig, ich habe weder Dolch noch Gift, aber ich fühle, daß ich bald sterbe." Den Satz Schillers: „Es ist der Geist, der sich den Körper baut" abwandelnd, meinte er, daß der Geist, wenn er den Willen zum Tode habe, auch das körperliche Leben auslöschen könne. Die ganz eigenartige Ausgestaltung, die Novalis der Ichlehre Fichtes gab, zum „magischen Ich", das alles objektive Sein in subjektives Erleben auflöst (magischer Idealismus), führte zu so hochgespannten Vorstellungen von der Kraft der Persönlichkeit, daß er sagen konnte, die Welt erscheine ihm als Resultat einer Wechselwirkung zwischen ihm und der Gottheit, oder: „Das Leben soll kein uns gegebenes, sondern ein

von uns gemachtes sein", oder: „Die Lebenskunstlehre soll das System der Vorschriften werden, sich ein unabhängiges, selbstgemachtes, in meiner Gewalt stehendes Leben zu bereiten."

Auch Carlowitz waren solche Gedanken nicht fremd. Sie finden sich hie und da in seinen Jugendbriefen. Auch sein Auftreten in Weimar im März 1798 zeigt einen Weg, wie sich ein gewolltes Ende des Lebens auch ohne eigentlichen Selbstmord erreichen lasse. Indes der bündige Beweis, daß er mit Novalis und vielleicht noch einigen anderen Bundesbrüdern eine beschworene Abmachung getroffen hatte, gegebenenfalls freiwillig aus dem Leben zu scheiden, ist doch erst in dem neugefundenen Briefe Hardenbergs an Carlowitz vom 1. Januar 1800 enthalten.

Ich hebe hier aus diesem wichtigen Briefe ('Waldenburger Schriften' VII, S. 151f., Samuel S. 311f.) nur die entscheidenden Sätze heraus: „. . . so tief ich mich in Deine peinliche Lage versetzen kann, so fühl' ich doch auch, daß diesmal Deine Phantasie und so viele Umstände Dich aus dem ruhigen wahren Gesichtspunkt verschoben und Dir ein trauriges Schattenspiel untergeschoben haben. . . . Die frohste Ahndung faßt mich am heutigen Tage, daß dieses Jahr nicht von dannen geht, ohne Dich . . . und mich in die glücklichste, häusliche Lage versetzt zu haben. . . . Ich schweige still und erlaube mir nur eine leise Hoffnung eines glücklichen Ausgangs. Ich bin nun Assessor mit 400 Thalern. — Noch fehlt meines Vaters Einwilligung zu meiner Zufriedenheit, — die ich denn doch bald zu erlangen gedenke. — Dann, wenn auch Du Bräutigam oder gar Gatte bist, dann wollen wir einmal in Oberschöna — an der Seite unsrer Frauen von den stürmischen und wunderbar-düstern Zeiten reden, die dieser Ruhe vorausgingen. Noch vergeß ich die Zeit unsrer erneuerten Freundschaft, unsern Entschluß, freywilligen Abschied zu nehmen, nicht. Nie werd' ich sie vergessen — Sie war romantisch schön und nicht ohne Gabe der Weissagung — der Entschluß bleibt wie ein Palladium verwahrt — ein Schatz für die Zukunft."

Diese Zeilen sind von wünschenswerter Klarheit, sie setzen das Verhältnis, in dem die beiden zueinander stehen, aufs deutlichste vor unser inneres Auge. Die Innigkeit der alten Studenten-

freundschaft ist erneuert worden, als Novalis im Dezember 1797 nach Freiberg übergesiedelt war, also in den Amtsbereich Carlowitzens und in die unmittelbare Nähe seines Wohnsitzes Oberschöna. Als im Laufe des Jahres 1798 neues Leben und neue Liebe in den beiden Freunden aufblühte, entweder nach dem Zusammenbruch Carlowitzens im April oder gegen Ende des Jahres, als Hardenberg sich mit Julie v. Charpentier verlobte und gleichzeitig Jeanettens Bild in Hans Georgs verödetes Herz einzog, hatten sie die Todesbrüderschaft geschlossen mit dem Schwure, freiwillig zu sterben, wenn auch dieser neue Liebesbund nicht zum Ziele führen sollte. Und trotz aller süßen Hoffnung, die ihn bei Beginn des neuen Jahres 1800 beseelte, wird der Todesschwur von Novalis nicht aufgehoben, sondern gilt weiter als der Talisman, der das Kommende ahnen läßt und vor jedem noch so harten Schicksal Sicherheit gewährt. So gleicht Novalis der Blume, die aus dunkeln Tiefen zum Lichte drängt und doch immer wieder im Schatten des Todes festgehalten wird.

Und nicht nur an Carlowitz schreibt er in diesem Sinne, schon am 20. Januar 1799 hatte er dem Freunde Friedrich Schlegel gestanden: „Ich sehe mich auf eine Art geliebt, wie ich noch nicht geliebt worden bin. Das Schicksal eines sehr liebenswerten Mädchens hängt an meinem Entschlusse — und meine Freunde, meine Eltern, meine Geschwister bedürfen meiner mehr als je. Ein sehr interessantes Leben scheint auf mich zu warten — indes aufrichtig wär' ich doch lieber tot." So geht durch sein Leben ein auffallender Dualismus, wie er sich teilweise schon frühe in seinem Wesen ausprägte als Gegensatz zwischen Kindlichkeit und genialer Frühreife, Naivität und Rationalismus. Immerhin kann man sagen, daß der Neujahrsbrief von 1800 an Carlowitz der Höhepunkt der dem Grabe zugewandten Erotik und zugleich der magischen Ich-Philosophie Hardenbergs bezeichnet. Trotz der Kürze seines Lebens war es ihm vergönnt, vom Übermaße seines Subjektivismus zu genesen. Das geschah einerseits auf dem nachdenklichen Wege vom Leiden zum Sterben, andererseits durch den als Gegenpol des Ich-Menschen in ihm stark ausgeprägten Altruismus, der sich in einer sehr

eindringlichen und weitschauenden Arbeit für den Staat auswirkte.

In seinen letzten Lebensjahren hat in Novalis der praktische Staatsmann zwar nicht den Dichter, aber den in ihm spekulierenden Philosophen fast überwunden. In seinem Buche: 'Die poetische Staats- und Geschichtsauffassung des Novalis' (1925) sagt Samuel mit Recht: „Novalis' Staatsauffassung ist im Grunde konservativ, trotz allen weitblickenden Sinns für Liberalität und Notwendigkeit organischen Fortschrittes und freier Entfaltung der einzelnen bürgerlichen Persönlichkeit. Die patriarchalische Monarchie ist die ideale Staatsform, die auf dem Verhältnis des Vertrauens und der Liebe des Königs und der Untertanen zu ihrem König beruht. . . . Novalis verkörpert im Monarchen sein Vaterideal; die Grundzelle seines Staates ist die Familie."

Novalis begegnet sich in diesen Ansichten mit Christian Gottfried Körner, Dietrich v. Miltitz, vor allem aber mit Hans Georg v. Carlowitz. Dieser suchte ihn auch zu veranlassen, an den Beratungen des Sächsischen Landtags des Jahres 1799 teilzunehmen, etwa als Vertreter seines Vaters in der Ausübung des Mandats von Ober-Wiederstedt. Carlowitz schrieb ihm am 20. Januar 1799 ('Friedrich v. Hardenberg [Novalis]. Eine Nachlese aus den Quellen des Familienarchivs' [1883], S. 236): „Du glaubst nicht, wie groß die Thorheit und der Unverstand der sächsischen Stände ist. Graf Dottleben hat eine Schrift in der Tasche, in der er auf Abschaffung der Taufe, des Abendmahls, der Trauung u. s. w. antrug. Der Domherr Holleufer, Scholastikus von Merseburg, wünschte die Aufhebung aller Anstalten, wo Schulmänner gebildet werden, weil dergleichen Kerls doch nichts lernten und auch nichts zu wissen brauchten. Herr v. Wietersheim bittet um Schiffbarmachung aller Flüsse in Sachsen, damit die Beschwerden über die Magazinfuhren erledigt werden möchten. Graf Honnov will die Witwen und Waisen der Steueroffizianten verhungern lassen, weil sie sonst dem Staate zur Last fallen könnten! Komm nur auf einen Tag zu mir, ich will Dich in den Rittersaal führen, und Du wirst dort mehr lernen, als Du wissen willst. Neugierig bin ich, wel-

chen Eindruck es auf Dich machen wird, wenn Du die vornehmsten Glieder unseres Landes, mit der Schokoladentasse in der Hand, wie aristokratische Sansculotten sprechen hörst. Wäre Rousseau auf den sächsischen Landtagen erschienen, er hätte gewiß nicht gesagt, daß die Majorität die Minorität nicht bloß an der Zahl, sondern auch am Verstande übertrifft."

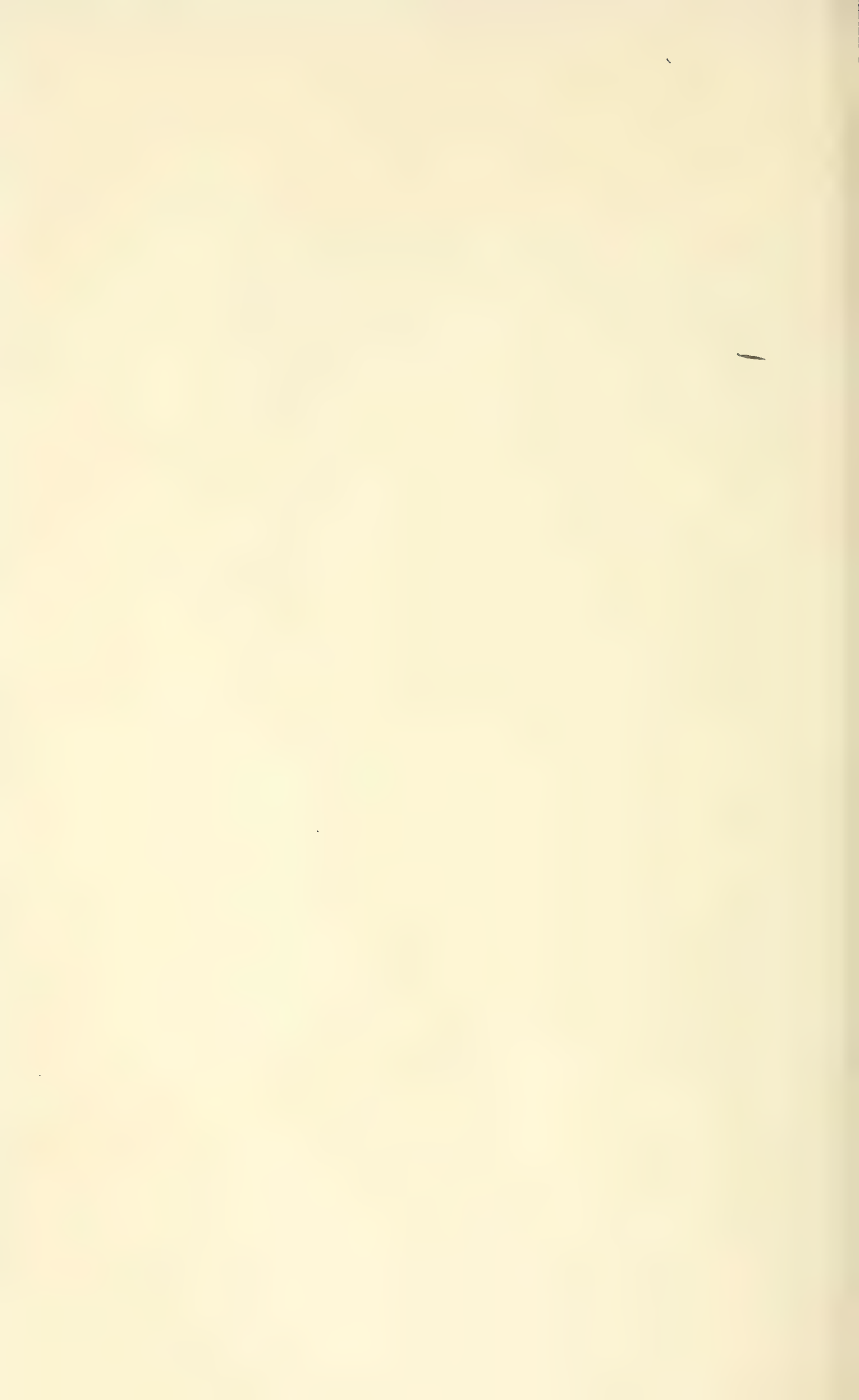
Novalis aber antwortete ablehnend. Denn Carlowitz schrieb am 10. Februar 1799 (a. a. O. S. 237): „Dein Bild von den Ständen ist leider sehr wahr, aber der Entschluß, nie auf dem Landtage zu erscheinen, ist nicht patriotisch. Jeder thut für die gute Sache, was er kann, und gerade Du würdest viel können. Du bist der einzige mir bekannte Mensch, dem ich zutraue, daß er eine ganze Generation erheben und die verhaßte Stimme des Egoismus, der Dummheit und der Brutalität unterdrücken könnte; Du allein würdest uns von der Verachtung retten, die wir verdienen. Glaube nicht, daß meine Neigung zu Dir, die weder Dankbarkeit allein veranlaßt noch das Wort Freundschaft in ihrem Umfang ausdrückt, mich zum Übertriebenen fortreißt. Ich habe mehr Selbständigkeit als viele von den anderen, und doch fühle ich meine unbedingte Abhängigkeit von Dir. Ich weiß gewiß, daß auch dem Schwarm geborener Sklaven Deine Überlegenheit fühlbar sein müßte, die sich jetzt von einem Münchhausen, Planitz, Werthern am Narrenseil führen lassen. Sie machen die Mehrheit unter uns aus und würden sich gewiß unter einem würdigeren Chef mit eben der Bereitwilligkeit zum Guten lenken lassen, mit der sie sich jetzt zu kleinlichen, entehrenden Zwecken hingeben. Nur Du könntest die Scheidewand zwischen den Guten und Bösen bei uns vernichten und das Band wieder knüpfen, das man muthwillig zerrissen hat, um uns alle der allgemeinen Verachtung und vielleicht künftig der Verantwortung bloßzustellen."

Man sieht aus dieser Darstellung, daß das ständische Regiment in Sachsen den anstürmenden Ideen einer Konstitution gegenüber hilflos und ohne Steuer auf den Fluten trieb, schon bevor Napoleon in die Geschichte des Landes eingriff.

Statt sich in die vorläufig ergebnislosen Streitigkeiten auf



„Augenblicksbilder zu Goethes Leben"



dem Landtage einzumengen, fand es Novalis reizvoller, sich mit den praktischen Aufgaben der Bodenforschung gründlich und tiefschürfend zu befassen, insbesondere der Salzlager um Artern und Weißenfels und der Braunkohlenlager, die damals zuerst im Staatshaushalt eine Rolle zu spielen begannen. Wir sehen ihn im Verkehr mit dem großen Organisator der sächsischen Gesteinforschung, mit Abraham Werner in Freiberg, mit dem genialen Entdecker des Grundgesetzes der Voltaischen Säule und der chemischen Wirkungen des elektrischen Stromes Johann Wilhelm Ritter und mit den sächsischen Staatsmännern, die diese wissenschaftlichen und technischen Fortschritte praktisch auszuwerten versuchten, vor allem mit dem Geh. Finanzrate Julius Wilhelm v. Oppel. Aber Novalis steht neben diesen Großen nicht als ein tastender Anfänger, sondern als ein Fertiger, Gleichberechtigter, ja er übertrifft sie alle, indem er überall auf das Ganze geht und die äußersten Folgerungen zu ziehen bereit ist. Man lese nur das von Artern aus im Dezember 1799 von Novalis an Oppel erstattete Gutachten über das Vorkommen von Kohle dort und in der Umgegend ('Nachlese' S. 252, Samuel S. 297 f.): „Ich habe mich diese Zeit über mit dem Erdkohlenwesen bekannt zu machen gesucht. Mein Vater hat mich die Etats auf künftiges Jahr fertigen lassen, und hier werde ich den für die Saline Artern ausarbeiten. Der mir aufgetragene rückständige Bericht über die Erdkohlenlager in diesem Teile von Sachsen erfordert, um ihn so vollständig und gründlich als möglich zu machen, noch viel Zeitaufwand. Es sind noch eine Menge Reisen nötig, um den geognostischen Teil zu vollenden. Diese Untersuchung hat mich die Unvollständigkeit der bisherigen Beobachtungen der Flötz- und aufgeschwemmten Gebirge recht lebhaft fühlen lassen. Der Geognost, durch Werners großen systematischen Geist erregt, hat ein mühsames und weitläuftiges Geschäft. Die Rücksichten sind so mannigfaltig, und der Blick aufs Ganze ist mit großen Schwierigkeiten verknüpft. Der Mangel an richtigen Situationskarten ist ein großes Hindernis. Scheinbare Unregelmäßigkeiten hemmen die glückliche Entwickelung der geognostischen Geschichte aus großen, einfachen Tatsachen. . . . Ich bin Wernern auch für diese Erhöhung meines

Lebensgenusses den innigsten Dank schuldig, wenn ich nicht auch jeden Tag Gelegenheit fände, seinen divinatorischen Blick zu bewundern.

„Wie wichtig würde mir eine Reise in seiner Gesellschaft durch Thüringen sein! Die neueren Formationen hat er noch nicht so reichlich ausgestattet wie die ältern, und er würde gewiß hier die herrlichsten Entdeckungen machen. Die Urgebirge haben auf den ersten Blick etwas Anziehenderes; aber die Flötzgebirge sind dem Geognosten beinahe wichtiger, da hier die Natur mannigfaltiger und deutlicher gearbeitet hat und sie noch nicht lange aufgestanden ist, ja wohl gar noch bei ihrer Arbeit überrascht werden kann. . . .“

Vor solchen Studien verblaßten die früher von Novalis so hoch gehaltenen Spekulationen der reinen Philosophie. Er schreibt im Februar 1800 an den Kreisamtmann Just (Samuel S. 329, Nr. 205): „. . . Die Philosophie ruht jetzt bei mir nur im Bücherschranke. Ich bin froh, daß ich durch diese Spitzberge der reinen Vernunft durch bin und wieder im bunten, erquickenden Lande der Sinne mit Leib und Seele wohne. Die Erinnerung an die ausgestandenen Mühseligkeiten macht mich froh. Es gehört in die Lehrjahre der Bildung. Übung des Scharfsinns und der Reflektion sind unentbehrlich. Man muß nicht über die Grammatik die Autoren vergessen, über das Spiel mit den Buchstaben die bezeichneten Größen. Man kann die Philosophie hochschätzen, ohne sie zur Hausverwalterin zu haben und einzig von ihr zu leben. Mathematik allein wird keinen Soldaten und Mechaniker, Philosophie allein keinen Menschen machen.“

Novalis war im Sommer 1800 nach Dresden gegangen, um seine Ernennung zum Amtshauptmann eines thüringischen Kreises zu betreiben. Er konnte auf die Unterstützung seines hochverehrten Lehrers Werner und anderer führender Persönlichkeiten rechnen. Da warf ihn kurz vor Erreichung des Zieles ein Bluthusten aufs Krankenlager. Nach einigen Wochen trat eine leichte Besserung ein. Da traf ihn ein neuer Schlag. Am 28. Oktober ertrank sein vierzehnjähriger Bruder in der Saale. Die Aufregung darüber verursachte ihm einen heftigen

Blutsturz. Die Eltern kamen vorübergehend nach Dresden, die Brüder Karl und Anton pflegten ihn. Im Januar 1801 holte der Vater den hoffnungslosen Kranken heim nach Weißenfels, wo er am 24. Januar ankam. Julie durfte ihn begleiten und blieb bei ihm. Schon längst hatte er die Meinung über Bord geworfen, daß der Mensch selbst sich ein „unabhängiges selbstgemachtes, in seiner Gewalt stehendes Leben bereiten" könne. In seinem Tagebuch regiert wieder der lebendige Gott. „Wem es einmal klar geworden, daß die Welt Gottes Reich ist, wen einmal diese große Überzeugung mit unendlicher Fülle durchdrang, der gehet getrost des Lebens dunklen Pfad und sieht mit tiefer göttlicher Ruhe in die Stürme und Gefahren desselben hinein."

Am 24. März konnte er noch etwas arbeiten. Friedrich Schlegel besuchte ihn. „Am 25. März", so erzählt die 'Nachlese' aus den Quellen des Familienarchivs, „erwachte Novalis ruhig, aber sehr erschöpft, . . . sein Bruder Karl und Schlegel waren gegen Mittag bei ihm, er bat den ersteren, ihm auf dem Klavier vorzuspielen, was er sehr liebte. Der Bruder erfüllte seine Bitte, und bei diesen Klängen schlummerte der Kranke sanft in ein besseres Leben hinüber, ohne allen Kampf und Schmerz."

Dieser Bericht ist unvollständig. Auch die von Samuel S. 468 aus den ersten Funden der von Frau v. Carlowitz-Oberschöna gebotenen Ergänzungen sind ungenügend und durch spätere Funde überholt. Ich lese in Hans Georgs Briefen, daß Novalis, der — entgegen der bis jetzt herrschenden Ansicht — davon unterrichtet war, daß sein Leben nur noch nach Tagen zählte, seinen Freund Carlowitz an sein Sterbebett gebeten hatte, um von ihm Abschied zu nehmen. Carlowitz war im März 1801 auf dem großväterlichen Gute Leipnitz bei Grimma; er wollte von da aus nach Leipzig zu Sitzungen des Oberhofgerichtes und dort zugleich mit seinem künftigen Schwager Heinrich v. Schönberg zusammentreffen. Am 14. März 1801 an Jeanette: „Hardenberg bittet mich, ihn in Weißenfels noch einmal zu besuchen. Er läßt mir schreiben, daß alle Ärzte sein Leben nur noch auf wenig Tage berechnet haben, daß er ruhig sey über den Eintritt in die Ewigkeit und daß der Abschied von mir einer der wenigen

ihm noch übrigen Wünsche sey. Es wird mich viel kosten, aber ich folge dem Rufe unserer auch in jener Welt noch dauernden Freundschaft, und die Nacht vom Freytage zum Sonnabend bin ich bey ihm; Dein Bruder wird mich begleiten, aber er mag sich den traurigen Anblick einer vom Schmerze ganz hingerissenen Familie sparen und, indem ich dort bin, den Ort und seine wenigen Merkwürdigkeiten besehen" (Samuel S. 469).

In einem zweiten Briefe an Jeanette (Leipzig, den 19. März) heißt es: „Morgen (Freitag, den 20.) wird unsere Sitzung aufgehoben und vielleicht gehe ich mit Deinem Bruder schon nachmittags (statt abends) nach Weißenfels ab. Die Rückreise nehmen wir über Leipnitz und Polkenberg und spätestens den Montag früh (23. März) sind wir wieder in Oberschöna, wenn nicht unvorhergesehene Hindernisse unsere Reise aufhalten." Aus diesen letzten Worten folgt die Möglichkeit, daß Carlowitz bis zur Todesstunde des Freundes, Mittwoch, den 25. März, in Weißenfels geblieben sein könnte. Die Annahme dieser Möglichkeit wird noch verstärkt durch einen späteren Brief an Jeanette vom 2. Januar 1802: „Ich muß Dir noch den Rest meines gestrigen Tages erzählen. Ich ging zum Spiele nach Hof. Schulenburg war der erste Bekannte, den ich fand. Wir traten in ein Fenster und sprachen eine Stunde lang, wie alte Freunde, die sich für eine dreijährige Trennung in einem Abende entschädigen wollen. Erst war die Rede von unserem verewigten Hardenberg. Ich mußte Schulenburg die letzten Stunden dieses einzigen Mannes schildern, und mit einem herzlichen Händedruck dankte mir der gute Schulenburg für den Mut, mit dem ich unserem sterbenden Freunde die letzten Augenblicke seines Bewußtseins erheiterte. Er schalt die beiden Vitzthums, die aus Furcht für ihr eigenes Leben ihren Bruder im Tode verlassen konnten, und versicherte mich, daß, wenn er mich auch nie gekannt hätte, er mein Betragen gegen Hardenberg mit einer lebenslänglichen Hochachtung würde ausgezeichnet haben."

Da Novalis noch unmittelbar vor seinem Tode bei Bewußtsein war, müßte man aus diesem Berichte schließen, daß Hans Georg bis zum Eintritt des Todes bei Hardenberg ausgehalten habe. Aber diesem Schlusse steht ein Briefchen entgegen, durch

das Hans Georg (Dresden, den 27. März 1801) seinem Bruder Karl Adolf den Heimgang Hardenbergs meldet: „Theuerster Bruder! Am 25. mittags ist unser Hardenberg heimgeschlummert. Ich melde Dir dies; denn auch Dir wird sein Verlust schmerzhaft seyn. Mir ist er unersetzlich, und ich werde nie den Eindruck verlieren, den mein letzter Besuch, drey Tage vor seinem Tode, und unser Abschied auf mich machte. Lebewohl, theuerster Bruder, mehr schreiben könnte ich Dir jetzt nicht."

Die richtige Synthese dieser Widersprüche scheint mir folgende zu sein. Hans Georg hat seinen Aufenthalt in Weißenfels von Freitag abend bis Sonntag mittag ausgedehnt. Er hat in dieser Zeit den Kranken mehrmals besucht, das letzte Mal „drey Tage vor seinem Tode", also Sonntag, den 22. März, um die Mittagszeit. Als er Abschied nahm, wurde der Kranke von einem jener Schwächeanfälle bewußtlos, wie sie sich am Sterbetage wiederholten. Carlowitz hielt diesen Schwächeanfall fälschlich für den Beginn der Agonie und glaubte deshalb, die letzten Augenblicke des Bewußtseins mit dem Freunde geteilt zu haben.

Was wird der Sterbende seinem Freunde anvertraut haben? Doch vermutlich ein Wort über die große Wandlung, die sich in seinem Inneren vollzogen hatte, vom Selbstbewußtsein des magischen Ichs bis zur Gotteskindschaft, und damit den Verzicht auf jeden unnatürlichen Abbruch des Lebens. Damit war der Todesbund gelöst, den er einst mit Carlowitz geschlossen hatte, und dieser sah vor sich eine sonnige Lebensbahn an der Seite seiner Jeanette.

Des Freundes Gestalt wuchs in der Erinnerung Hans Georgs zu einer fast übermenschlichen Größe. Das zeigt vor allem das Urteil, das Hans Georg über die im November 1805 in Schlichtegrolls Nekrolog erschienene Biographie Hardenbergs aus der Feder des Kreisamtmannes Just fällte. Er schreibt an seine Frau Sonntags, den 15. Juli 1806: „. . . Als ich nach Haus kam, fand ich 'Das Leben Hardenbergs' von seinem Freunde Just in Tennstedt, das eben während meiner Abwesenheit von Leipzig angekommen war. Ich stand am Scheidewege wie Herkules. Sollte ich mein Wort brechen und die Nacht durch lesen? oder die Begierde unterdrücken, das Bild meines großherzigen

Hardenbergs vor meine müde Seele zu stellen? Ich wählte — das erstere; ich legte mich zu Bette, aber ich konnte nicht schlafen, interessantere Dinge als der Schlaf bemächtigten sich meiner Fantasie. Ich wog die Gegenwart und Vergangenheit, das himmlische Glück Deines Besitzes gegen die Stürme meiner Jugend, und was blieb mir übrig — als zu lesen? Hardenbergs Leben zu beschreiben, ist eine unmögliche Aufgabe, aber Just hat auch nicht einmal das Mögliche daran erreicht, und ich werde Dir die Schrift, die ganz hauptsächlich zu Deiner eigenen Bekehrung bestimmt war — nicht einmal geben, weil Du gar nichts daraus sehen würdest. Denke Dir, wenn ein so prosaischer Geschäftsmann wie Anton die Gegend Deines Weinbergs beschreiben wollte, was würde da raus kommen? Er würde die Linien des Horizontes eruieren, die zwischenliegenden Äcker veranschlagen und nebenbei bemerken, daß die Elbe durchläuft. So ungefähr hat es Just mit Hardenbergs Leben gemacht, und Hardenberg wäre noch nicht einmal soviel gewesen als ich, wenn er nicht mehr hätte sein wollen, als wozu ihn sein Biograph macht. . . ."

Für Hans Georg blieb Novalis ohne Zweifel das größte innere Erlebnis seiner Entwicklungszeit. Der bleibende Ertrag für ihn war eine tief in den Kräften des Gemüts wurzelnde Humanität, eine seltene Weite des Blickes und Unbefangenheit in der Beurteilung staatlicher Verhältnisse, aber auch eine nie ermüdende, das eigene Ich schonungslos aufopfernde Arbeitskraft für das Gesamtwohl, die er in einer fünfundvierzigjährigen Tätigkeit in den wichtigsten Staatsämtern bewiesen hat.

Anhang.

Das Duell des Hans Georg v. Carlowitz im März 1798 in Weimar. Ein Bruchstück aus seinem Bericht an seine spätere Braut Jeanette v. Schönberg vom 26. Januar 1800 (vgl. S. 184).

„Man benachrichtigte mich [in Weimar] im Geheim, daß acht Cavaliers, wovon ich nur drey Lichtenberg, Seebach u. Carlowitz, die übrigen aber nicht einmahl dem Nahmen nach kannte, verabredet

hätten, mich zu fordern, man warnte mich also und rieth mir um so dringender gleich abzureisen, je wahrscheinlicher der Herzog selbst diesen Banditenstreich gegen einen Fremden begünstigte, der zwanzig Meilen von seinem Hauße entfernt u. ohne Freunde, ja sogar ohne nahe Bekannte war und nicht einmahl einen Secundanten gefunden haben würde. Wie ein Blitzstrahl erwachte mein ehemaliger Entschluß, zu dem nur unglückliche Liebe führen kann, mein Stolz u. mein Selbstvertrauen. Das Leben war mir durch Lili verhaßt, ich wollte fallen, u. in der Hoffnung, es ehrenvoll, im Kampfe gegen so viele zu können, erwachte ein neues Leben für mich. Der Zusammenhang der Sache ließ mich auf Lilis Theilnahme an der Cabale schließen, u. konnte es wohl ein erhabeneres Ziel geben als das, sich mit der Entschlossenheit eines braven Mannes in die Arme des Todes zu werfen, wenn man an der Menschheit verzweifeln muß, einen ehrenvolleren Beruf als den, unerschrocken einer Räuberbande zu trotzen u. durch sein Blut anderer Sicherheit zu erkaufen! Ich hatte nichts mehr, was mir in dieser Welt lieb war als meine Ehre — denn auch Lili sollte unter den Verbündeten seyn. Genug, ich dankte für die freundschaftliche Warnung u. blieb. Ungeduldig auf den nahen Augenblick meiner Rettung wartete ich meine Gegner nicht erst ab, ich suchte sie allenthalben auf, im Schauspiele, an öffentlichen Orten, wurde diesen Abend noch gefordert u. nahm es — doch nur auf Pistolen — an. Acht Banditen schienen mir nicht genug für einen Mann, ich vermißte unter ihnen die boshaftesten von allen, die beyden Eickow, ich forderte also noch diese, u. so waren ihrer zehn, die sich das Verdienst machen sollten, mich aus meiner schrecklichen Lage zu reißen. Es war nachts um 11 Uhr. Als sie mich mit dem Versprechen verließen, mich tags nachher früh um 9 in den Park abzuholen, forderte ich ihnen ihr Ehrenwort ab, nicht eher vom Platze zu gehen, bis ich erschossen wäre. Sie stutzten, u. in der mit Sehnsucht erwarteten Stunde war keiner, der sich für werth hielt, einem Manne gegenüber zu stehn. Die Nacht war eine der glücklichsten meines Lebens. Meine Phantasie folgte dem traurigen Schicksal, das von Kindheit an mein Loos war, auf jeder Stufe des Alters, auf jedem Schritte nach, aber ich fühlte keinen Schmerz mehr, — denn bald war ich in einer besseren Welt. Ich hatte es gut mit den Menschen gemeint, das wußte ich, sie nicht mit mir, u. deshalb suchte ich Trennung. Ich nahm in einem Billet Abschied von meinen Brüdern u. trug ihnen auf, es in meinem Nahmen bei meinen übrigen Freunden zu thun, u. genoß im Arme des Schlafs eine süße Ruhe, die ich so lange entbehrt hatte. Da zu der bestimmten Stunde keiner meiner Gegner kam, so suchte ich sie auf. Die, die ich fand, streckten auf eine für sie entehrende Art das Gewehr, die übrigen sah ich nie wieder, u. so verließ ich Weimar verzweifelt, als ob man mir eine nahe Seeligkeit entrissen hätte, im Geheim gehaßt, aber öffentlich gefürchtet und all-

gemein geachtet. Die Unvorsichtigkeit meiner Gegner u. die Gesprächigkeit der dortigen Damen, die Brüder u. Anverwandte unter ihnen hatten, machte den Vorgang zum Stadtgespräch, ehe ich die Stadt verließ; man sah mich überall, in der Gesellschaft, selbst auf den Gassen mit einer Bedeutung an, als ob ich den Himmel gestürmt hätte, u. Lili wußte alles früher, als ich nach Tromlitz kam. Hätte ich nicht Lilis Ehre schonen wollen, mit deren Betragen wohl kein rechtlicher Mensch zufrieden seyn konnte u. gegen die man schon ziemlich lauten Verdacht äußerte, so hätte ich sie nie wieder gesehen, aber so mußte ich zu ihr, um der kleinlichen, neugierigen Welt von Weimar glauben zu machen, daß ich jenen Verdacht für ungegründet halte . . . . alles dies machte mirs zur Pflicht, sie zu bestimmen. Ich that dieß in einem sehr freundschaftlichen Briefe . . . . Sie erhalten hier ihre Antwort u. die ihres Vaters . . . ." —

Militärische Makaronis und makaronische Uniform

Von Albert Leitzmann (Jena)

In Goethes Tagebuch vom 1. Februar 1779 lesen wir von einem Gespräch, das der Dichter mit dem Herzog Karl August hatte und dessen Inhalt er so angibt (Tagebücher 1, 79): „Nach Tisch einige Erklärung über zu viel reden, fallen lassen, sich vergeben, seine Ausdrücke mäßigen, Sachen in der Hitze zur Sprache bringen, die nicht geredt werden sollten. Auch über die militärischen Makaronis. Der Herzog steht noch immer an der Form stille. . . . Verblendung am äußerlichen Übertünchen." Und auf der zweiten Schweizerreise notiert er in Schaffhausen am 18. September 1797 (Werke 34 I, 362): „Makaronische Uniform französischer edlen Kavalleristen. Fürchterliches Zeichen der drei schwarzen Lilien auf der weißen Binde am Arm." Offenbar trugen die Männer aus Trauer um den König sein Wappen in schwarzer Farbe.

Was sind militärische Makaronis und makaronische Uniformen? Zu der Tagebuchstelle erklärt Düntzer ('Goethes Tagebücher der sechs ersten weimarischen Jahre', S. 143): „Makaronis, Spielereien" und verweist auf die Stelle der Schweizerreise, in der er offenbar denselben Sinn finden will. Die Kommentatoren der zweiten Stelle sind etwas ausführlicher und suchen ihre Erklärung zu begründen. Strehlke bemerkt (Hempelsche Ausgabe 26, 195): „Der Ausdruck scheint von der 'makaronischen Poesie' entnommen, die sich der lateinischen Sprache bedient, aber, um eine komische Wirkung zu erzielen, Worte der eigenen mit lateinischen Endungen hinzunimmt. Als Beispiel kann die bekannte Szene in Molières 'Malade imaginaire' dienen. Also wird die Uniform der Emigrierten durch einige unpassende Stücke entstellt gewesen sein." Ähnlich sagt Heuer (Jubiläumsausgabe 29, 350): „In der 'makaronischen Poesie' wird

eine komische Wirkung durch die Vermischung verschiedener Sprachen erreicht. Eine ähnliche Zusammenkoppelung der Kavaliers- und Soldatentracht mochte hier den Vergleich nahelegen"; Goethe spricht aber gar nicht von Kavalieren, sondern von Kavalleristen, also überhaupt von keinem Gegensatz. Düntzer endlich wiederholt (Kürschners Nationalliteratur 23, 116) seine alte Erklärung: „durch Spielerei entstellt". In Fischers soeben erschienenem, durchaus mangelhaftem 'Goethewortschatz' (Leipzig 1929) finden wir nur (S. 851) Düntzers „Spielerei" für die Tagebuchstelle, während die zweite Stelle fehlt.

Mag nun auch, wie nicht geleugnet werden kann, Düntzer dem Sinn des Wortes nahegekommen sein, so sind doch alle diese Erklärungen falsch. Das Wort hat mit der makaronischen Poesie und ihrer Sprachmischung nicht das allermindeste zu tun, stammt vielmehr aus England, und zwar aus dem Londoner Jargon um die Mitte des 18. Jahrhunderts. Murray erklärt macaroni ('A new English Dictionary' 6, 2, 3): „An exquisite of a class, which arose in England about 1760 and consisted of young men, who had travelled and affected the tastes and fashions prevalent in continental society; a fop, dandy." Einen Zusammenhang des Wortes mit ital. maccherone, Hanswurst, lehnt Murray ab (Fischer behauptet ihn gerade). Unter den von ihm angeführten Quellenstellen befindet sich eine ergötzliche Schilderung des macaroni aus dem 'Oxford Magazine' von 1770, in der er „neither male nor female, a thing of the neuter gender" heißt: „it talks without meaning, it smiles without pleasantry, it eats without appetite, it rides without exercise, it wenches without passion" (vgl. auch Sidney, 'England and the English in the 18. century' 1, 47).

Konnte aber Goethen, wird man mich fragen, dieser Ausdruck macaroni = Stutzer, Elegant, bekannt sein? Daß die Weimarer ihn kannten, beweist ein Brief Henriette von Knebels an ihren Bruder, Goethes Urfreund, aus dem Oktober 1777 (Briefwechsel S. 13), in dem sie von einer Hofdame erzählt, sie sei bereit gewesen, mit ihrem Witz ihre guten Freunde zu amüsieren „auf Unkosten der macaroni und commèren dieser Welt", also der Stutzer und Gevatterinnen.

Goethes Kunsttheorie nach der italienischen Reise

Von Wanda Kampmann (Bonn)

Die Reihe kurzer Aufsätze, die Goethe aus Briefen und Aufzeichnungen seiner Reise zusammenstellt und im Verlaufe zweier Jahre in Wielands 'Teutschem Merkur' erscheinen läßt, bedeutet für das größere Publikum das Ergebnis der italienischen Reise, soweit es die bildende Kunst betrifft. Denn die eigentliche Redaktion der Briefe und Tagebücher erscheint erst dreißig Jahre später. Kürzer und gedrängter ließ sich ein solches Resultat schlecht darstellen. Obwohl kaum einer der wichtigsten Gedanken fehlt, liegt alles doch mehr angedeutet als ausgesprochen in den wenigen Sätzen, die versuchen, zu systematisieren, begrifflich zu scheiden und einzuordnen oder die Grundsätze bildender Kunst aus wenigen Fundamentalsätzen zu entwickeln. Aber schon die Tatsache, daß Goethe für Wielands 'Merkur' arbeitet, spricht mit. Es lag ihm sehr viel daran, seine Gedanken mitzuteilen, vielleicht auch auf Künstler zu wirken, und so verschmäht er eine Zeitschrift nicht, deren Gedankenkreis seinen Ansichten eher feindlich als gemäß war. Wielands Duldsamkeit vermied jede ausgesprochene Richtung, er wollte weder der einen noch der anderen Partei dienen. So lehnte er einen Vorschlag Goethes ab, der schon von Rom aus einen Teil des 'Merkur' ständig italienischen Kunstnachrichten widmen wollte, als deren Verfasser Hirt ins Auge gefaßt worden war. Goethe hätte aber mittelbar auch seinen eigenen Ideen zur Darstellung verholfen. Jetzt verzichtet er auf eine bestimmte Rubrik und liefert nur gelegentlich Beiträge, aber in einer Anordnung und Auswahl, die den Kreis seiner Interessen und Erfahrungen wenigstens andeutet, wenn auch nicht erschöpft.

Der Baukunst-Aufsatz (Werke 47, 60—76) knüpft unmittelbar an die Beobachtungen in Sizilien an. Die Tempel der Alten ahmen nicht die Hütte nach, wie Vitruv berichtet, sondern ihre Form ist viel einfacher und ohne solche künstliche Ableitung und historische Konstruktion zu begreifen: die alten Tempel waren aus Holz, und die dorische Ordnung mit Gebälk, Metopen und Triglyphen erklärt sich ohne weiteres.[1]) Goethe widerlegt eine zweite Überlieferung. Vitruv berichtet, der Architekt Hermogenes habe den Marmor zu einem dorischen Tempel zusammengehabt, da er aber mit der Einteilung der Triglyphen nicht fertig werden konnte, so habe er die jonische Ordnung erfunden. Nicht aus diesem Grunde erfand er sie, so entgegnet Goethe dem antiken Theoretiker, sondern weil das Material des Marmors ihn schon zu einer gefälligeren und leichteren Form bestimmte. Alsdann liegt es in der menschlichen Natur, immer weiter, ja über ihr Ziel fortzuschreiten. Sie bildet nach der majestätischen Form die reizende und schlanke, der Geist glaubt mehr Hoheit und Freiheit dadurch zu empfinden. Die ursprüngliche, durch Überlieferung geheiligte Form des Holzbaus aber liegt allen künftigen Umformungen zugrunde.

Mit der ersten These widerlegt Goethe den Rationalismus der Ästhetik; der zweite Angriff aber gilt einer jener berühmten antiken Fabeln, die eine neue Kunstform gern auf eine zufällig auftretende Schwierigkeit und eine zufällige Entdeckung gründen. Goethe sucht die Bedingungen eines solchen Formenwandels viel tiefer: einmal in den Eigenschaften des Materials, das von sich aus eine Bereicherung des Grundthemas gestattet, dann aber in dem Naturgesetz des menschlichen Geistes. Wie die Pflanze durch die Verwandlung einer Grundform immer reicher und vielfältiger wird, so macht auch die Kunstform eine Metamorphose durch, sie variiert das Urbild. Die geistige Entwicklung des Menschen verlangt, daß Neues, ja Überflüssiges

[1]) Dieselbe Erkenntnis hatte schon Winckelmann. Böttichers 'Tektonik der Hellenen' lehnt später die Herleitung der Architekturformen aus dem Holzbau schroff ab, Hirt verteidigt sie; siehe Borinski, 'Die Antike in Poetik und Kunsttheorie' I, 294, Anm. zu S. 159.

hinzukomme, die Kunst schreitet über das Notwendige weit hinaus.

Der Gedanke, daß nicht nur gesetzhafte Weiterentwicklung, sondern auch „unempfundene Nachahmung, falsche Anwendung richtiger Erfahrungen, dumpfe Tradition, bequemes Herkommen der Geschlechter"[1]) den Gang der Kunstgeschichte bestimmt, so daß man den Triglyphenfries in Stein nachahmt zu einer Zeit, da er seinen konstruktiven Sinn schon verloren hat, dieser Gedanke bringt Goethe auf eine Abschweifung über die gotische Architektur. Er erklärt ihre Formen für eine Übertragung des Holzschnitzwerkes der Altäre und Reliquienschreine auf das Äußere der Kirche. So suchten die nordischen Architekten „ihre Größe nur in der multiplizierten Kleinheit", indem sie ein rein dekoratives Formgut unrechtmäßig und gegen den inneren Sinn solcher Verzierungen in das Monumentale übertrugen. Dieses herbste und verständnisloseste Urteil über die Gotik, das Goethe jemals gefällt hat, können wir nur begreiflich finden, wenn wir wissen, was er vom Material dachte. Scheinbar ohne Zusammenhang ist die kurze Ausführung über das „Material der bildenden Kunst" angefügt, aber die Gedanken berühren sich ganz eng: der Künstler mag sich noch so sehr zum Herrn der Materie machen, in welcher er arbeitet, er kann doch ihre Natur nicht verändern, und er soll es nicht! Er ist am größten, wenn sich seine Erfindungskraft unmittelbar mit dem Material verbindet, in welchem er gestaltet. Das ist die wichtigste These, und sie erklärt völlig, warum die mittelalterliche Architektur der Vorstellung Goethes von großer Kunst nicht mehr entspricht. Denn gerade die Gotik vergewaltigt die Materie wie kein anderer Stil. Das Wesen des Steins ist verneint in ihren schwebenden Gewölben, in der Kompliziertheit und scheinbaren Gewichtslosigkeit ihrer Ornamentformen. Sie hat das Äußerste an Durchbildung und Durchgeistigung des Stoffes erreicht und die Schranken der sinnlichen Natur so weit wie möglich überschritten. Goethes Ehrfurcht vor jeder Naturbedingtheit, vor jeder Grenze, die von der Natur selbst gesetzt zu sein scheint, muß solche Grenzüberschreitung im tiefsten als gottlos und

[1]) 'Kunst und Handwerk' 1797 (Werke 47, 55ff.).

vermessen empfinden. Er ist gar nicht mehr fähig, nach seinen Grundsätzen eines Formenwandels aus der Natur des Materials und der Natur des menschlichen Geistes heraus solche Formen als irgendwie architektonisch gesetzhafte zu begreifen, und findet daher eine Erklärung, die die historische Entwicklung und Bedingtheit einfach auf den Kopf stellt. Goethes Gesetze sind der klassischen Kunst abgesehen, sie haben Gültigkeit, so weit sich der Bereich antikischer Formen ausdehnt. Da, wo aus einer ganz anderen Gesinnung eine Baukunst nordischen Menschentums und nordischer Religiosität entsteht, versagen sie. Daß die jugendliche Begeisterung für den Genius Erwin von Steinbach nicht auf der Erkenntnis von Wesen und innerer Gesetzlichkeit der gotischen Architektur beruhte, sondern nur die große Idee umfaßte, die Goethe auf das Münster übertrug, das wird in den Urteilen der nachitalienischen Zeit vollkommen deutlich.[1])

Der Aufsatz: 'Einfache Nachahmung der Natur, Manier, Stil' (Werke 47, 77—83) versucht eine Bestimmung ästhetischer Begriffe, die zu Goethes Zeit schon in mannigfaltiger Bedeutung und Anwendung in Umlauf waren. Goethe prüft sie auf ihre Anwendbarkeit, ihren Umfang und ihre Grenzen; aber weit über solche rein terminologische, den einstigen Zwecken Lessings verwandte Absicht hinaus füllt er sie mit künstlerischen Forderungen, indem er nicht nur die Gattungen der Kunst untersucht und prüft, sondern der Kunst auch vorschreibt, welchen Weg sie zu nehmen habe. Der Stilbegriff enthält nicht eine Möglichkeit des Schaffens neben anderen, sondern er ist der Gipfel, der die beiden Stufen der Nachahmung und Manier umfaßt, er ist das Ziel, dem sich alle große Kunst in ihrer Entwicklung zuwendet. So verwandelt sich in einer terminologischen Untersuchung die Frage nach den Grundformen der künstlerischen Haltung ganz natürlich in die dogmatische Frage: wo liegt das Ziel der Kunst?

---

[1]) Vgl. H. A. Korff, 'Goethe und die bildende Kunst' ('Zeitschrift für Deutschkunde' 1927, Heft 10): Goethe erkennt am Straßburger Münster den Kunstwert der Eigenart als allgemeines Prinzip, er erkennt nicht die spezifische Eigenart der Gotik.

Goethe geht bei der Begriffsbestimmung vom schaffenden Menschen aus und nicht vom aufnehmenden wie Lessing. So beschreibt er den Bildungsgang des in vollendeter Weise nachahmenden Künstlers, der sich niemals von der Naturanschauung und ständigen Prüfung des Sichtbaren frei macht und es bis zum höchsten Grade der Wahrheit bringt. Die menschliche Vorbedingung ist eine „zwar fähige, aber beschränkte Natur", ein Gemüt, das „still, in sich gekehrt und in einem mäßigen Genuß genügsam" ist. Dieser Art des Subjekts entspricht eine Bedingung auf seiten des Gegenständlichen. Seiner Natur nach wird der Künstler Gegenstände wählen, die leicht und immer zu haben sind, die bequem und ruhig nachgebildet werden können; das aber sind „tote oder stillliegende Gegenstände". Der Eingeschränktheit des Menschen entspricht eine gewisse Eingeschränktheit des Gegenstandes; innerhalb dieser Grenzen aber, innerhalb einer Kategorie, für die das Stilleben niederländischer Maler die bezeichnende Form darstellt, ist eine hohe Vollkommenheit nicht ausgeschlossen.

Die Definition der Manier beginnt wiederum beim Menschen. Es ist begreiflich, daß es manchem Künstler zu ängstlich und beschränkt erscheinen muß, die Natur nur nachzubuchstabieren. So erfindet er von sich aus eine abkürzende und bezeichnende Sprache, um das auszudrücken, was er mit seinem Wesen ergriffen hat. Dieses Abbild verbindet sich also mit seiner eigenen Natur, die reine und treue Wiedergabe wird zum Ausdruck eines einzelnen Charakters. Ein Gegenstand, der eine gewisse geistreiche und großzügige Behandlung von sich aus verlangt, muß solchem künstlerischen Temperament entgegenkommen. Überall da, wo der allgemeine Ausdruck das Wesen eines großen Ganzen tiefer zu erschließen imstande ist, als es die Summe der Einzelbilder seiner vielfältigen Dinge zu tun vermag, überall, wo Totalität als der beherrschende Zug erscheint und sich Unterordnung statt Vielheit aufdrängt, ist die Manier an ihrem Platze. Als Beispiel nennt Goethe die Landschaft.

Die Entwicklung der Kunst geht nun — das ist wieder nicht historisch, sondern systematisch gedacht — durch die Nachahmung und durch das Bemühen um eine allgemeine (aber vom Sub-

jekt bedingte) Sprache hindurch. Dort lernt der Künstler die Eigenschaften der Dinge immer genauer erfassen, hier sie in charakteristischen und bedeutenden Formen aussprechen. Die Gegensätzlichkeit, die sich nicht ausschließt, sondern sich in stetiger Wechselwirkung steigert, ergibt ein Neues, Höheres, den Stil. Während jeder eingeschränkten Auffassungsform die Welt ein bestimmtes Gesicht zuwendet, so daß wir es mit einer deutlichen Wechselbeziehung von Subjekt und Objekt zu tun hatten, begegnen sich hier beide, vereinigen sich und heben sich auf. Denn der Stil ruht „auf den tiefsten Grundfesten der Erkenntnis, auf dem Wesen der Dinge, insofern uns erlaubt ist, es in sichtbaren und greiflichen Gestalten zu erkennen". Die Nachahmung ist gehemmt durch die sklavische Bindung an den Gegenstand, die Manier verdunkelt in subjektiver Willkür leicht das reine Abbild der Dinge. Der Stil aber gründet sich auf das sachgemäße Erfassen des großen Gegenstandes durch einen großen Menschen, oder bleiben wir bei Goethes Wort: auf die Erkenntnis des Wesens der Dinge. Eine solche Erkenntnis besitzt derjenige, der „die Eigenschaften der Dinge und die Art, wie sie bestehen, genau und immer genauer kennenlernt", der „die Reihe der Gestalten übersieht und die verschiedenen charakteristischen Formen nebeneinander zu stellen und nachzuahmen weiß". Der Künstler schafft also aus dem Mittelpunkte einer wahren Naturanschauung heraus, begabt mit der Erkenntnis ihrer geheimen und offenbaren Wandlungsgesetze, gleichsam teilnehmend an ihrem stetigen Schöpfungsakte, und wir dürfen jetzt die Worte „Erkenntnis" und „Wissen" in einem rationaleren Sinne verstehen, als wir es sonst in der Formelsprache der deutschen Ästhetik gewohnt sind. Die Übersicht einer Reihe von Gestalten bedeutet Kenntnis des Metamorphosengesetzes; die Fähigkeit, solche charakteristischen Formen selbst zu erfinden und herauszufinden, heißt: die Naturgesetzlichkeit in einer Weise begreifen, daß man ihr im Wesentlichen nachfolgen kann, also schaffen *wie* die Natur. Goethe verknüpft solche Natureinsicht geradezu mit der Naturwissenschaft und verlangt vom Bildhauer und Maler Kenntnis der Anatomie, wenn möglich der Botanik und Mineralogie; er dringt auf eine wissenschaftliche Begründung des Farblichen in

der Malerei. Es ist immer derselbe Gedanke, der für die Gesinnung der nachitalienischen Jahre so bezeichnend ist: die Natur ist in weit größerem Maße erkennbar, die Kunst weit mehr lehrbar, als man gewöhnlich annimmt.[1] So dürfen wir das Wort von der Wesenserkenntnis nicht als Ahnung oder innere Anschauung einer Totalität deuten, obwohl auch dieser Sinn darin enthalten ist. Aber es ist gerade die Ahnung einer großen Harmonie, die Goethe in sehr kleinen Stufen und Schritten zu Anschauung und Gewißheit verfestigen will; er strebt aus einem „bequemen Mystizismus" hinaus, „der seine Armut gern in einer respektablen Dunkelheit verbirgt". Was der junge Goethe im Symbol des Prometheischen Menschen, im Gedanken des gottgleich schaffenden Künstlers zu erfassen glaubte, die große Kunst-Natur-Gleichung, das sieht er jetzt als ein Schaffen nach erkennbaren und sichtbaren Gesetzen der Natur; was früher für ihn Erlebnis einer Totalität war, wandelt sich in fast unmerklichem Übergange zu dem neuen Begriff: Erkenntnis des Wesens der Dinge. (Der Spinoza-Aufsatz liegt auf der Grenze, und viele Sätze lassen sich im alten wie im neuen Sinne auffassen.)

Damit wäre der Aufsatz auf seinen Inhalt geprüft, die Bedeutung der drei Kategorien untersucht. Es handelt sich aber um ästhetische Begriffe, die Goethe vorfindet und die er nicht schafft. Und ferner ist zu fragen, in welchem Umfange sie gelten. Wir können schon jetzt sagen, daß es sich um eine scharfe Abgrenzung gegen die historische Betrachtung handeln wird, während wir auf der anderen Seite die Grenze gegen die Kategorien der romanischen Ästhetik wahren müssen.

Die Nachahmungstheorie der Franzosen, gipfelnd in des Abbé Charles Batteux weitverbreitetem Werke 'Les Beaux-Arts reduits à un même principe' von 1747, war seit Hamann und der deutschen Geniebewegung den heftigsten Angriffen ausgesetzt und mit Herders vernichtender Rezension im Jahrgang 1772 der

[1]) Man vergleiche 'Naturlehre' ('Merkur' 1789, Februarheft): „Da wir nicht mit wenig viel tun können, so muß es uns nicht verdrießen, mit vielem wenig zu tun, und wenn der Mensch die ganze Natur nicht einmal in einem dunkeln Gefühl umfassen kann, so kann er doch vieles in ihr erkennen und wissen" (Naturwiss. Schriften 13, 429).

'Allgemeinen Deutschen Bibliothek' eigentlich erledigt. Mit Unrecht hat man angenommen, erst die Romantik habe endgültig mit einer Anschauung aufgeräumt, die der Kunst als höchstes Ziel Nachahmung einer schönen Natur bis zur platten Forderung der Augentäuschung vorschrieb. Für Goethe bestand nicht mehr die Notwendigkeit, ästhetische Flachheiten zu bekämpfen, die sich ohnedies erledigt hatten. Statt die Naturnachahmung zu verwerfen, untersucht er sie auf ihren Wert, auf ihre Aufgabe innerhalb der künstlerischen Entwicklung und auf ihre Grenzen. Es sind bestimmte Bereiche in der sichtbaren Welt vorhanden, die sich der reinen Nachahmung völlig erschließen (die leblosen Dinge); es baut sich die Pyramide der Kunst auf einem Fundamente auf, das von der treuen, selbstlosen Naturbetrachtung, einer strengen, emsigen und mühsamen Nachahmung erst eigentlich geschaffen wird (Goethe erkannte es vor den Fresken Mantegnas). So fügt sich eine ästhetische Kategorie, die als höchstes Kunstprinzip schon entthront war, als notwendige Stufe in den sinnvollen Aufbau der generellen und individuellen Entwicklung der Kunst. Ja, man kann darüber hinaus sagen, daß Goethe der „Nachahmung", als der am meisten handwerklich bedingten, im Sinnlichen verwurzelten Auffassungsform eine gewisse Sympathie entgegenbringt, daß er geneigt ist, die ruhige und beschränkte Gegenständlichkeit einer geistvollen Individualität vorzuziehen.

Die gegensätzlichen Begriffe des Naturalismus und Manierismus sind zuerst von Bellori in seinem Vitenwerk von 1672 in aller Klarheit herausgearbeitet worden.[1]) Sie bezeichnen die zwei Malerschulen, die sich seit Anfang des 17. Jahrhunderts heftig befehden. Die Naturalisten, angeführt von ihrem Meister Caravaggio, gelten als sklavische Nachahmer des Modells, als Techniker, denen ein gut gemaltes Blumenstück soviel gilt wie ein Historienbild, dagegen die Manieristen ein Phantasiebild geschickt zustande bringen, dabei das Modell aber gänzlich vernachlässigen. Belloris klassizistische Gesinnung verurteilt das eine wie das andere als Einseitigkeit, den Naturalismus als unkünstlerisch,

---

[1]) Giov. Pietro Bellori, 'Le vite de' Pittori, Scultori ed Architetti moderni', Rom 1672.

niedrig gesinnt, den Manierismus als willkürliche Phantasterei, und so wird das Wort maniera bei ihm zuerst ein Wort des Tadels, während es vorher nur „Kunstweise" hieß. Bellori sieht das Heil in der Verbindung von Manierismus und Naturalismus, und diese vollkommene Mitte ist für ihn die Antike. Wir sehen hier Goethes Gedanken fast vollständig vorgebildet. Diese Anregung aber kam ihm nicht auf geradem Wege von der italienischen Kunsttheorie, sondern vermittelt durch Mengs, dessen Schriften er schon 1782 kennengelernt hatte und dessen Begriffsbestimmung von der Belloris nicht wesentlich abweicht. Erst in der Abhandlung 'Über die bildende Nachahmung des Schönen', die Karl Philipp Moritz 1788 veröffentlicht, sind die drei Begriffe in einer neuen und tiefen Bedeutung erfaßt. Was hier aber schon Eigentum Goethes war, da die Gespräche mit dem römischen Freunde zeitlich vorausgehen, was umgekehrt Goethe in diesen Gesprächen von Moritz empfangen hat, das läßt sich schwer sagen. Die Grundanschauung, die vor allem im Begriff des Stiles bei Goethe und Moritz hervortritt, ist dieselbe, Goethe hat nur andere Worte gewählt.

Weit wichtiger als die Vorgeschichte der Begriffe wäre ihre Nachgeschichte und allmähliche Umprägung in der romantischen Ästhetik; denn erst hier kommt die ganze Tiefe und die den Umfang aller Künste umfassende Weite ihres Bedeutungsgehaltes zur vollen Anwendung. Aber eine solche Frage geht über den Rahmen dieser Arbeit hinaus, während eine andere, die Frage nach der Bedeutung dieser Begriffe in Goethes theoretischem Denken, uns noch zu beschäftigen hat.

Den drei Formen künstlerischer Haltung entsprachen bestimmte Gruppen von Gegenständen, wobei Goethe immer nur ein Beispiel angibt und nicht die Gattung erschöpfend bezeichnet, etwa das Blumen- und Früchtestilleben als Motiv reiner Nachahmung und die Landschaft als von sich aus geeignet zu manierierter Gestaltung (im höchsten Sinne des Worts natürlich). Nur für den Stil gibt es noch keine Einengung von seiten des Objekts, obwohl vorauszusehen ist, daß sich das „Wesen der Dinge" in den am höchsten organisierten Wesen der Schöpfung am reinsten erkennen und am reinsten darstellen läßt, im Menschen. In den

14*

Briefen Goethes an Friedrich Müller von 1780/81 ist diese Gegenstandslehre vorbereitet: auch dort schon eine gesetzmäßige Beziehung des schaffenden Menschen zur Umwelt, eine bestimmte Auswahl, die der um sich greifende und eindringende menschliche Geist in der Erscheinungswelt trifft, die allmähliche Aneignung des Sichtbaren vom leblosen Gegenstand bis zum vollkommenen organischen Gebilde. Immer mehr verwandelt sich für Goethe das künstlerische Problem seiner Jugend, das Natur und Genie, Welt und Ich hieß, in die Frage nach dem Verhältnis von Stoff und Form. Welche Dinge der Erscheinungswelt sind der Formkraft des schaffenden Künstlers gemäß? Und umgekehrt: welche künstlerische Form ist zur reinen Darstellung eines bestimmten Gegenstandes fähig? Das wird allmählich zu der eigentlichen Frage der Folgezeit. Der erste theoretisierende Aufsatz der nachitalienischen Jahre legt nur erst den Untergrund einer späteren ausführlichen Systematik.

Es darf nicht übersehen werden, daß Goethes Begriffen eine naturalistische Gesinnung zugrunde liegt. Am deutlichsten wird das in der Sprache von Moritz, der den Begriff der Nachahmung für alle drei Kategorien beibehält und ihn nur zerlegt in die nachäffende, die karikierend-übertreibende und die in edlem Sinne nachfolgende Naturnachahmung. Auch Goethes „Stil" ruht auf den Grundfesten der Naturerkenntnis. In dieser Bindung liegt der eigentliche Sinn, aber auch die Grenze der begrifflichen Geltung. Von hier aus wird deutlich, warum Goethes Kategorien ihren Wert verlieren mußten, sobald die historische Kunstforschung einsetzte. Wie schon die Theorie der Baukunst vor der mittelalterlichen Architektur, ja vor jeder nicht-antikischen Formenwelt vollkommen versagte, so begreift auch die viel allgemeiner gedachte Ableitung des Stil-Begriffes nur Ausdrucksformen in sich, die am natürlichen Vorbild irgendwie zu messen sind. Damit scheidet eine ganze Welt künstlerischer Erscheinungen auch der abendländischen Geschichte aus, gar nicht zu reden von allen archaischen oder außereuropäischen Stilen, die Goethes Vorstellungskreis nur erst flüchtig berührt hatten. Nur die Antike und dann die Renaissance — in ihrem weitesten Sinn verstanden, so daß sie auch die Umwandlung ihrer Seh-

form im Barock noch umfaßt — lassen sich mit Goethes begrifflicher Sprache fassen, nur hier wäre von subjektiv eigenwilliger oder objektiv-treuer, von phantastischer oder gewissenhaft eingeschränkter oder in tiefstem Sinne wahrer Wiedergabe eines Objekts zu reden; denn nur hier handelt es sich um eine wahrhafte Auseinandersetzung mit der Natur.

Wenn A. W. Schlegel später die Frage aufwirft, warum es mehrere Stile gäbe, und sie dann im Sinne des eigentlichen Historikers beantwortet, so zerstört er das künstlerische Weltbild Goethes, das er nur auszuführen glaubt. Für Goethe war eine Vielheit von Stilen sinnlos, da er den Begriff zu einem absoluten Werte erhoben hatte, ebenso wie für den Denker eine Vielheit wahrer Erkenntnisse sinnlos ist, die sich inhaltlich widersprechen. Schlegel führte indes nur den großen Gedanken Herders aus, der die Schönheit als Proteusgestalt erkannte, die sich unter allen Himmelsstrichen verwandelt.

Goethes Aufsatz 'Von Arabesken' (Werke 47, 235—241) schließt sich als ein weiterer Schritt zur Begriffsbildung und Einordnung von Kunstbereichen eng an den Aufsatz 'Einfache Nachahmung der Natur, Manier, Stil' an. Von der pompejanischen Wandmalerei ausgehend, erweitert er die Bezeichnung einer Ornamentform zum Gattungsbegriff für die angewandte, rein dekorative Kunst. „Wir bezeichnen mit diesem Namen", so beginnt der Aufsatz, „eine willkürliche und geschmackvolle malerische Zusammenstellung der mannigfaltigsten Gegenstände, um die inneren Wände eines Gebäudes zu verzieren." Eine solche Schmuckform ist nicht an die strengen Gesetze der hohen Kunst gebunden, sie darf frei und phantastisch mit dem Gegenstande spielen. Freude am Schöngeformten und heitere Lebenslust haben die Arabeske erfunden, sie dient der Verschönerung unserer Räume. Wenn sie also nicht Kunst im höheren Sinne ist, so hat sie doch Sinn und Berechtigung als eine untergeordnete Gattung; denn „die Welt ist so groß, und die Seele hat so nötig, ihren Genuß zu vermannigfaltigen, daß uns das geringste Kunstwerk an seinem Platz immer schätzbar bleiben wird". Einer solchen geringeren Kunstform, die ihrem Charakter nach dienend ist und auf die Eigengesetzlichkeit des Kunstwerks keinen Anspruch

machen darf, erkennt Goethe die Willkür zu. Das bedeutet: die Arabeske ist nicht an Gesetze gebunden, die dem Gegenstand entwachsen, sie kennt nicht die strenge Beziehung von Stoff und Form, sondern die Form ist alles, sie unterwirft die Gestaltenfülle dem Schmuckbedürfnis, sie vergewaltigt einen Reichtum organischer Gebilde zu einer spielerischen Anordnung. Während die Phantasie um so gebundener ist, je höher der Gestaltenkreis, in dem sie wählt, ist sie hier in ihren Erfindungen völlig frei und nur dem dekorativen Prinzip untertan.

Obwohl solche Gedanken die Möglichkeit größter Verallgemeinerung in sich enthalten — schon wenn man sie deuten und gleichsam auswickeln will, gerät man auf Grundfragen der Ästhetik —, so bleibt Goethe doch bei der Herleitung aus Werken der antiken und Raffaelischen Malerei. Aber in einer ganz einfachen Beschreibung liegt schon das Grundsätzliche seines Urteils, der absolute Maßstab für Wert und Einordnung deutlich sichtbar für den, der nach den Handhaben fragt, mit denen die Dinge jetzt gefaßt werden. Goethes Definitionen enthalten, auch wenn sie nur einem Einzelkunstwerk abgesehen sind, doch immer eine Gattung in sich; sie sind ihrem Wesen nach allgemein, wenn sie auch selten verallgemeinert werden.[1])

Eine Übertragung und Ausdehnung des Begriffes Arabeske auf eine dichterische Form, ja auf eine Epoche der Dichtkunst überhaupt, unternimmt nicht Goethe selbst, wohl aber die Frühromantik. Friedrich Schlegel nannte im Aufsatze 'Über das Studium der griechischen Poesie' schon die moderne Dichtung manieriert, und er verwendet dieses Wort in derselben Deutung wie Goethe. Es ist daher wohl anzunehmen, daß er das Wort Arabeske aus Goethes Kunstsprache aufgreift und es im 'Brief über den Roman' eigenwillig umdeutet und aus-

---

[1]) Es muß hier eine Einschränkung gemacht werden. Unter der Einwirkung Schillers erweitert Goethe oft die Begriffe der bildenden Kunst auf die Dichtung. Man vergl. den Brief vom 5. April 1797 an Schiller: „Sie haben ganz recht, daß in den Gestalten der alten Dichtkunst wie in der Bildhauerkunst ein Abstraktum erscheint, das seine Höhe nur durch das, was man Stil nennt, erreichen kann. Es gibt auch Abstrakta durch Manier wie bei den Franzosen."

deutet. Die Romane Jean Pauls, ein Allerlei von Witz und Bekenntnissen, die, ohne bedeutsame Handlung, die Natur des Romans zu verleugnen scheinen, sind für Schlegel wahre Arabesken. Man empfindet reines Entzücken an dem Humor und der geistreichen Form, die „das Spiel unserer inneren Bildung auf irgendeine Weise reizt oder nährt".[1]) Dieser Genuß ist demjenigen verwandt, den man bei Betrachtung der „witzigen Spielgemälde" empfindet, die Arabesken genannt werden. Nun sind aber, so folgert Schlegel weiter, die Arabesken der Dichtung die eigentlichen romantischen Erzeugnisse des gegenwärtigen Zeitalters, sie mischen Phantastisches und Erlebtes, Spiel und Ernst, Schein und Wahrheit. Was an ihnen kränklich zu sein scheint, ist im Grunde ihr eigentümlicher Wert; denn da sie in kränklichen Zeiten aufgewachsen sind, so ist Phantasie und Wunderlichkeit ein Vorzug.

Was ist an solchem Gedankengang Goethisch? Sicher der Ausgangspunkt: die Arabeskenform verleugnet die Natur des Gegenstandes, die Handlung im Roman, also den Stoff. Sie entfaltet ein heiteres Spiel phantastischer und sentimentaler Elemente und löst alles Gegenständliche in eine Form auf, die Entzücken erregt. Dann aber weitet sich das Wort bei Friedrich Schlegel: die Arabeske wird ihm zu einer wesentlichen Form höchster Poesie, in der sich das romantische Weltgefühl am reinsten darstellt. Gerade die vollkommene Willkür, das unendlich Triebhafte, das die begrenzenden Dinge nicht erfüllt, sondern sie verwandelt und umspielt, ist für ihn das eigentlich Romantische und das eigentlich Poetische, das der antiken Poesie gleichberechtigt gegenübertritt. Für Goethe hingegen ist die Willkür der Arabeske eine Freiheit, die ihrer niederen Natur entspringt. Denn sie darf die Gesetze des Stoffes nur ausschalten, weil sie einem Zwecke dienstbar ist, der nicht nach dem Gehalt, sondern nach der Zier fragt. Im übertragenen Sinne läßt sich eine dichterische Gattung denken, die vor allem dem Unterhaltungsbedürfnis entgegenkommt, der Freude an buntem Geschehen und phantastischer Erfindung. Auch sie besäße Willkür und völlige Freiheit, aber da sie Geringeres verantwortet, ist

[1]) Fr. Schlegel, 'Jugendschriften', Minor II, 368.

auch ihr Rang niedriger.[1]) Goethe bemüht sich um eine Ordnung und Stufung der künstlerischen Kräfte, was er nur bedingt anerkennt, das ergreift die Romantik als ein Unbedingtes, als die wesentliche Kunstform der modernen Zeit.

Der letzte in der Reihe der 'Merkur'-Aufsätze ist die Beschreibung eines zyklischen Werkes ganz im Sinne der Metamorphose (Werke 47, 227—234). Raffaels 'Christus und die zwölf Apostel' lagen Goethe in den Stichen J. P. Langers vor. Es handelt sich um eine Folge von dreizehn Figuren, die Marcantonio Raimondi nach den von Raffael entworfenen Fresken der Sala degli Palafrenieri im Vatikan gestochen hatte. Das Bildthema ist also: eine Reihe männlicher Gestalten, die Jünger eines Einzigen, ihren Charakter, Stand, Lebenswandel durch die individuelle Haltung, durch Gebärde und Ausdruck deutlich zu machen, so daß sie „ohne einander zu gleichen eine innere Beziehung aufeinander haben". Nachdem Goethe so den Typus des einfach-tätigen, dem großen Lehrer hingegebenen Menschen (nicht des apostelhaften oder prophetisch-seherischen) entwickelt hat, sagt er in der Einzelbeschreibung nur noch das Charakteristische, Individuell-Bedeutende, von der Urform des stehenden oder gehenden Mannes Abweichende. Eine solche sachliche, bis ins kleinste gehende Angabe der Körperform, des Faltenwurfs und der Bewegung enthält aber doch, auch wenn sie über das einfache Beschreiben kaum hinausgeht, eine Deutung in sich, die über das Wesen etwas aussagt, die, indem sie sich scheinbar nur an das Erscheinungsbild hält, mit einer zusammenfassenden Schlußwendung oder einem Vergleich den Kern aufdeckt und das Sichtbar-Unsichtbare enthüllt. „Petrus. Er hat ihn gerad

[1]) Arabesken in Goethes Sinne sind seine Singspiele, überhaupt Dichtungen, die der Gesellschaft dienen, dekorative Unterhaltungsstücke, die er niemals verachtet, aber auch nicht überschätzt, z. B. 'Erwin und Elmire', 'Claudine von Villa Bella', oder gewollt rätselhafte Dichtungen, die die Wirklichkeit willkürlich und spielerisch behandeln, etwa die 'Reise der Söhne Megaprazons', das 'Märchen'. — Ein Vergleich zwischen Goethes und A. W. Schlegels Aufsatz über Flaxman ergibt ein ähnliches Verhältnis zwischen seiner und der romantischen Kunstanschauung; was hier für die Arabeske gilt, gilt dort für den Begriff der illustrativen Kunst.

von vorne gestellt und ihm eine feste, gedrungene Gestalt gegeben. Die Extremitäten sind bei dieser, wie bei einigen anderen Figuren, ein wenig groß gehalten, wodurch die Figur etwas kürzer scheint. Der Hals ist kurz, und die kurzen Haare sind unter allen dreizehn Figuren am stärksten gekraust. Die Hauptfalten des Gewandes laufen in der Mitte des Körpers zusammen, das Gesicht sieht man wie die übrige Gestalt ganz von vorn. Die Figur ist in sich fest zusammengenommen und steht da wie ein Pfeiler, der eine Last zu tragen imstande ist." Oder mit ganz wenigen Worten die Erscheinung des Jakobus major: „Eine sanfte, eingehüllte, vorbeiwandelnde Pilgrimsgestalt."

Es ist die Meisterschaft des beschreibenden Deutens, die Goethe schon in den Beiträgen zu Lavaters Fragmenten zeigte. Während er aber damals seherisch die geistige Wesensart aus einem kunstlosen Umriß herausliest oder in ihn hineindeutet, hält er sich jetzt streng an die sichtbare Form. „Paulus ist auch stehend abgebildet, aber abgewendet, wie einer, der gehen will und nochmals zurücksieht; der Mantel ist aufgezogen und über den Arm, in welchem er das Buch hält, geschlagen; die Füße sind frei, es hindert sie nichts am Fortschreiten; Haare und Bart bewegen sich wie Flammen, und ein schwärmerischer Ernst glüht auf dem Gesichte." Goethe hat solche sprachliche Nachformung bildnerischer Werke später oft geübt, am liebsten bei zyklischen Darstellungen, der 'Merkur'-Aufsatz leitet also eine ganze Gattung kunstkritischer Studien ein.[1])

[1]) Strenggenommen ist der Versuch zur Zyklenbeschreibung oder -erfindung früher zu datieren. Goethe erzählt in 'Dichtung und Wahrheit' (3. Buch, 1. Teil), er habe den Frankfurter Malern, die für den Grafen Thorane arbeiteten, oft Gegenstände angegeben und einmal einen Aufsatz verfertigt, worin er zwölf Bilder beschrieb, die die Geschichte Josephs darstellen sollten. Einige wurden ausgeführt. Dann enthalten die 'Frankfurter Gelehrten Anzeigen' von 1772 eine Beschreibung zweier Landschaften Claude Lorrains, die als 'Morgen' und 'Abend' aufgefaßt sind, als die Landung des Aeneas auf italischem Boden und als der späte Verfall und die Ruinenversunkenheit seines Reiches. So ergänzen sich die Bilder in Goethes Deutung und bilden zusammen erst die volle Einheit.

Ein Weihnachtsabend bei Ottilie v. Goethe

Mitgeteilt von Wilhelm van Kempen (Dessau)

Aus dem Jahre 1838 ist uns die Schilderung eines Weihnachtsabends im Goethischen Hause überliefert, den der Bildhauer Franz Woltreck (1800—1847) dort verbracht hat.

Woltreck stammte aus Zerbst in Anhalt, war mit herzoglicher Unterstützung in Kassel und Paris ausgebildet worden und lebte seit 1823 in Rom, mit Thorwaldsen freundschaftlich verbunden und inmitten des deutschen Künstlerkreises schaffend, auch die Förderung des preußischen Gesandten v. Bunsen genießend. 1836 rief ihn der Auftrag König Ludwigs von Bayern, für die Walhalla eine Büste des Malers Memling zu modellieren, nach München. Dort in den Kreisen des Adels wie des geistigen München eingeführt, brachte Woltreck seine Begabung zum Porträt zu besonderer Blüte; er hat über 50 führende Persönlichkeiten der bayerischen Residenz in Gipsmedaillons porträtiert. Im folgenden Jahre in Dessau, Köthen und Berlin tätig — auf der Reise auch in Dresden porträtierend —, kam er Ende 1838 nach Weimar.

Geplant war dieser Weimarer Aufenthalt nur für wenige Tage: er sollte lediglich dazu dienen, Woltrecks Entwürfe zur Ausschmückung der Dichterzimmer im Weimarer Schlosse einzureichen. Aber an Ottilie v. Goethe empfohlen und auch in Weimar bereits bekannt als geschickter Porträtist, blieb der Künstler länger als zwei Wochen. Die damals entstandenen und noch vorhandenen Porträts (sämtlich Gipsmedaillons) sind: Ottilie v. Goethe, Eckermann, Preller, der Kanzler v. Müller und der Maler Nehrer. Auch das Bildnis des hochverdienten Bremer Bürgermeisters Smidt trägt die Signatur: „Weimar 1838".

Für den empfindsamen, doch vom Leben nicht immer zart angefaßten Woltreck wurde der Weihnachtsabend im Hause am Frauenplan ein großes Erlebnis. Ein Brief an seinen Gönner und Freund, den Geheimen Kabinettsrat v. Berenhorst in Dessau, berichtet ausführlich darüber. Dieser Brief ist bisher außer in der nur in Maschinenschrift erschienenen und daher leider unbekannt gebliebenen Dissertation von Georg Hund-

Anschütz: 'Franz Woltreck. Ein Beitrag zur Geschichte der Plastik des 19. Jahrhunderts' (Würzburg 1923) noch nicht veröffentlicht worden. Er lautet [1]):

Weimar, am 25. Dezember 1838.

Lieber, guter Freund!

Sie werden sich denken können, daß ich vorgestern am heiligen Weihnachtsabend besonders Ihrer aller gedacht, wie gerne hätte ich nicht die Bescherung mit arrangiren helfen und die Lichterchen anzünden! Ist die Aufstellung der schönen Sachen ohne Differenzen mit der Äbtissin abgegangen? Bitte schreiben Sie mir doch darüber nach München, adressirt an Frau v. Byarowsky, Legationsrathswittwe, Karlsstraße 42.

Ich habe den hl. Weihnachtsabend hier bei Frau v. Goethe sehr angenehm verlebt, wo ich 3 enorm große Zuckerbäume mit anputzen und die übrigen zum Bescheren bestimmten Sachen mitarrangiren half. Eine so reiche Menge von Geschenken habe ich nie an einem Weihnachtsabend in einem Hause beisammen gesehen. Und wie interessant war es hier! Urgroßmutter, Großmutter, Mutter und die schon erwachsenen Urenkel vereint zu finden! Die Bescherung war in dem klassischen Hause des alten Goethe, und welche liebe Stimmung herrschte! Wie freundlich war man gegen alle Fremde! Engländer, Russen und Deutsche waren da, jeder wurde durch ein für ihn passendes Geschenk von Frau v. Goethe erfreut. Wie herrlich gedacht, daß an diesem Tage jeder Fremde, welcher in Weimar weilt und Goethes Haus kennt, nicht ohne Freude sein sollte, wie schön, o großer guter Geist Goethe, der du so lieblich für alle dachtest! Dank Dir und der Familie, welche solche so treu forthält!

Nachdem die Wachsstöcke von zwei Zuckerbäumen niedergebrannt waren, wurden in Frau v. Goethes Wohnstube mehrere kleine Tische zum Souper arrangirt; mich fesselte im langen Saal die schöne Beleuchtung, durch einen Weihnachtsbaum mit

---

[1]) Anhaltisches Staatsarchiv Zerbst: Abt. Dessau, A. 10 Nr. 310b: 'Correspondenz des Herzogs Leopold Friedrich und des Geh. Cabinetsraths von Berenhorst mit und über den Bildhauer Franz Woltreck, 1823/47'.

großen Wachskerzen, des kolossalen Junokopfes aus der Villa Ludovisi, des großen Kopfes der Minerva aus Velletri und des großen Jupiterkopfes aus dem Vatican. Die Beleuchtung dieser Köpfe war prachtvoll, ich machte den Kanzler v. Müller darauf aufmerksam und führte ihn an der rechten Stelle, wo der kunstliebende Mann meine Freude theilte. Wir blieben im Anschauen dieser hohen edlen antiken Formen, bis der Engel auf dem Zuckerbaum in Flammen aufging, und nun die meisten Lichter ausgelöscht wurden. Die Tische waren arrangirt, die Gesellschaft begann sich zu setzen, ich suchte einen Platz neben dem lieben Eckermann, an demselben Tisch war noch Frl. Seidler, die Malerin[1]), der Baron v. Sternberg und ein Engländer; an einigen Tischen fehlten die Herren. „Aber wie schwarz sieht der hintere Tisch aus, nichts als Herren", rief Frau v. Goethe. Es war der unsrige. Wir verhielten uns ganz ruhig, sie kam, dies bemerkend, näher und sagte: „Welche Schande für die Deutschen, stets so ungalant für Damen!" Ich verleugnete in diesem Augenblick Deutscher zu sein, um bei meinem lieben Eckermann bleiben zu können. Allein es half nichts, ich mußte am Ende doch die Ehre der Deutschen retten und setzte mich zu Frau v. Goethe, Frau von Pochwitz[2]). Fräulein Ulrike[3]) kam mir zur Seite und brachte Linsen, damit ich das ganze Jahr Geld hätte — bitte sagen Sie doch ja dieses unseren allergnädigsten Herrschaften, damit es mir nimmer fehlt. Wir waren sehr heiter, die jungen Herren v. Goethe machten die Bedienung mit einer Liebenswürdigkeit, die man wohl nicht genug rühmen kann. Wie die Gesellschaft sich entfernte, half ich Fräulein Ulrike ihren hl. Christ zusammenpacken (welchen ich auch aufgestellt hatte) und ging dann nachhause um Mitternacht. Frau v. Goethe hatte mir vom Weihnachtsmann die Gespräche von Eckermann mit Goethe bescheren lassen, worüber ich große Freude hatte, es ist jetzt meine Lieblingslektüre. Früh und abend, wie viel kann jeder ge-

[1]) Luise Seidler, Hofmalerin und Aufseherin der Weimarer Gemälde-Sammlung, ein Schützling Goethes. Die Stickerin in Kerstings Gemälde 'Stickerin am Fenster' im Weimarer Schloßmuseum trägt ihre Züge.

[2]) Gemeint ist Henriette v. Pogwisch, Ottiliens Mutter.

[3]) Ulrike v. Pogwisch, Ottiliens Schwester.

bildete denkende Mensch daraus lernen. Sollten Sie es nicht kennen, so bitte ich es zu lesen, Sie werden großes Interesse finden.

Bei der großen Weihnachtsbescherung waren keine Rococo Sachen, ich bezeugte Frau v. Pochwitz meine Freude darüber, worauf sie mir erwiderte: „Sie werden in unserem Hause dergleichen schlechten Geschmack, welcher nachtheilig für die wahre, hohe, edle Kunst ist, nie sehen."

In der That ahnen viele nicht die Gefahr und den bevorstehenden Untergang in der Kunst, was Männer wie Canova, David, Thorwaldsen, Schinkel, Rauch u. a. m. wieder aus dem Chaos der Verdorbenheit hervorriefen.) Wenn sich doch nicht die Deutschen am Gängelbande der Pariser Mode wollten herumführen lassen und immer klassisch und tüchtig bleiben! Welche Ehre vor der übrigen Welt! Es ist wirklich jedes redlichen Künstlers wahre Pflicht, dies stets und vor jedermann auszusprechen: denn es gibt gar zu viele Schwache darunter, welche sich von der Mode und um ihren Herren zu gefallen, hinreißen lassen und, um liebes Kind zu werden, alles Schöne mit Füßen treten, anstatt ihren Fürsten auf das wahrhaft Schöne und Rechte aufmerksam zu machen, wenn dieser nicht einen guten Geschmack in der Kunst hat. . . . Also wache und strebe ein Jeder für das wahrhaft Gute und Schöne.

In Dankbarkeit Ihr getreuer

Franz Woltreck.

---

[1]) Wenn auch im Urteil über das Rokoko einseitig, so ist dieser Brief auch in seinen ästhetischen Anschauungen ein beachtenswertes Zeitdokument als Betrachtung des in Paris bei David d'Angers und in Rom bei Thorwaldsen geschulten Klassizisten.

Karoline Jagemann, Iffland, Kirms

Neue Briefe

mitgeteilt von Georg Droescher (Berlin)

Karoline Jagemann, der Stolz der Weimarer Bühne, die Geliebte Karl Augusts, hat in jüngster Zeit durch ihre 'Erinnerungen', die von Eduard v. Bamberg herausgegeben worden sind (Dresden, Sibyllen-Verlag), die Aufmerksamkeit der literarischen Welt auf sich gezogen. Ihre Beziehungen zu August Wilhelm Iffland, dem Direktor des Berliner Nationaltheaters, und zu Franz Kirms, der als Verwalter des Kassenwesens Goethes rechte Hand in der Leitung des Weimarer Theaters war, hat sie in den 'Erinnerungen' eingehend dargelegt; wir sind in der Lage, ihre Mitteilungen durch einige Briefe zu ergänzen, die auch für ihr Verhältnis zu dem Herzog und für Goethes Theaterleitung nicht ohne Bedeutung sind.

1. Kirms an Iffland.

Weimar, den 29. November 1797.

Sie erhalten, mein theuerster Freund, in der Beylage einen Brief von unserer lieben kleinen Jagemann, die mich bittet, Ihnen denselben zuzustellen. Ich berufe mich in Ansehung ihrer Anträge auf den Inhalt meines letzten Briefes vom 26. Nov. und bemerke nur noch, daß sie eigentlich nur im Sommer 4 Wochen lang Urlaub erhalten kann, daß ich mir aber alle Mühe geben will, ihr diesen in künftigem Winter zu verschaffen, sobald ich von Ihnen erfahre, ob für sie etwas zu thun und dabey etwas zu gewinnen sey. Ohne unseren Nachtheil wünsche ich diesem guten Mädchen um so mehr einen dergl. Gewinnst, als sie für ihre Mutter, die nunmehr auswärts versorgt ist, ihrer Equipierung wegen und zu Abstoßung ihrer Schulden viel gethan hat und nun selbst mit Schulden zu kämpfen hat. Vielleicht macht es sich im Februar oder März, denn ich zweifle,

daß vor Ende Jänner ihr eine dergl. Erlaubniß zugestanden werden dürfte.

Freund Riez hat doch gut bestanden, aber desto schlechter seine vormahlige vermeinte Frau. Diese wird wohl von niemand bedauert! Leben Sie mit Ihrer lieben Frau recht wohl und gedenken zuweilen mit gütiger Erinnerung

Ihres stets Sie liebenden Freundes

Kirms.

Freund Riez: Ritz, der bekannte Kämmerer Friedrich Wilhelms II. und Gatte der Gräfin Lichtenau. Über Karolinens Zusammentreffen mit dieser siehe: 'Erinnerungen', S. 151, Anm. 336.

2. Karoline Jagemann an Iffland.

Weimar, den 29. November 1797.

Verzeyhen Sie, Theurer Herr Iffland, daß ich mir die Freyheit nehme, mit meiner Angelegenheit Ihnen einige Zeit zu rauben. Und Ihre so häuftigen Geschäfte vielleicht unterbreche. Aber Ihre mir so liebe Versicherung beym Abschied, auch noch ferner theil zu nehmen an meinem Schicksahl, die Beweise von dieser Theilnahme während der ganzen Zeit meines Aufenthaltes in Mannheim, und das, was Hr. Oberconsistorialrath Böttger mir sagte, als er von Berlin wieder zurückgekommen war; Giebt mir das festeste Vertrauen auf Ihre Verzeyhung. Und läßt mich sogar einigermaßen für meine Wünsche hoffen. Hr. Oberconsist. Böttger hat schon die Güte gehabt, Ihnen zu sagen, wie gern ich einmal eine Ausflucht wagte, und daß Ihre Gegenwart Berlin zu dem einzigen Ort macht, wo ich in keiner Rücksicht zu riskiren fürchten muß. Da mich nicht blos Liebhaberey, sondern mancher wichtigere Beweggrund veranlaßt, diese Reise im Höchsten Grade zu wünschen; So bitte ich Sie, lieber Herr Iffland, helfen Sie mir zur Erfüllung dieses Wunsches. Besonders da der Hr. Hofkammerrath Kirms die Freundschaft hat, und mir Urlaub verschafft. Und die Umstände vielleicht nie wieder so günstig werden. Ich rechne auf Ihre Güte. Und bin fest überzeugt, sollte auch dießmahl meine Hoffnung fehlschlagen, daß Umstände es verhinderten, die ich nicht wissen

kann. Und daß Sie dann ein andermahl für mich handeln werden.

Sollte es aber geschehen, bald geschehen können; So nehme ich mir, um die Sache nicht zu verlängern, die Freyheit, einige Fragen an Sie zu thun, die Hauptsache betreffend. 1) Haben Sie die Güte mir zu sagen wie oft Sie für gut halten, daß ich spiele? 2) Ob es nicht zu viel gewagt ist, wenn ich Rollen wähle, die ich noch nie spielte? z. B. Amor im Baum der Diana und Amor in Helena und Paris. Freylich sind sie sehr hübsch. Aber man hat letztere Oper hier gar nicht, und erstere ist hier anders bearbeitet, ich kann sie also nicht studieren. Alle die Rollen, in die ich einstudiert bin, sind: Oberon, Konstanze, Bertha in Cosa rara, die Müllerin, allenfalls die Pamina und die Dittersdorff'schen Opern. Wenns möglich wäre, daß ich die Rolle aus Helena und Paris, und den Baum der Diana von Berlin bekommen könnte! Da könnte ich sie bequem lernen, und wagte nichts, wenn ich sie auch gleich noch nicht gespielt habe. Ich bin überzeugt, Herr Iffland, Sie thun, was mir zum Besten gereicht, und überlasse mit allem Vertrauen die Sache Ihrer Güte. Empfehlen Sie mich, wenn ich gehors. bitten darf, dem gütigen Andenken Ihrer Frau Gemahlin.

Und verzeyhen Sie der Freyheit

Ihrer

gehors. Dienerin C. Jagemann.

Baum der Diana: zweiaktige Oper von Martini, in Weimar zuerst am 10. Oktober 1793 aufgeführt. — Oberon: dreiaktige Oper von Wranitzky, in Weimar zuerst am 28. Mai 1796 aufgeführt. — Konstanze: aus Mozarts 'Die Entführung aus dem Serail'. — Cosa rara: zweiaktige Oper von Martini, in Weimar zuerst am 19. Mai 1791 aufgeführt. — Müllerin: dreiaktige Oper von Paisiello, am 11. November 1797 in Weimar zuerst aufgeführt. — Pamina: aus Mozarts 'Zauberflöte'.

Ifflands kurze Randbemerkung zu diesem Briefe lautet: „Auf Mad. Eunicke-Schwachhofer vordererst herausgewiesen. 6. Dezbr. 97.“

Therese Schwachhofer ist die zweite Frau des Tenoristen Friedrich Eunicke. Sie und ihr Gatte waren beliebte Künstler des Berliner Nationaltheaters, mit denen Iffland während seiner Direktionsführung

durchweg in gutem Einvernehmen stand. Seiner bekannten Gutmütigkeit widerstrebte es wohl, die eben damals jung verheiratete Frau dadurch zu kränken, daß er eine in Berlin noch unbekannte Sängerin in ihren Hauptrollen gastieren ließ. Über die Art der Rollenverteilung hatte Iffland überdies seine besonderen Grundsätze, wobei künstlerisches Gebot oft zugunsten persönlicher Einstellung den kürzeren zog.

Karolinens Gesuch war zunächst einmal abgelehnt! Die Verhältnisse in Weimar jedoch sollten sich in der Folge wesentlich ändern. Karolinens künstlerischer Ruf war zwar in kurzer Zeit gesichert, ihre Stellung bei Hofe und in der Gesellschaft aber durch auffällige Bevorzugung von seiten Karl Augusts gefährdet.

Daß Iffland, der bei Gelegenheit seines zweiten Weimarer Gastspiels i. J. 1798 in der von Karoline ihm abgetretenen Wohnung logierte, sie nun zu Gastrollen in Berlin einlud, ist nicht verwunderlich. Das beträchtliche Honorar, welches er ihr dafür anwies: 60 Pistolen — beiläufig dieselbe Summe, die Schiller für die drei Teile seines 'Wallenstein' erhielt! — wird der sehr genaue Rechenmeister mit dem materiellen Ergebnis der sechs Gastspiele schon in Einklang zu bringen gewußt haben!

Auf dieses erste Berliner Gastspiel, das in der Zeit vom 29. August bis 26. September 1798 an sechs Abenden stattfand und bei dem Karoline nun ihrerseits Gast im Ifflandschen Hause vor dem Potsdamer Tor war, bezieht sich der nachstehende Brief:

3. Kirms an Iffland.

Weimar, den 6. August 1798.

Mein lieber, liebster Freund!

Was ich Ihnen neulich über unsere kleine Jagemann zu schreiben die Ehre hatte, das werden Sie, mein Bester, nach Ihrem guten edlen Herzen nicht anders angesehen haben als thätige Sorgfalt für der Jagemann Bestes. Sie ist sehr leicht, sie kann sich mannigmahl auch opponieren, sie hält aber nicht an, wenn man sie sanft behandelt, und thut man ihr nach einiger Zeit vernünftige Vorstellung, so ist sie auch herzlich gut und thut mehr, als sie eigentlich zu leisten schuldig ist. Gewöhnlich spielt sie doch alle Jahre 4mahl in Lauchstedt. Ich brachte sie dahin und beredete Falks, daß sie so lange bey Dem. Jagemann in Lauchstedt bleiben möchten, bis sie nach Dessau und Berlin gehen würde, damit ich der Ehrenhüter diese ganze lange Zeit hindurch nicht seyn durfte. Indessen wartete ich die erste Vor-

stellung am vergangenen Donnerstag ab, die wegen der enormen Hitze nicht so gedrängt besucht war als im vorigen Jahre, wo einige hundert nicht Platz fanden. Man kam daher mit übler Laune nach Hause und wünschte die 4 Vorstellungen nicht alle geben zu dürfen.

Falk, mit dem ich Abrede getroffen hatte, nahm sie in die Allee, setzte sich neben eine Theater-Liebhaberin auf die Bank, brachte das Gespräch auf die Oper, und nachdem sie sich, ohne zu wissen, da es dunkel war, in ein großes Lob über sie ergossen hatte, so kahm man sehr vergnügt nach Hause. So viel von den Launen! Da der H[erzog] wahrscheinlich bis zur Ankunft der Jagemann noch in Berlin seyn wird, so werden Sie, liebster Freund, bald merken, wie die Kreide schreibt. Ich wünsche nicht, daß sie ihn abstoßen, sondern daß sie sich so klug betragen möge, daß das Publikum daraus ersiehet, nicht sie, sondern ER sey der leidenschaftliche Theil, wenn es noch so weit kommen sollte. Die 2te Bitte ist, ihr das Ehrenvolle und das Dauerhafte ihres jetzigen Engagements an's Herz zu legen. Die 3te ist, für eine übereilte Heyrath zu warnen. Ein geschickter wohlaussehender Violinspieler Durant machte ihr vorigen Winter Heyrathsanträge; sie wies ihn aber ab, weil es ein leichtsinniger und höchst liederlicher Hund ist, der aller Orten seine Geige verkauft und daher selten mit einem Instrument ankommt. Dieser Mensch hat ihr [in] Dresden wieder zugesagt, und sie soll ihm geantwortet haben: wenn er sein Leben ändern würde, so könnte daraus noch einmahl etwas werden. Sie hat diesmahl mir von diesem Menschen nichts gesagt, und also ist's mit ihr nicht richtig. Er will wahrscheinlich durch sie Engagement bekommen, und nachher würden beyde höchst unglücklich seyn.

Sie gehet künftigen Mittwoch den 8ten oder den 9ten nach Halle mit Falks und vielleicht auch am nehmlich[en] Tage nach Dessau, wo sie bey Tischbeins einige Tage bleiben wird. Von Berlin will sie nach Frankfurth gehen, wo man ihr Gastrollen angetragen hat, um sie wahrscheinlich fest zu engagiren; sie wird, nach ihrer Art demohngeachtet ohne vieles Geld nach Hause kommen und wird unzufrieden seyn. Ich wünsche indessen, daß alles gut gehen möge!

Wie geht es Ihnen? wie ist Ihre Gesundheit? denkt mein Freund Iffland, so wie ich, so wie meine Angehörigen oft und vielfältig an Sie denken? Bekommen wir zum 21ten nicht etwas Neues von Ihrer Meisterhand?

Unser kleines Schauspielhaus wird recht geschmackvoll mit Logen eingerichtet. Über den Tod der Beckerin hat Goethe gegen 200 Hexameter gefertigt, welche nebst dem Monument im neuen Musenalmanach erscheinen werden. Ihr Monument, venn ich es Ihnen nicht bereits geschrieben habe, soll im Park ohnweit der 3 Säulen gesetzt werden. Der Himmel gebe Ihnen und mir Gesundheit und erhalte mich in Ihrem gütigen freundschaftlichen Andenken, so werden Sie immer froh finden

Ihren herzlich ergebenen Freund

Kirms.

Karoline brachte 40 Louisdor mit nach Hause, die sie für die Erziehung ihrer Schwester bestimmte ('Erinnerungen', S. 126). Die Bewerbung Durands nimmt Kirms offenbar zu ernsthaft; Karoline selbst weist diesem Bewerber um ihre Hand in ihrer „Portraitgallerie" ('Erinnerungen', S. 105) nur eine bescheidene Rolle an.

In Weimar hatten sich die Dinge inzwischen zugespitzt. Karoline litt unter der Zwiespältigkeit ihrer Stellung und suchte sich den Auszeichnungen des Herzogs durch mehrfache Gastspiel- oder Konzertreisen nach Göttingen, Mannheim, Wien zu entziehen, steigerte dadurch aber nur die Leidenschaft ihres Verehrers, so daß es zu einer Katastrophe kam, als der Herzog seine Briefe einforderte und dieselben vor ihren Augen verbrannte! Karoline entschloß sich daraufhin zur Flucht nach Berlin; ihrem Schicksal konnte sie jedoch auf die Dauer nicht entgehen. Der folgende Brief zeigt, daß das „Etablissement" vollzogen ist; er bestätigt, was die 'Erinnerungen' von dem körperlichen Leiden des Herzogs und seinem Lebensüberdruß erzählen (S. 134, 136, 140, 156, 169).

4. Kirms an Iffland.

[31. Januar 1802.]

Mein Freund! mein liebster Iffland!

Sie sind doch nicht böse auf mich? Ich fürchte es nur, weil Sie mir nicht einen Federstrich zeigen, ob ich gleich aus mancher Ihrer Veranstaltungen sehe, daß ich in Ihrem Andenken bin.

So haben Sie mir 30 Dukaten für Tancred geschickt, die mir G[oethe] längst angerechnet hatte. Ich danke Ihnen dafür. Warum zahle ich nichts mehr an Sie? Liefern Sie nichts mehr neues, oder wollen Sie nichts daher lassen? Opiz hat wohl Egmont nicht genommen? Wollen Sie mir nicht Etwas auf Jon antworten, das ich zeigen könne. Nochmahls meinen Dank, daß Sie einen Ihrer Zöglinge uns edelmüthig überlassen wollen. Ich werde, so oft ich sie sehen werde, mich meines Freundes Iffland erinnern, der noch immer den ersten Platz in meinem Herzen hat.

Die Verhältnisse der J. — Ihr und mein Werk — stehen jetzt auf einem sehr guten Punkt. Bis beinahe Weihnachten hatten beyde eine martervolle Existenz. Er verging wie ein Schatten seit dem August, und nun vor Weihnachten sagte er, nachdem er an sie wieder geschrieben hatte: „Ich kann ohne das Mädchen nicht leben. Ich schäme mich, in meinem Alter es Ihnen zu bekennen, allein ich muß wieder in ihrer lange gewohnten Gesellschaft seyn. Versichern Sie sie, daß ich auf keinen andern Fuß mit ihr umgehen wolle, als daß jedermann sie achten müsse.“ Dieses geschieht nun, er geht oft zu ihr, trinkt Thee bey ihr, bringt ein Paar Stunden hin und lebt wieder auf. Jedermann von Bedeutung weiß es, begegnet ihr artig, selbst die Herzogin und die Herzoglichen Kinder, und so ist sie zufrieden, weil man sie ehrt. Ich wünsche, daß beyde Theile dem Plato immer attachirt seyn mögen, wozu ich aber [nicht] viele Hoffnung habe.

Was macht Ihre liebe Frau? Ihre sämmtliche häusliche Verwandtschaft? was Herr Bethmann, der gar nichts von sich hören läßt? Empfehlen Sie mich doch allen.

Gestern [30. Januar 1802] war Thurandot von Schiller bearbeitet. Es ist ein Casse-Stück, wenn an Dekorationen und Kleidungen nichts vernachlässigt wird und die Komischen italienischen Masken Rollen komisch genug gespielt werden.

Ewig so wie heute

Ihr

F. Kirms.

Mit dem 'Jon' August Wilhelm Schlegels trieb man Versteckspiel von Weimar aus. Bereits einen Monat vor der Weimarer Erstaufführung sendet Kirms am 7. Dezember 1801 auf Goethes Veranlassung

das Manuskript an Iffland ein, ohne den Verfasser namhaft zu machen, den er doch zweifellos kannte. Am 4. Januar 1802 meldet er: „Nur ein Wörtchen, ich verrathe nichts, Jon ist am Sonnabend gegeben worden und wird heute wiederholt. Noch immer weiß man den Verfasser nicht; ich glaube: Humboldt."

Iffland antwortet am 6. Februar 1802 mit der Annahme, bietet dem Verfasser durch Kirms 32 Dukaten als Honorar an. Kirms bestätigt mit Dank; er setzt hinzu: „Sie glauben vielleicht, Goethe sei der Verfasser? Sie irren sich. Wie man nunmehr weiß, so ist es Schlegel." Von dem angebotenen Honorar streicht er zwei Dukaten: „Nur 30! nicht mehr, als für Tankred!"

Der „Zögling", auch von Kotzebue warm empfohlen, Fräulein Wilhelmine Maaß, blieb nur kurze Zeit in Weimar, kehrte dann wieder nach Berlin zurück.

Der Mittelsatz des Briefes: „Ihr und mein Werk!" ist Selbstbetrug. Ebenso wie der gute Kirms mit seinem „Ja" und „Nein" aus einem Atem hätte Frau v. Wolzogen sich rühmen können, durch ihre plumpe Intrige mit den „40 000 Rh. Abstand" die beiden Liebenden einander näher gebracht zu haben. Und Iffland vollends hatte für die große Leidenschaft des Herzogs, die allein alle Hindernisse überwand, nicht das leiseste Mitempfinden.

Wie die Dinge nunmehr lagen, davon zeugen die beiden letzten Briefe.

5. Karoline Jagemann an Iffland.

Lieber Herr Iffland. Der Herzog trägt mir auf Sie zu fragen, ob Sie wohl auf 14 Tage wenigstens von Berlin abkommen und zu dem Geburtstag der regierenden Herzogin hierher kommen könnten. Eben so sehr als es ihn freuen würde, seiner Gemahlin diese Angenehme Ueberraschung zu machen, eben so sehr wünscht er Sie aus andern Gründen, die nur seiner Freundschaft und Anhänglichkeit an Sie entspringen, wieder zu sehen; und ruhig wieder sprechen zu können. Meine Bitte um Erfüllung dieses Wunsches trägt nach obigen wohl wenig dazu bey; doch füge ich sie bey, weil sie mir so sehr am Herzen liegt.

Antworten Sie mir oder dem Herzog. Denn weiter weiß noch niemand von dem Projekt.

Adieu, lieber Iffland. Antworten Sie bald. Nicht wahr? Tausend Grüße Ihrer lieben Frau!

Ihre

Weimar, den 13. Novemb. 1802. Caroline Jagem.

Wie anders dieser Brief als jener erste, der um genau nur fünf Jahre zurückliegt. Die Handschrift, dort ausdruckslos, ist hier fest und klar. Keine Spur der vorigen, fast kindhaften Unterwürfigkeit. Bezeichnend die Anrede: „Lieber Iffland", bezeichnend die abgekürzte Unterschrift. Goethe und auch Kirms werden ganz übergangen. Hiervon im letzten Briefe.

6. Kirms an Iffland.

Weimar, den 13. Dezbr. 1802.

Da Sie, lieber Freund, dem Herzog die Freude nicht machen können, zum Geburtstag der Herzogin nach Weimar zu kommen, so ist die Aufführung der hier noch neuen Oper: Der Wasserträger dazu bestimmt, welche unser gnädigster Herr von Berlin, ich glaube selbst von der Königin, erhalten haben soll, der aber der Dialog nicht beygelegen hat; daher ich einmal wieder Ihre Hülfe und Güte angehen muß, damit dieser Dialog baldmöglich geschrieben und mir gegen die Gebühr zugesendet werden möge. Es sind bis zum 30ten nur noch $1^1/_2$ Monate, mithin ist keine Zeit zu verlieren.

Demoiselle Malcolmi, jetzt Madam Müller genannt, von welcher geschickt gesagt wurde, sie sey eine geheime Verbindung eingegangen, ist gestern mit einer Tochter niedergekommen. Jedermann glaubt, sie ist ingeheim verehligt und darf der alten Mutter wegen nicht laut seyn. Es ist doch arg, daß man bey einer dergl. Widersezlichkeit, als das Mädchen that, ihr ein Kind macht und Mutter und Kind seinem Schicksale überläßt. Sie mochten, liebster Freund, Sich damahls wohl in diese schmutzige Sache nicht mischen, Sie antworteten mir nicht, und keine Antwort ist auch eine. Es ist nur gut, daß der leichtsinnige Mensch nicht wieder hergekommen ist! Hätte ich mich dieses Mädchens nicht angenommen, was würde aus ihr geworden seyn. Ihr blieb nichts übrig, als der Großmutter das Kind zu bringen. Das mag sie einmahl auch noch thun. Verzeihn Sie, daß ich Sie damahls mit dieser Sache behelligt habe.

Ein Wort unter uns! Goethe hat das Theater satt und will dem Herzog den Vorschlag thun, das Theater dem Becker und Genast, welche zeither Wöchner waren, dergestalt zu übergeben,

daß sie diese Entreprise auf Gewinn und Verlust übernehmen sollen, welches aber der Herzog schwerlich eingehen wird. Jetzt wäre es eine schöne Gelegenheit, unser Theater, wenn Freund Iffland sich kleinen Geschäften widmen wollte, Ihrer alleinigen Direktion zu übertragen. Ich glaube, daß wenn Sie dort wegwollten und freylich auf eine schickliche Art weg könnten, der Herzog Ihnen gern 2000 Thlr. verwilligen würde. Daran ist aber wohl nicht zu denken, und lange habe ich dergl. aus meinem Sinn geschlagen! Behalten Sie alles dieses hübsch bey sich, damit es keinen Lerm giebt.

Wissen Sie mir noch eine gute Sängerin, einen guten Tenor, einen guten Buffon, zuzuweisen, den man bis Michaelis bekommen könnte, so werden Sie Sich dem Herzog verbinden. Mir werden Sie eine neue Verbindlichkeit auflegen, wenn Sie mir einen zärtlichen Alten empfehlen wollten, denn Graff hat in Frankfurth vieles geboten bekommen und wird, ob er gleich bis Ostern über ein Jahr Contrakt hat, am Ende wohl davon laufen. Man hat ihm ohngeachtet seiner Verbindlichkeit eine hübsche Zulage gebothen, er ist aber ganz von Sinnen.

Wie gerne möchte ich einmahl ein vertraulich Gespräch mit meinem Iffland halten! Mir den guten Rath einer treuen großen Seele erbitten, nach welchem ich zu wandeln hätte, denn auch ich habe unter diesen Verhältnissen es lange satt gehabt! Kann ich aber ablassen, wenn ich mit meinem guten Fürsten es ehrlich meine! Empfehlen Sie mich doch, wenn Sie so gütig seyn wollen, Ihrer lieben Frau und auch Herrn Bethmann, die beyde mir noch in gutem Andenken bleiben. . . .

Auch giebts keine neuen guten Stücke! — —

Leben Sie wohl und erhalten Ihr Andenken

Ihrem

Freund und Diener

F. Kirms.

Cherubinis 'Wasserträger' ist erst am 17. Dezember 1803 in Weimar auf die Bretter gekommen; der Geburtstag der Herzogin wurde am 31. Januar 1803 durch eine Redoute gefeiert.

Malcolmi, Amalie. Sie heiratete am 7. Oktober 1803 den Schauspieler Heinrich Becker, am 26. Dezember 1805 den Schauspieler Pius Alexander Wolff, mit dem sie nach Berlin ging.

Wöchner: so nannte man am Weimarer Theater die wochenweise wechselnden Regisseure. Becker ist der eben genannte Heinrich Becker; die auf S. 227 genannte „Beckerin" ist seine erste Gattin Christiane, auf deren Tod (22. September 1797) Goethe die Elegie 'Euphrosyne' gedichtet hat. Genast: der Schauspieler und Sänger Anton Genast.

Graff: Johann Jakob Graff, hervorragender Heldendarsteller, wirkte seit 1793 an der Weimarer Bühne, der er bis zuletzt treu geblieben ist. Er ist der erste Schillersche Wallenstein gewesen.

Schon einmal, im Jahre 1795, war Goethe so bühnenmüde, daß er den Herzog um seine Entlassung bat und Schiller als Theaterleiter vorschlug; im folgenden Jahre trat er dann auch mit Iffland in Verhandlung. Durch das Zusammenwirken mit Schiller wuchs seine Teilnahme, die ihm aber, wie hier ersichtlich, doch schon früher als durch den Tod des Freundes infolge der Nebenregierung der Geliebten des Herzogs verleidet worden ist.

Goethe und Amerika

Was wir bringen 1932

Von Karl F. Schreiber (New Haven, Conn.)

Nach einem am 13. Februar 1928 in der Berliner Ortsgruppe der Goethe-Gesellschaft gehaltenen Vortrage

In einem jungen, blühenden Lande, wo die Literatur der schönen Heimatkunst noch kaum hat Wurzel schlagen können, wo Washington Irving und Bret Harte die ersten spärlichen Anfänge gezeitigt haben, das Leben der Neuen Welt mit Girlanden der Sage zu umschlingen, wo das echte, aus freier Seele aufsprudelnde Volkslied fast nur bei den Schwarzen im Süden und bei den Cowboys im fernen Westen zu finden ist, wo man die Pracht der herrlichen Landschaft noch als selbstverständlich hinnimmt, ohne sich in sie zu versenken, wo das Volk kaum in politischem Sinne eine Einheit bildet und in kühn geprägten Schlagworten erzogen wird, wo jeder das Wort „Idealismus" auf der Zunge führt, aber wenig dazu beiträgt, seinen Sinn in die Tat umzusetzen, — in einem solchen Lande keimt aus kaum beackertem Boden noch keine Weltliteratur hervor; ihm werden noch in Jahrhunderten keine Geistesheroen entspringen, die sich mit einem Dante, einem Shakespeare, einem Goethe werden messen können. Erst bei unserer jüngsten Generation kündigt sich das Verlangen an, sich in die Vorzeiten der neuweltlichen Kultur zu versenken und den Geisteserrungenschaften nachzugehen, die frühere Epochen ihren Nachfahren in Wort und Tat hinterlassen haben.

Eifrig regt der Biograph seine Feder: die verschwommenen, verschrobenen Gestalten einer noch jungen Vergangenheit werden eine nach der anderen vorgenommen und im Lichte moderner Darstellung vor uns hingestellt. George Washington, der

Vater seines Landes, ist aus sagenhafter Betrachtung herausgerückt worden, Thomas Jefferson hat seinen Historiker gefunden, Lebensbeschreibungen der Aaron Burr und Alexander Hamilton liegen in großen Prachtbänden vor, Lincoln tritt uns in neuer Beleuchtung entgegen. Besonders aber der schöngeistigen Literatur gegenüber ist das Streben, sich in den Vorvätern wiederzuerkennen, rege gewesen. Das Leben und Wirken Washington Irvings ist in einem umfangreichen Bande geschildert worden; eine zweite, vielversprechende Darstellung steht in Aussicht. Longfellow heißen wir willkommen als den Viktorianischen Amerikaner, und Nathaniel Hawthorne muß sich uns als abtrünnigen Puritaner zeigen. Walt Whitman tritt uns entgegen als eleganter Müßiggänger, dann aber noch zweimal in gehaltvollerer Gestalt. Und bei Edgar A. Poe ist die Flut der Biographien und Schriften kaum mehr zu bewältigen. Dieser bedeutendste Sänger der Neuen Welt, dieser Hohepriester der Kunst darf endlich den schönen Tag allseitiger Verherrlichung aufsteigen sehen. Fast 4000 Seiten sind über sein tragisches Leben und mystisches Wirken innerhalb eines Jahres veröffentlicht worden. Nach 75 Jahren hat sich sein schwerumkämpfter Ruhm endlich freie Bahn gebrochen, und der Geist des Dichters eilt beflügelten Schrittes den Gefilden der Ewigen entgegen.

Die Literatur nimmt ihren Kreislauf. Das Biographienschreiben und -lesen ist in die Mode gekommen; aber das tiefe Bedürfnis der Volksseele, das dieser Erscheinung zugrunde liegt, darf man wohl kaum auf das Niveau der Mode herabwürdigen. Dieses Wirken und Genießen ist der gemauerte Pfeiler, an den sich das schwankende Dasein einer Übergangsperiode festklammert. Es wäre falsch zu behaupten, diese gegenwärtig so beliebte Literaturgattung habe nicht zu jeder Zeit eine, wenn auch geringere Beachtung gefunden. Es ist jedoch hervorzuheben, daß sich diese über das ganze Abendland erstreckende Tätigkeit in Amerika mit keiner Jahrhundertfeier verbindet. „Hundertjährig“ ist ein Zauberwort, das nur in den altkultivierten Ländern Europas in die Volksseele übergegangen ist. Wenn bei uns ein Fest gefeiert wird, so ist es entweder die Unabhängigkeitserklärung oder eine umwälzende Erfindung, wie etwa die des

Dampfschiffes, die den Anlaß bietet. Da es uns an berühmten Dichtern, an großen Künstlern fehlt, so kann man es uns nicht verargen, wenn unsere aufsprudelnde Begeisterung sich in denjenigen Festlichkeiten ergeht, die uns zukommen, die uns eigen sind. Der Hang mitzufeiern geht uns wirklich nicht ab. Den Wellenschlag der großen Molièrefeier haben wir deutlich verspürt und mitgetragen, und das Beethovenjubiläum hat große Begeisterung in unserem Lande geweckt. Daraus dürfte man denn auch ruhig schließen, daß die Jahrhundertfeier des Todestages des deutschen Goethe nicht unbemerkt an uns vorübergehen wird. Um dieser Feier eine allgemeine Verbreitung, eine hohe Bedeutung zu verleihen, haben die Wärter des Deutschtums in Amerika schon früh Vorbereitungen getroffen, das allmähliche Herannahen dieses Festes der großen Schar der Goethefreunde einzuprägen.

Daß die Bewegung, dem Altmeister zur Jahrhundertfeier seines Todestages ein würdiges literarisches Denkmal zu setzen, gerade in New Haven ihren Ursprung genommen hat, darf nicht wundernehmen. Außerhalb Deutschlands gibt es wohl keinen Ort der Welt, wo Goethes Andenken so gewürdigt wird wie gerade in Yale. Das hat seine triftigen Gründe. Zu jedem Kultus gehört eine heilige Stätte und ein Hoherpriester. Ja, ein Hoherpriester der Goetheverehrung in unserem Lande ist der Mann gewesen, dessen Namen wir in dankbarer Liebe nennen: Wilhelm Alfred Speck. Als Sohn deutscher Eltern am 19. Januar 1864 in New York geboren, hatte er Pharmazie studiert; an Goethes 'Götz von Berlichingen' hat sich früh die Goethebegeisterung des Jünglings entzündet, der der Mann sein ganzes Leben hindurch mit allen Kräften eines reinen Herzens treu geblieben ist. Sein Haus, in einem kleinen Dorfe am Hudson gelegen, wurde eine reiche Schatzkammer, der Aufbewahrungsort einer erstaunlichen Goethesammlung, die von der Hingabe, dem Idealismus, der ausgebreiteten Kenntnis ihres Besitzers beredtes Zeugnis ablegt. Im Jahre 1913 siedelte Speck nach New Haven über, seine Sammlung wurde der Bibliothek der Yale University angegliedert, er selbst zu ihrem amtlichen Kurator bestellt. So hat sich auch an ihm der Segen der Beharr-

lichkeit bewährt: „Was man in der Jugend sich wünscht, hat man im Alter die Fülle."

Freilich, anfangs mag sein Ziel für einen Privatsammler, der nur über geringe Mittel verfügt, allzu weit und hoch gesteckt gewesen sein. Er hatte anfangs eine allgemeine Goethesammlung angestrebt, nach ein paar Jahren jedoch schränkte er sich klüglich ein und ging nun darauf aus, eine unübertreffliche Faustsammlung zusammenzubringen. Ein gütiges Geschick hat ihm dabei geholfen, so daß man heute wohl sagen darf, daß sich seine Faustsammlung mit den besten ihrer Art messen darf, vor allem nachdem es ihm gelungen war, die berühmte Erhardt-Sammlung mit ungefähr 6000 Stücken an sich zu bringen.

Zur Erhärtung meiner Behauptung möge es mir gestattet sein, einige Zahlen anzuführen. Als Vorarbeit zu einem illustrierten Gesamtkatalog, der als Festschrift 1932 erscheinen soll, wurde die ganze Sammlung gemustert, mit dem folgenden Ergebnis:

Bücher: 7500 Nummern; Medaillen: 237; Handschriften: 558; Faksimiles: 45; Einzelstücke von Zeitschriften, Goethe-Referate enthaltend, Theaterzettel, Programme usw.: 4000; Bilder u. dgl.: 5359; Gesamtsumme: rund 18 000 Nummern.

Wenn nun diese bedeutende Menge nur aus alltäglichen und leicht zu gewinnenden Schätzen bestünde, so müßte sie freilich vor den hervorragenden deutschen Sammlungen zurücktreten. Aber dies ist keineswegs der Fall. Obgleich 3000 Meilen von der Urquelle entfernt, hat Speck es fertig gebracht, auch seltenere und seltenste Reliquien in stattlicher Zahl seiner Sammlung einzuverleiben: er besitzt, um nur eines zu nennen, mehrere Blätter aus dem Ersten Teil des 'Faust' in des Dichters eigener Handschrift. Von den schönsten und wertvollsten Stücken, Zeichnungen und Handschriften, hat er herrliche Faksimiles herstellen lassen, die nun ihrerseits, als Privatdrucke an auserlesene Freunde in der alten und der neuen Welt verschenkt, Zierstücke fremder Sammlungen bilden.

Dieser Sammler, bei dem sich Glück und Verdienst verkettet hatten, war in die Schar der seltenen Persönlichkeiten einzureihen, die ihre Lebensanschauung ganz nach Goethes hohen

Grundsätzen gebildet haben. Seine Begeisterung für das Schöne und Wahre hat einen Kreis von Jüngern an sich gezogen, der sich weit über die Grenzen unseres eigenen Landes erstreckt. Nicht nur Deutsche und Deutschgesinnte pilgern hin zu seinem Schrein, aus aller Herren Ländern melden sie sich an, Engländer, Franzosen und Japaner. Und aus diesem fruchtbaren Boden ist dann auch die Bewegung „Goethe und Amerika" hervorgegangen. Es möge mir erlaubt sein, historisch zurückzugreifen. Im Jahre 1921, als der erste Aufruf, insbesondere an die Neuphilologen, erging, hatte das Studium des Deutschtums in Amerika seinen Tiefstand erreicht. Ein allgemeiner Mißmut, eine an Verzweiflung grenzende Niedergeschlagenheit herrschte unter den Lehrern des Deutschen im Lande. Ein jeder war auf seinen kleinsten Kreis angewiesen, wo er Gefahr lief, ein richtiger Eigenbrötler zu werden. Es bedurfte eines starken Hebels, ihn der Abgeschlossenheit dieser Verhältnisse zu entrücken. Was konnte zu diesem Zwecke geeigneter sein als die Mitwirkung an einer würdigen Goethearbeit, die großzügig geplant und von allgemeinem Interesse sein würde. Es war ein glücklicher Zufall, daß zur selben Zeit der Plan zur Tat wurde, den weitverzweigten amerikanischen Neuphilologenverband neu zu gestalten. Man ging daran, die Hauptversammlungen in kleine Gruppen einzuteilen, mit dem Zwecke, jeder Gruppe ein bestimmtes Arbeitsgebiet anzuweisen. Eine stattliche Goethegruppe trat sofort ins Leben, und bei ihrer ersten Versammlung in Baltimore, im Dezember 1921, ließ ich einen Aufruf an die Mitglieder zu der gemeinsamen Arbeit 'Goethe und Amerika' ergehen. Ich war mir wohl bewußt, diesen Schritt mit Vorsicht tun zu müssen. In Amerika sind die Gelehrten noch nicht daran gewöhnt, sich als Mitarbeiter die Hände zu reichen; jeder will sein besonderes Schäflein allein zu Markte treiben. Genaue Richtlinien, in allen Einzelheiten ausgearbeitet, durften nicht vorgelegt werden; es durften nur Möglichkeiten vorgeschlagen werden. Mein Plan ist mit Beifall begrüßt worden. Auf wie fruchtbaren Boden die Samenkörner gefallen sind, ist daraus zu ersehen, daß sich innerhalb eines Jahrfünfts mehr als vierzig Mitglieder mit Herz und Hand der schönen Aufgabe gewidmet haben.

Daß meine Absicht vor allem bei Wilhelm Speck Beifall und Förderung fand, läßt sich denken. Mit sehnsüchtiger Freude sah Speck dem Jahre 1932 entgegen; es ist ihm nicht vergönnt worden, die Tage des Festes mitzufeiern. Nach langer Krankheit hat ihn der Tod am 9. Oktober 1928 hinweggenommen. Mit ihm ist ein Mann geschieden, dessen Namen für immer mit der Geschichte der nordamerikanischen Goetheverehrung verbunden bleiben wird, ein edler Mensch und furchtloser Bekenner des Rechten, der dem deutschen Volke, das der Welt den größten Dichter der Neuzeit geschenkt hat, unverbrüchliche Treue auch in der dunkelsten Zeit des Krieges gehalten.

Es ist mir gewiß erlaubt, einen Auszug aus meinem Aufrufe mitzuteilen, dem die vielversprechende Unternehmung ihr Dasein verdankt.

„Am 22. März nächsten Jahres werden es genau neun Jahrzehnte sein, daß Goethe entschlafen ist. Die Jahrhundertfeier seines Ablebens rückt allmählich heran. Welche erstaunliche Tätigkeit haben die Goetheforscher in jüngster Zeit an den Tag gelegt! Wer möchte bezweifeln, daß sich nicht schon mancher seiner Jünger mit dem Gedanken trägt, dem Altmeister an seinem hundertjährigen Todestage eine geziemende Huldigung darzubringen. Schon zu Anfang des zerstörenden Weltkrieges war ein reges Streben allerseits bemerkbar, den Weisheitsschatz zu heben, den Goethe in seinen Werken niedergelegt hat. Das deutsche Volk insbesondere sollte sich seiner Geisteshelden freuen, es sollte unter das Zeichen Goethes zu stehen kommen. Wie sonst ist die Erscheinung jenes Prachtbandes 'Goetheland' aufzufassen, der schon 1916 aus der Presse kam? Staatsmann, Soldat, Dichter, Forscher, Tonsetzer, Maler, ein jeder läßt sich eines Sinnes vernehmen: 'Das Land, um das du kämpfest, ist Goetheland!' Wäre die Schlußfolgerung demgemäß zu verwerfen, daß ein goethebewußtes Volk seine Augen nach Weimar wandte, als es an der Zeit war, das neue Reich zu schaffen? . . .

„Und nun, was uns Amerikaner betrifft, liegt ein Grund vor, daß wir fürchten müssen, eine Feier zu Ehren Goethes würde nicht an diejenigen heranreichen, die in jüngster Zeit zu Ehren Shakespeares, Dantes und Molières begangen worden sind? Der Mei-

nung bin ich nicht. Obgleich ein Jahrzehnt eine zu kurze Frist ist, um die Wunden zu heilen, die der Krieg geschlagen hat, um den Haß zu tilgen, der der Menschheit in Fleisch und Blut übergegangen zu sein scheint, um die Vorurteile zu überwinden, die sich wie ein giftiges Netz über alle Erdensöhne ausgebreitet haben, so glaube ich doch, daß wir gerade bei Goethe Hilfe finden werden, die Widerstände zwischen den einzelnen Völkern zu überwinden. Und wenn wir auch 1932 nicht die gleiche Begeisterung erwarten können, die wir gewiß gefunden hätten, läge die Kriegszeit nicht dazwischen, dürfen wir nicht wenigstens auf ein wirkliches Interesse rechnen — und auf gegenseitige Duldung?

„Daß wir es aber vor allem Goethen selbst schuldig sind, uns aus lähmender Niedergeschlagenheit aufzuraffen, um an gemeinsamer Arbeit zu genesen, dieser Gedanke sollte einem jeden klar vors Bewußtsein treten. In diesem Sinne lasse ich also einen Aufruf an Sie ergehen, einen Aufruf, der heißen soll: 'Goethe und Amerika' im weitesten Sinne des Wortes. Eine zehnjährige, sorgfältige, planmäßige Untersuchung wird nicht nur ein schönes Endergebnis zeitigen, sondern sicherlich uns auch wieder zu der Arbeitsfreudigkeit zurückführen, deren wir uns vor Zeiten so gerne rühmten. Die Versenkung in Goethes Werk und Wesen, die mit dieser Aufgabe verknüpft ist, wird besonders dem jüngeren Geschlecht zugute kommen; aber auch für den, der sich für goethefest hält, wird die erneute Beschäftigung mit Goethes Wort und Weisheit seit der Umwertung so mancher Geisteswerte heilsam sein.

„Wer hätte zum Beispiel schon 1914 ernstliche Betrachtungen über folgende Worte aus Goethes 'Italienischer Reise' angestellt: 'Auch muß ich selbst sagen, halt' ich es für wahr, daß die Humanität endlich siegen wird; nur fürcht' ich, daß zu gleicher Zeit die Welt ein großes Hospital und einer des andern humaner Krankenwärter sein werde.' Oder über diese: 'Unsere modernen Kriege machen viele unglücklich, indessen sie dauern, und niemand glücklich, wenn sie vorbei sind.'

„Man staunt! Man bewundert diese schlichten Wahrheiten! Das sind aber nur Teileindrücke; ist man erst zu einem Gesamt-

eindruck herangereift, so offenbart sich der tiefe Sinn der berühmten Verse:

> Von der Gewalt, die alle Wesen bindet,
> Befreit der Mensch sich, der sich überwindet.

Und noch bedeutungsvoller, wenigstens im Hinblick auf die Zwecke, die wir verfolgen, scheint mir eine Äußerung in ungebundener Rede zu sein, jenes Wort, das er an den Kanzler v. Müller gerichtet hat: 'Wer meine Schriften und mein Wesen überhaupt verstehen gelernt, wird doch bekennen müssen, daß er eine gewisse innere Freiheit gewonnen.' Also sollte nun das Geleitwort zu unserem besonderen Unternehmen lauten!

„Die durch Goethe Freigewordenen, wo sie auch im Lande verweilen mögen, sollten sich allmählich die Hände zur gemeinsamen Förderung dieses verdienstvollen Unternehmens reichen. Keinesfalls ist hier an eine geschlossene Gesellschaft zu denken; es schwebt mir vielmehr eine Gemeinde lebhaft vordringender Geister vor, die sich nicht mit dem Genusse begnügen, sondern Kenntnis verlangen. 'Diese Kenntnis', so fährt Goethe selbst fort, 'treibt sie zur Selbsttätigkeit, und wie es ihr nun auch gelingen möge, so fühlt man zuletzt, daß man nichts richtig beurteilt, als was man selbst hervorbringen kann.' Es möge denn die Selbsttätigkeit statt des bloßen Genusses der Kitt sein, der uns verbindet. Da sich nun aber gerade diejenigen, die nicht zu den Fachgelehrten gerechnet zu werden streben, in der Selbsttätigkeit, die ihnen Lebensbedürfnis war, besonders lobenswert hervorgetan haben, so müssen wir in jeder Hinsicht bestrebt sein, solche, die in dieser Hinsicht zu wirken fortfahren, zu gewinnen. Es würde nicht wenig zur Freude an der Arbeit beitragen, alle diese Stillen der Goethegemeinde im Lande kennen zu lernen."

Und nun beeilte ich mich, den Aufruf zum Abschluß zu bringen:

„Obgleich ich mir dessen voll bewußt bin, daß es dem Unternehmen mehr schaden als nützen würde, wenn ich einen festen Plan zu unserer gemeinsamen Arbeit schon so früh zu entwerfen wagte, so erkühne ich mich dennoch, den Mitarbeitern einen kurzen Leitfaden in die Hand zu geben.

„Zweifellos bedarf es zu allererst eines flüssig geschriebenen Bandes, in dem das Thema 'Goethe und Amerika' von allen



„Augenblicksbilder zu Goethes Leben“



Seiten beleuchtet wird. Selbstverständlich läßt sich nicht klar andeuten, wie sich das Bild gestalten wird; das nötige Material muß erst gesammelt, gesichtet und verarbeitet werden. Als umfassende Einleitung dürfte sich Goethes Stellung in und zu der Weltliteratur eignen — natürlich mit besonderer Rücksicht seiner Bedeutung für unsere Kultur. Eine sorgfältige, großzügige Auseinandersetzung des Goethischen Einflusses auf England ist unumgänglich, da ein Verständnis seiner dortigen Aufnahme das Haupterfordernis einer Einschätzung seines Einflusses auf unser Leben und Wirken ist. Was den Hauptinhalt des Bandes betrifft, so müssen wir eben abwarten.

„Sofort könnte der zweite Teil in Angriff genommen werden. Ich denke an ein 'Goethe und Amerika'-Handbuch, eine Art Vademecum. Wer sich mit irgendeinem Thema über 'Goethe und Amerika' befaßt hat, hat erfahren müssen, unter welchen Schwierigkeiten er aus zerstreuten Blättern und verschollenen Büchern zu den gewünschten Kenntnissen gelangt ist. Nur um eine Stichprobe zu geben: Wo könnte man sich geschwind über Henry Irvings Faustvorstellungen in Amerika Aufklärung verschaffen? Natürlich meldet sich keiner, Antwort zu geben. Weiterer Erklärung bedarf es wohl nicht. Hier aber müßten die Hebel sofort angesetzt werden. Wenn uns in der nächsten Zukunft ein mustergültiger Aufsatz für das Handbuch geliefert würde, so wären wir um ein gut Stück weitergebracht."

Es wird gewiß von Interesse sein zu hören, wie einige der Themen lauten, mit denen sich unsere kleine Schar der Goethefreunde beschäftigen soll. Um nur einige herauszugreifen: Geschichte und Entwicklung des Goethe-Unterrichts in Amerika; Die Aufnahme des 'Faust', des 'Werther', des 'Wilhelm Meister'; Amerikanische Goethe-Biographien; Übersetzungen Goethischer Werke; Goethe-Büchereien; Goethe-Gesellschaften; Goethe und die amerikanischen Kirchen; Mignon in Prosa und Musik; Goethe während des Weltkrieges; Longfellow und Goethe; Emerson und Goethe; Lowell und Goethe; Bancroft und Goethe[1]) und so weiter.

[1]) Hier sei dankbar einer gründlichen Vorarbeit gedacht: Leonard L. Mackall, 'Briefwechsel zwischen Goethe und Amerikanern' ('Goethe-Jahrbuch' 25 [1904], 3—37).

Daß dabei vieles Alte in neuer Beleuchtung erscheinen wird, läßt sich denken; daß aber auch schlechthin Neues, bisher Unbekanntes wird geboten werden können, daß noch mancher schöne Fund zu hoffen steht, möge folgendes Beispiel erhärten.

Im Jahre 1815 hatte in Harvard eine Bewegung ihren Anfang genommen, die für die Beziehungen Goethes zu Amerika von größter Wichtigkeit werden sollte. Junge Gelehrte gingen in beträchtlicher Anzahl über das Meer, um sich in Göttingen nach deutschem Muster auszubilden. Die beiden ersten waren George Ticknor und Edward Everett. Im Jahre 1816 machten diese beiden von Göttingen aus eine Reise nach Weimar, um Goethen einen Gruß der neuen Republik der Vereinigten Staaten zu überbringen. Es ist uns schon längst bekannt gewesen, wie die Besucher von Goethe empfangen worden sind und wie sich ihre Unterhaltung mit ihm abgespielt hat. Wir haben dies den Tagebüchern Ticknors entnehmen können, und Ticknor ist einer jener Puritaner gewesen, die in sich die Kraft gefunden haben, sich von den engherzigen Formeln des Puritanismus zu lösen. Everett hingegen war aus dem alten Holz puritanischer Eiferer geschnitzt; er hat sich zu einem freien Menschen nie entwickeln können. Ich habe nun das Glück gehabt, einen Brief aufzufinden, in dem sich Everett über seinen Besuch bei Goethe ausläßt. Der Auszug aus Ticknors Tagebüchern und dieser Brief sollen hier einander gegenübergestellt werden. Ticknor hat sich später auf die spanische Literatur geworfen, wo er Grundlegendes geleistet hat; er hat sich, meines Wissens, nie wieder über Goethe geäußert. Everett aber hat nach seiner Rückkehr einen Aufsatz über Goethe in eine Zeitschrift gegeben, die tonangebend wirkte und die von den krassesten Vorurteilen förmlich strotzte. Everetts Brief mag als Beispiel der mächtigen Hindernisse gelten, gegen die der Goethische Geist zu kämpfen hatte, um bei den eingefleischten Yankees zu Gehör zu kommen.

Also zuerst der Bericht Ticknors:

„Weimar, den 25. Oktober 1816.

„Heute morgen schickten wir unsere Briefe an Goethe, und er ließ uns antworten, daß es ihn freuen würde, uns um 11 Uhr

zu empfangen. Wir kamen pünktlich an, und er ließ nicht auf sich warten. Er ist etwas über die Durchschnittsgröße, stark, doch nicht schwerfällig; sein Haar ist grau, seine Gesichtsfarbe dunkelrötlich, seine Augen sind groß, tief und dunkel, und obgleich sie vom Alter gedämpft sind, sind sie doch noch außerordentlich ausdrucksvoll.

„Sein ganzes Antlitz birgt den Ausdruck des Alters, und obschon seine Gesichtszüge ruhig und ernsthaft sind, so haben sie doch noch die entschiedenen Spuren früherer Leidenschaften an sich. Im ganzen ist seine Erscheinung nicht nur achtungswert, sondern erhaben. Sein Betragen ist einfach. Er hieß uns willkommen ohne jede Feierlichkeit, jedoch mit Rücksicht und Feinheit; auch machte er uns keine deutschen Komplimente. Die Unterhaltung, natürlich, ruhte in seinen Händen und gestaltete sich recht mannigfach. Er kam auf Wolf zu sprechen, da einer unserer Briefe von ihm war. . . .

„Er sprach von Lord Byron mit Teilnahme und Verständnis, bemerkte, daß seine Dichtung große Menschenkenntnis an den Tag lege und außerordentlich reich an Beschreibung sei; ‚Lara', meinte er, grenze an das Gespensterreich. Er sprach auf eine ruhige, einfache Weise, was mich sehr überrascht hätte, wenn ich ihn nur aus seinen Büchern gekannt; es kam über mich, wie enttäuscht sich Jean Paul gefühlt haben muß, als er zu Goethe kam in der Erwartung, den Geist des ‚Werther' und des ‚Faust' aus seinen Worten klingen zu hören. Einmal loderte sein Genius auf, und trotz seiner früheren Gehaltenheit hob er an, mit Eifer zu beklagen, daß es den Deutschen an freier Beredsamkeit fehle. Er bemerkte, was ich noch niemals habe betonen hören, aber was mir nun klar einleuchtet, daß das Englische durch die Übung in der Beredsamkeit eine viel lebendigere Sprache geblieben ist. . . .

„Wir blieben wohl eine Stunde bei ihm, und als wir uns entfernen wollten, begleitete er uns bis an die Tür seines Empfangzimmers, alles auf dieselbe einfache Art, wie er uns willkommen geheißen hatte, wiederum ohne uns nach deutscher Art zu bekomplimentieren."

Auf diesen sachlichen, verständigen, liebevollen Bericht möge nun der Brief Everetts an seinen Bruder Alexander folgen.

„Göttingen, den 16. November 1816.

„. . . Ich weiß kaum, ob ich den Versuch machen soll, dir noch mehr über meine Erfahrungen zu schreiben; da sie so mannigfaltig gewesen sind, fällt es mir schwer, eine Wahl zu treffen. Also doch — wir sahen Goethe in Weimar. Da ich Muttern einen hochtrabenden Bericht über diesen Besuch geschrieben habe, so werde ich mich dir gegenüber an die Tatsachen halten, wie sie vorgefallen sind. Es wurden uns Briefe von einigen vertrauten Freunden hier mit auf den Weg gegeben, von Herrn und Frau Sartorius und von Wolf. Auch führten wir bei uns einen Brief von Frau Sartorius an einen Professor Riemer, Verfasser eines vorzüglichen griechischen Lexikons. Dieser Herr hat 9 Jahre lang bei Goethe gewohnt. Er sollte uns zu ihm führen zu einer seiner mollissima tempora fandi. Riemer erzählte uns, daß er früher dem Herrn Goethe viel Zeit geopfert habe, aber daß er nun für sich und seine Frau zu sorgen habe, was eine Mißstimmung zwischen Goethe und ihm zur Folge gehabt hätte. Dies, meinte ich, hieß ungefähr so viel, wie über die Schwelle ins Haus stolpern. Am nächsten Morgen ließen wir unsere Briefe hintragen und anfragen, zu welcher Zeit es angenehm sein möchte, dem Minister unseren Besuch abzustatten. Wir wurden angewiesen, uns um 11 einzufinden. Zur bestimmten Stunde gingen wir hin. Der alte Herr war sehr steif und zurückhaltend, man dürfte sogar behaupten, ungeschickt und unbeholfen. Sein Haupt war grau, einige seiner Vorderzähne fehlten, und seine Augen waren vom Alter wäßrig. Er war bedrückt durch das Empfinden, daß wir ihn scharf ins Auge faßten, sah unruhig zum Fenster hinaus, an das er sich gesetzt hatte, und sprach leise und ängstlich.

„Er sprach von Byron; lobte den 'Corsair'; er hielt die englische Beredsamkeit für eine Folge des parlamentarischen Redens, und er stellte uns einige Fragen über Amerika. Er sprach jedoch ohne jede Begeisterung; nichts schien ihn zu interessieren. Als wir Abschied nahmen, hat er uns nicht gebeten, ihn noch-

mals zu besuchen; er hat uns jedoch einige Briefe nach Jena angeboten. Diese Briefe stellten sich an demselben Tage nicht ein, auch nicht während der zwei folgenden. Am Tage nach unserem Besuche aber schickte er seinen Diener um halb Neun mit seiner Karte, die wohl als Gegenbesuch gelten sollte. Also, so vermute ich, glaubte er nach englischer Sitte verfahren zu haben, aber in dieser Hinsicht hat er sich gewaltig geirrt. Am Abend des dritten Tages statteten wir ihm nochmals einen Besuch ab. Sein Diener kam herab und meldete uns, daß es dem Herrn Minister leid tue, uns nicht sprechen zu können. Den Grund dafür blieb er uns schuldig; auch kein Wort wurde laut, zu welcher Zeit er sich freimachen könnte. In Jena angekommen, erfuhren wir, durch einen Zufall zwar, daß er ein Wörtchen der Empfehlung an den Professor der Mineralogie [Lenz] geschrieben habe, in dem er ihm zu verstehen gab, er solle an jeden von uns ein Mitgliedsdiplom der Jenaischen Mineralogischen Gesellschaft überreichen, von der Goethe der Präsident ist. Da nichts über diese Angelegenheit während unserer Unterredung mit ihm zur Sprache gekommen war und da ich Feuerstein von Marmor nicht unterscheiden kann, es sei denn, daß ich jenen in der Zunderbüchse sehe, so sagte ich mir, daß man uns auf diese Weise einen sehr bescheidenen Wink geben wollte, ihnen eine Kiste amerikanischer Mineralien als Gegengeschenk zu übersenden. Ich möchte noch hinzufügen, daß am Tage nach unserem Besuch bei Goethe George ihm Byrons 'Belagerung von Korinth' zuschickte. Goethe hat sich aber nicht herabgelassen, den Empfang des Buches zu bescheinigen. Also nahm unser Besuch bei Goethe ein Ende."

Dieser Brief braucht keines Kommentars; in Lapidarschrift steht da zu lesen, daß der echte Puritaner sich in der Goethischen Welt nicht heimisch fühlte und jeden Versuch machen würde, ihre ihm so widerstrebende Denkart in Amerika nicht zur Geltung kommen zu lassen.

Es ist hier nicht der Platz darzustellen, wie sich der Historiker Bancroft, der Mineraloge Cogswell, der liebenswürdige Calvert, die alle in Weimar waren, zu Goethe verhalten haben. Wie Emerson durch Carlyle zu Goethe geführt worden ist, ist bekannt. Auch Margaret Fullers Beziehungen zu Goethe sind

ausführlich geschildert worden. Was Carlyle als literarischer Vermittler zwischen England und Deutschland war, das war Margaret Fuller für das Verhältnis Deutschlands und Amerikas. Diese mutige, begabte Frau ist vielleicht die einzige gewesen, die sich durchaus vom Puritanismus befreit hat. Von hoher Warte aus überblickte sie klaren Auges das Leben und Wirken Goethes und ging beherzt daran, ihre Landsleute seiner hohen Welt- und Seelenerkenntnis teilhaft zu machen. Was sie geleistet hat, ist bahnbrechend gewesen. Sie erst hat den Geist unseres Landes dahin gestimmt, dem großen Künder des Herzens und der Natur ein freudiges Willkommen zu entbieten.

Es wird nicht leicht fallen, den mannigfaltigen Einfluß Goethes auf Amerika in seiner Entwicklung und Ausdehnung richtig zu schildern, ein Buch zu schaffen, das, wissenschaftlich gegründet und praktisch ausgestaltet, dem Gelehrten wie dem Laien in gleicher Weise genugtun kann. Aber eine große schöne Hoffnung schwebt über dem Werke, die uns den Mut des Beginnens und die Kraft des Ausdauerns geschenkt hat, die Hoffnung, daß auf diesem Wege Deutsche und Amerikaner einander immer mehr gewahr werden, sich immer besser verstehen lernen, und „wenn sie sich wechselseitig nicht lieben mögen, sich einander wenigstens dulden lernen“.

Goethe-Schrifttum

Berichtszeit Februar 1928 — Februar 1929

Von Wilhelm Frels (Leipzig)

Der Bericht wurde auf das deutschsprachige Schrifttum beschränkt. Vollständigkeit des Wesentlichen wurde angestrebt, Zeitungsaufsätze wurden nur ausnahmsweise aufgenommen. Die Anfügung eines Referates bedeutet kein Werturteil; vor allem wurden solche Bücher und Aufsätze damit bedacht, deren Titel einer Erläuterung bedürftig schien. Ein * vor dem Titel gibt an, daß es sich um eine Veröffentlichung in Buchform handelt.

1 Bibliographie. Jahrbücher.

*Internationale Büchermesse. Die deutsche Abteilung auf der Bücherschau Florenz 1928. (Leipzig: Poeschel u. Trepte 1928.) (56 S.) 8⁰.

Von der Auslandabteilung des Börsenvereins der Deutschen Buchhändler veranstaltete Sonderausstellung „Goethe und Italien", deren wichtigsten Bestand Werke aus der Sammlung Kippenberg bilden. Angegliedert ist eine Schau neuerer deutscher Literatur unter den Themen „Goethe" und „Italien im deutschen Buch seit 1924". Der Text ist doppelsprachig, deutsch und italienisch.

Andree, Hans: Die Goethe-Sammlung in Landsberg W. Die Sammlung des Buchhändlers Wilhelm Ogoleit. In: Märkische Blätter. Heimatkundliche Beilage der Oder-Ztg. 1928, 79, 1. April. S. 1—4.

„Eine der größten ihrer Art . . . sie umfaßt mehrere tausend Nummern, wobei keineswegs jedes einzelne Stück gesondert gezählt ist. Naturgemäß ist diese Sammlung nur engeren Kreisen von Besuchern und einigen wenigen Goetheforschern bekannt." „Begonnen wurde sie vor 30 Jahren."

*Westfälische Goethe-Ausstellung zu Bochum, in der städtischen Gemälde-Galerie veranstaltet aus Anlaß der Bochumer Goethe-Woche von der Stadt Bochum und der Stadtbibliothek Dortmund mit Unterstützung öffentlicher und privater Sammlungen. (Leitung der Ausstellung Erich Schulz, Bearbeitung Erich Schulz, Walter Blase.) Katalog. Bochum, Oktober — November 1928. (99 S., 1 Taf.) 8⁰. Nicht im Handel.

„Entsprechend den Räumlichkeiten des Hauses ist versucht worden, in lebenswichtige Zeiträume zu gliedern und das Werk, von der Handschrift ausgehend, im Druck und in der Wirkung auf Zeit und Nachwelt darzustellen." Raum 1 bis 8 bringen in glücklicher Auswahl eine

Übersicht über Goethes Leben und Schaffen, Raum 9 und 10 sind Faust gewidmet. Goethes westfälischer Reise ist mit liebevoller Betonung gedacht worden. Nicht weniger als 22 Anstalten und Sammler — und zwar die bedeutendsten — unterstützten durch Leihgaben die Ausstellung, deren Leiter Erich Schulz besonderer Dank gebührt.

*Katalog der Sammlung Kippenberg. (2. Ausg.) Bd 1, 2 [u.] Reg.-Bd. Leipzig: Insel-Verlag 1928. (XVIII, 316; VIII, 330; 209 S. mit Taf. u. Faks.) 4°. Hldr. 160,—.

„Aus 5332 Nummern des ersten Kataloges sind nun weit über 8000 geworden. In Wirklichkeit ist die Vermehrung wesentlich größer . . ." Das, was für die Sammlung nicht erreichbar war, wurde versucht in einem „corpus photographicum" zu vereinen. „Was Herrn Dr. Hünich und mir unsere sonstige Inanspruchnahme allein zu unternehmen unmöglich gemacht hätte, tat mit uns Herr Alfred Bergmann, den, nachdem er lange Zeit Grabbe gedient, der Herr in die Goethische Klarheit geführt hat, in fast vierjähriger, hingebender und unermüdlich klärender Arbeit: den Katalog zu einer Art Kompendium der Goethe-Zeit zu gestalten". Das Reg. wurde im allgemeinen nach den gleichen Grundsätzen bearbeitet wie die Register der Weimarer Ausgabe.

Frels, Wilhelm: Goethe-Schrifttum Febr. 1927 — Febr. 1928. In: Jahrbuch der Goethe-Gesellschaft. Bd 14. S. 230—262.

Frels, Wilhelm: Goethe. In: Jahresberichte des Literarischen Zentralblattes. Jg. 4. Sp. 471—476.

Verzeichnis der Goetheliteratur 1927, soweit sie dem Lit. Zbl. vorlag. Nur Titelangaben in knappster Form.

(Korff, H. A., und E. Karg-Gasterstädt:) Goethe. In: Jahresbericht über die wissenschaftl. Erscheinungen auf dem Gebiete der neueren deutschen Literatur. Bibliographie 1925. Berlin 1928. S. 72—80.

Titelbibliographie für 1925 mit gelegentlichen kurzen Referaten.

Witkowski, Georg: Goethe-Wandlungen. In: Die Literatur. Jg. 31, 2, Nov. 1928. S. 81—83.

Übersicht über neue Veröffentlichungen zur Goetheforschung.

---

*Chronik des Wiener Goethe-Vereins. Bd 35. Im Auftr. d. Ausschusses redig. von Rudolf Payer-Thurn. Wien: Amalthea-Verlag 1928. (46 S.) 4°.

Inhalt: S. 1—9: Fünfzig Jahre Wiener Goethe-Verein [Bericht über die Feier am 22. März mit Festrede von R. F. Arnold. Bericht über die Schicksale der englischen Goethe-Vereinigungen durch Prof. Dr. Breul]. Es folgen drei Aufsätze von Wilh. Weckbecker, Otto Weissel und Eduard Castle, die einzeln verzeichnet sind, sowie Briefe Ottiliens an Seligmann (s. unter Ottilie v. Goethe). S. 35—37: R. Payer-Thurn: Ein Medaillon-Entwurf Joh. H. Meyers und seine Schicksale. [Gedenkmedaille auf Schillers Tod]. S. 37—46: Goethe-Abende 1878—1928 [des Vereins]. Verzeichnis der Mitglieder.

*Goethe-Kalender. Hrsg vom Frankfurter Goethe-Museum. [Jg. 22.] 1929. Leipzig: Dieterich [1928]. (232 S. mit eingedr. Abb.) 8°. Pp. 4,—.

„Im Gegensatz zur Gepflogenheit der letzten Jahre gilt [der Inhalt] nicht nur dem alten, sondern dem ganzen Goethe." Enthält außer zwei Aufsätzen von Alfred Biese und Hans Wahl S. 158—188 einen Abdruck aus Lili Parthens Tagebüchern: „Plauderei in Marienbad" u. S. 190—208: „Vor hundert Jahren" [Goethe im Jahre 1829]. S. 217—232: „Aus der neuesten Goethe-Literatur." Beigegeben ist eine Anzahl trefflicher Abbildungen aus dem Frankfurter Goethehaus.

*Jahrbuch der Goethe-Gesellschaft. Im Auftrage des Vorstandes hrsg. von Max Hecker. Bd 14. Weimar: Verlag d. Goethe-Gesellschaft 1928. (IV, 315 S., 3 Taf.) gr. 8°.

„Die Aufmerksamkeit des 'Jahrbuchs' gilt dieses Mal vornehmlich Goethe dem Kunstfreund", insbesondere „dem Verhältnis Goethes zur romantischen Kunst." — Anführung der einzelnen Aufsätze erfolgt in den Abteilungen. S. 283—297: 43. Jahresbericht (1927/28); S. 299—313: Register.

*Jahrbuch der Sammlung Kippenberg. Bd 7, 1927/1928. Mit 8 Bildtafeln u. 4 Abb. im Text. Leipzig: Insel-Verlag (1928). (322 S.) 8°. Hlw. 6,—.

Die Aufsätze des Jahrbuches sind in den folgenden Abschnitten einzeln aufgeführt.

II. Ausgaben. Zu den Werken.

a) Werke. Teilsammlungen.

*Goethes Werke. Auswahl in 10 Bdn. Bd 1—10. Stuttgart: Chronos-Verlag [1928]. 8°. Ldr. 60,—.

Ausgabe ohne Anmerkungen u. Einführungen. Ein Hrsg. ist nicht genannt. Bd 1. Gedichte. Hermann u. Dorothea. Sprüche. 2. Mitschuldigen. Götz. Clavigo. Stella. Egmont. 3. Iphigenie. Tasso. Natürliche Tochter. Pandora. Epimenides' Erwachen. 4. Faust. 5. Werther. Wilhelm Meisters Lehrjahre Buch 1—4. 6. Lehrjahre Buch 5—8. Unterhaltungen deutscher Ausgewanderter. Novelle. 7. Wahlverwandtschaften. Novellen aus Wilhelm Meisters Wanderjahren. 8. Dichtung u. Wahrheit 1 u. 2. 9. Dichtung u. Wahrheit 3 u. 4. Italienische Reise. 10. Vermischte Schriften. Biographisches. Zur Literatur. Zur bildenden Kunst. Naturwissenschaftliches.

*Goethes Werke. Vollständige Ausg. in 40 Teilen. Auf Grund der Hempelschen Ausgabe neu hrsg. von Karl Alt. Bd 36. [Nur] Einleitung. Berlin: Bong [1929]. (CXXI S.) 8°.

Waldemar v. Wasielewski schrieb eine neue Einleitung zu den naturwissenschaftlichen Schriften Goethes, die hier vorgelegt wird. „Den Hrsg. hat Goethes Naturforschung in seinen Jugendjahren zunächst vorwiegend in rein naturwissenschaftlicher Hinsicht interessiert, allerdings schon damals in einer besonderen Weise darüber hinaus angezogen. Im Laufe der Jahre trat sie nun immer reiner und deutlicher als Eigengebilde vor das geistige Auge; als Eigengebilde, das sich mit Naturwissenschaft wie Naturphilosophie verwandt zeigt, ohne

mit ihnen zusammenzufallen. Dieser allmählich errungene Standpunkt erwies sich weiterhin zu meiner Freude als der gleiche, den G. selber seiner Forschung gegenüber eingenommen und ausdrücklich betont hat."

*Goethe: Sämtliche Werke in 4 Hauptbdn. und einer Folge von Erg.-Bdn. Hrsg. von Theodor Friedrich. Bd 19, 20. Leipzig: Reclam 1928]. kl. 8⁰ [= Helios-Klassiker]. Lw. je 2,75.

19. (36. u. 37. Tl.) Allgem. Naturwissenschaft. Morphologie. Bearb. von Rudolf Hunger. (73, 208, 35, 285 S. mit Abb., 3 Taf.) — 20. (38.—40. Tl.) Geologie. Meteorologie. Farbenlehre. Bearb. von Rudolf Hunger. (40, 186, 21, 76, 47, 469 S., 16 z. T. farb. Taf.)

*Goethe: Sämtliche Werke. (Propyläenausg. Hrsg. von Curt Noch.) Bd 38, 39. Berlin: Propyläen-Verl. 1928. (VII, 507 S.) 4⁰. Lw. je 12,—.

Bd 38 u 39 enthalten die Werke aus den Jahren 1826 und 1827 sowie Briefe, Tagebücher, Tag- und Jahreshefte usw. aus dieser Zeit.

*Goethe: Werke für Jugend und Volk. Eine Ausw. in 2 Bdn. hrsg. im Auftr. d Stadt Frankfurt a M (Besorgt von einer Arbeitsgemeinschaft der Jugendschriften-Ausschüsse d. Lehrerver. u. d. Philologenver. zu Frankfurt a. M. durch Anna Hoffa, Karl König, Adolf Lehmann [u. a.]. Biograph. Einf : Alfred Biese. Anm. nachgeprüft von Franz Schultz.) Bd 1, 2. Frankfurt a. M.: Diesterweg 1928. (344 S. mit 1 Abb., 1 Titelb.; 318 S., 1 Titelb.) 8⁰. Lw. 7, 50.

Auswahl aus Dichtung u. Wahrheit. Gedichte in Auswahl. Briefe (Auswahl in zeitlicher Folge) Spruchweisheit. Hermann u. Dorothea. Iphigenie. Götz. Egmont. Faust T. 1 (unter stillschweigender Streichung der ganzen Walpurgisnacht).

*Goethe: Schriften über die Natur. Geordnet u. ausgew. von Gunther Ipsen. Leipzig: Kröner [1928]. (344 S.) kl. 8⁰ = Kröners Taschenausg. Bd 62. Lw. 3,50.

Die Einleitung will „die Grundgedanken Goethescher Wissenschaft im Zusammenhang andeuten". „Die Auswahl beschränkt sich darauf, die Hauptpunkte der Lehre, möglichst in fertig ausgeführten und zusammenhängenden Stücken, zu bieten. Goethes Wissenschaft soll hier nicht zur Naturphilosophie verdichtet, sondern über alle Bereiche des irdischen Lebens ausgebreitet erscheinen." Das Material ist in folgende Abteilungen geordnet: Allgemeine Naturwissenschaft. Erdkunde (= Geologie). Botanik. Zoologie. Farbenlehre.

*Goethe über sich selbst. Hrsg. von Valerian Tornius. Berlin: Die Buchgemeinde 1928. (223 S.) kl. 8⁰. Nicht im Handel.

„Wahrhaftigkeit war von Jugend auf ein Grundpfeiler seines Charakters. Darum gewinnen auch seine Aussprüche über sich und sein Leben so großen Wert für uns . . . Von Goethe läßt sich sagen, daß es kaum eine Regung seines Herzens oder seines Geistes gibt, über die er nicht selbst ein erklärendes Wort gesprochen hat. Diesem Umstande verdankt das vorliegende Buch seine Entstehung." „Natürlich war es nicht möglich und auch nicht tunlich, alle Aussprüche Goethes über sein Leben und Schaffen zu sammeln . . . Dem Hrsg. schwebte nichts anderes vor, als eine Autobiographie Goethes in Brevierform zu geben, Dichtung u. Wahrheit, in konzisere Gestalt gefaßt, bis zum Lebensende des Dichters fortzuspinnen."

*Goethes Leben im Spiegel seiner Werke. Ausgewählt u. hrsg. von Artur Müller. (4 Teile.) Tl. 1—4. Dresden: Ehlermann [1928]. (Umfang je zwischen 74 u. 111 S.) kl. 8° = Deutsche Schulausgaben. Nr. 138—141.

„Dieser erste Versuch ist aus der Praxis geboren und hat schon seit Jahren in handschriftlicher Form dem Arbeitsunterricht höherer Klassen gedient." Tl. 1. Rokoko. Sturm u. Drang. 2 u. 3. Reifung. 4. Vollendung.

*Goethes Lebensweisheit. Hrsg. von Josef Hofmiller. Berlin: Weltgeist-Bücher 1928. (60 S.) kl. 8° = Weltgeistbücher. 294. Lw. —,65.

Auswahl aus Goethes Prosawerken, Tagebüchern, Briefen und Gesprächen, „ein Brevier gewissermaßen jener Aussprüche, die, aus seinem Leben unmittelbar entstanden, auf unser Leben unmittelbar wirken".

---

*Engel, Eduard: Was bleibt? Die Weltliteratur. Leipzig: Koehler u. Amelang 1928. (688 S.) 8°. Lw. 15,—.

S. 423—432 wird geprüft, ob Goethe „bleibt". Produziert wird eine Summe von Plattheiten, die für das „Bleiben" des Herrn Examinators das Schlimmste befürchten lassen.

*Fischer, Paul: Goethe-Wortschatz. Ein sprachgeschichtl. Wörterb. zu Goethes sämtl. Werken. Leipzig: Rohmkopf 1929. (XI, 905 S.) gr. 8°. Lw. 24,—.

In der Hauptsache liegt dem vorliegenden Werke die große Weimarer Ausgabe zugrunde. „Alle Belege aus den verschiedenen Werken sind jedoch so gehalten, daß sie für jede neuere Goethe-Ausgabe passen." „Auf die Begriffsentwicklung der einzelnen Wörter ist durchweg besondere Sorgfalt verwandt worden: bei der Auswahl sämtlicher Beispiele aber mußte die Rücksicht auf Besonderheiten des Goethischen Wortgebrauches in erster Linie maßgebend sein, vornehmlich, soweit dieser für die Gesamtentwicklung unserer Sprache von Bedeutung ist, für welche Goethes Schriften . . . einer der Hauptmittelpunkte sind. Sollte jedoch der gewaltige Umfang Goethischen Sprachgutes einigermaßen sichtbar werden, so war es nicht zu vermeiden, daß gelegentlich auch weniger für die Sprachentwicklung belangreiche Ausdrücke behandelt wurden . . ." Den Wörterbüchern von Heyne (1890ff.) und Weigand (5. Aufl.) wird insbes. der größte Teil der „eingezeichneten, im engeren Sinne sprachgeschichtl Bemerkungen" verdankt. Auch der Altonaer Joseph, den der Verf. für ein echtes Knabenwerk Goethes hält, ist mit (allerdings besonders gekennzeichneten) Beispielen vertreten.

Korff, H. A.: Aufriß der deutschen Literaturgeschichte. 7. Die erste Generation der Goethezeit. In: Zeitschrift für Deutschkunde. Jg. 42, 10. S. 625—647.

Es entsteht in der Goethezeit „ein neues Gefühl für die Dämonie des Lebens und die Überverständigkeit der Welt". Sturm und Drang und Klassik gehören zusammen, „weil sie von ein und derselben Generation getragen werden". Die vier Hauptträger der Zeit: Herder, Goethe, Kant und Schiller.

*Korff, H. A.: Die Dichtung von Sturm und Drang im Zusammenhange der Geistesgeschichte. Leipzig: Quelle u. Meyer 1928. (VII, 99 S.) 8°. 3,—; Lw. 4,80.

Goethe steht vom Kapitel 2 an „Sturm gegen die Aufklärung" mehr oder minder im Mittelpunkt der Darstellung. S. 44—48: Werther („die schönste und größte aller Sturm- und Drangidyllen ist der Werther"). S. 62—63: Götz („der Naturmensch im Kampfe gegen die unnatürliche Kultur"). S. 65—67: die Gretchen-Tragödie und Klärchen (Zusammenstoß zwischen dem Naturrecht der Liebe und der christlich-bürgerlichen Geschlechtsmoral). Der Freiheitskampf des natürlichen Menschen macht im 'Prometheus' „selbst vor Gott nicht halt" (S. 69). Kap. 3: Das faustische Lebensgefühl: Die Dichtung des Sturm u. Drang finden wir beherrscht „von zwei scheinbar entgegengesetzten Menschenidealen". „Wir können den einen den Götz-Typ nennen, den andern aber den Faust-Typ." Der zweite Typ entstammt „dem Wiedererwachen des Gefühls für die Dämonie des Lebens". Seine Verkörperungen sind Faust (Urfaust) und Werther (der erste deutsche Romantiker).

*Ramecker, J. M.: Der Kindesmord in der Literatur der Sturm- und Drangperiode. Ein Beitrag zur Kultur- u. Literaturgeschichte des 18. Jh. Rotterdam: Nijgh u. v. Ditmar 1927. (280 S.) 4°.

S. 188ff.: Goethe. „In G.s Werken ist die verlassene Braut oder Frau ein immer wiederkehrendes Motiv" (Götz, Clavigo, Werther, Faust). „Vergleicht man die Mädchengestalten Gretchen, Klärchen, Melinas Geliebte und die Gefallene vor Gericht, so zeigen sie alle vier einen gemeinsamen Wesenszug: in der Auffassung des außerehelichen Geschlechtsverkehrs stehen sie alle über der gesellschaftlichen Moral ihrer Zeit." „Am wenigsten fortgeschritten erscheint hier Gretchen."

*Rehm, Walther: Der Todesgedanke in der deutschen Dichtung vom Mittelalter bis zur Romantik. Halle: Niemeyer 1928. (IX, 480 S.) gr. 8° = Dt. Vierteljahrsschrift f. Literaturwiss. u. Geistesgeschichte. Buchreihe, Bd 14. 24,—; Lw. 26,—.

S. 328—348: Goethe. „Das Lebensgefühl Goethes war so stark, daß es ein Todesgefühl gar nicht aufkommen ließ, daß es das Todesbewußtsein ganz mit Leben durchdringen konnte."

Voßler, Karl: Goethe und das romanische Formgefühl. Festvortrag, gehalten am 2. Juni 1928. In: Jahrbuch der Goethe-Gesellschaft. Bd 14. S. 263—281.

Auszug des Vortrages auch in: Forschungen u. Fortschritte. Jg. 4, 17, 10. Juni 1928.

b) Einzelne Werke.

Beiträge zur Optik. — *Goethe, J. W. v.: Beyträge zur Optik. (2 Stücke.) Stück 1. 2. Weimar, im Verlag d. Industrie-Comptoirs 1791. 1792. ([Nebst Chromatischem Kartenspiel u. großer colorierter Taf.] Neu-Ausg. [Faks.-Neudr.] mit e. Nachw. von Julius Schuster. Berlin: Funk 1928.) kl. 8°, 16°, 19,5×27 cm u. 38×54,5 cm. Geh. u. in Karton 28,—; große kolor. Taf. nebst Text 8,—.

Die große kolorierte Tafel zu Stück 2 war bis zum Sommer dieses Jahres verschollen. Dann wurde sie in zwei Exemplaren (das eine in Privatbesitz, das andere in der Stuttgarter Landesbibliothek) aufgefunden. „Da keine Ausgabe Goethes Abbildungen zur Farbenlehre völlig originalgetreu reproduziert, war die Faksimile-Edition des chromatischen Kartenspiels nicht nur eine bibliophile, sondern zugleich wissenschaftliche Aufgabe."

Dichtung und Wahrheit. — Franz, Arthur: Die literarische Porträtzeichnung in Goethes Dichtung und Wahrheit und in Rousseaus Confessions. In: Vierteljahrschrift f. Literaturwiss. u. Geistesgeschichte. Jg. 6, 1928, 3. S. 492—512.

Rousseau hat mehr die Beurteilung, Goethe mehr die Erkenntnis seiner Umwelt im Auge.

Ewige Jude. — *Zirus, Werner: Der ewige Jude in der Dichtung, vornehmlich in der englischen und deutschen. Leipzig: Mayer u. Müller 1928. (XI, 159 S.) gr. 8° = Palaestra. 162. 12, —.

S. 32—36: Ahasver bei Goethe und Schubart.

Farbenlehre. — *Goethe: Farbenlehre. Hrsg. u. eingel. von Hans Wohlbold. Mit 1 Porträt, 23 farb. u. 8 schwarzen Taf. Jena: Diederichs 1928. (559 S.) 8° = Gott-Natur. 7. Lw. 18,50.

Die Auswahl bringt nur den didaktischen Teil, diesen aber vollständig. Der Herausgeber wünscht, daß das Buch nicht nur gelesen, sondern sein Inhalt von dem Leser in der Weise erlebt werde, daß er selbst von Versuch zu Versuch weiterschreitet. „Nur in diesem Falle kann sich ihm die ganze Schönheit und in ihrer Einfachheit so außerordentlich fesselnde Wahrheit und — man darf geradezu sagen — Wahrhaftigkeit des Werkes offenbaren. Durch diese ihre innere Wahrhaftigkeit muß die Farbenlehre die Menschen und auf dem Umweg über diese vielleicht einmal die Physiker gewinnen."

Günther, Gerhard: Goethes Farbenlehre, eine Brücke zur Intuition. In: Die Drei. Jg. 8, 6, Sept. S. 442—450.

Trentini, Albert: Goethes Farbenlehre. In: Der Kunstwart. Jg. 42, 4, Jan. 1929. S. 253—257.

Faust. — Arnold, Robert F.: Goethes Faust in seinen Auswirkungen. Vortrag. In: Die Quelle. Jg. 78, 10. S. 1010—1014.

Faust-Aufführungen, Faust im Film (der erste Faust-Film, gestellt nach Gounods Oper, erschien um 1910 in Frankreich), Faust-Übersetzungen, Faust in der Musik und in der bildenden Kunst, Faust-Literatur.

Arnold, Robert F.: Faust in der Dichtung neben und nach Goethe. In: Die Quelle. Jg. 78, 5. S. 592—597.

Wiener Rundfunkvortrag. Kurzer Überblick über die wichtigsten Behandlungen des Stoffes vom ältesten Faustbuch bis Ferd. Avenarius und Busoni.

Castle, Eduard: Zur Entstehung des Faust. Vortrag, geh. am 27. Januar 1927. In: Chronik des Wiener Goethe-Vereins. Bd 35. S. 19—26.

„In bezug auf den Urbestand an Faustszenen stimme ich mit Roethe überein, doch gehe ich von anderen Erwägungen aus und habe auch eine wesentlich andere Grundanschauung von der Konzeption, der Auffassung und dem Ziele der Goetheschen Faustdichtung."

Deetjen, Werner: Zum Urfaust. Ein Brief Knebels an F. H. v. Einsiedel. In: Jahrbuch der Goethe-Gesellschaft. Bd 14. S. 80—81.

Brief aus Straßburg vom 11. Jan. 1775. „. . . so hab ich Ihnen den Anfang der ersten Szene aus Göthens Doctor Faust abgeschrieben . . ." Der bisher ungedruckte Brief befindet sich in der Weimarer Landesbibliothek.

*Felke, Georg N.: Faust. Die Tragödie d. Genies. Eine Darst. d. Grundideen d. Werkes. Berlin-Hessenwinkel: Verl. d. Neuen Gesellschaft [1928]. (82 S.) 8°. 1,—.

„Es handelt sich im Faust um das Werden und Reifen des genialen Menschen bis zum gottähnlichen Genie" Abschnitte: Die äußere Handlung. Die innere Handlung. Die Quintessenz des Faust. Homunculus. Fausts Tod. Zugaben: Geniedramen. Stirb und Werde (zu G.s Gedicht „Selige Sehnsucht").

Gerland, Heinrich: Faust. Idee und Plan der Tragödie. In: Logos. Bd 16, 3. S. 259—286.

Jugendarbeit aus dem Winter 1895/96, die bisher noch nicht veröffentlicht wurde. „Wenn ich mich jetzt entschlossen habe, die kleine Arbeit zu veröffentlichen, so geschah es im Hinblick auf die . . . Rickertschen Abhandlungen, mit denen an mehr als einer Stelle meiner Ausführungen Übereinstimmung besteht, eine Tatsache, die vielleicht doch für die hier vertretene Auffassung beweisend sein dürfte" „Entsinnlichung und Versittlichung des Menschen durch sich selbst, das ist die Idee der Tragödie."

*(Heß, Georg:) Epilegomena zu Goethes Faust (2. Teil, 1. u. 2. Akt). Erlangen: Wrede in Komm. (53 S.) gr. 8°. 1,80.

Fortlaufende Erzählung des Inhalts mit eingeflochtenen Erläuterungen. „Nur Probebogen. Das Ganze ist fertig geschrieben bis zum letzten Buchstaben. Aber weitergedruckt wird erst dann, wenn dieser seinen Weg gefunden hat."

Hetz, Gottfried Wilhelm: [Bespr. von] Julius Frankenberger: Walpurgis. Zur Kunstgestalt von Goethes Faust. Leipzig 1926. In: Euphorion. Bd 29, 4. S. 622—627.

Kalepky, Theodor: Zur Deutung des Goetheschen Homunculus. In: Neophilologus. Jg. 13, 1928, 4. S. 280—282.

Die von Polak (Neophil. 13, 16ff.) abgelehnte Deutung des Homunculus als des allegorischen Repräsentanten des Neuhumanismus wird von neuem befürwortet.

Meringer, Rudolf: Spitze, Winkel, Knie im ursprünglichen Denken. In: Wörter u. Sachen. Bd 11, 1928. S. 114—123.

Der erste Abschnitt (S. 114—118) beschäftigt sich mit dem Pentagramm in Goethes Faust und kommt zum Ergebnis, daß es sich hier nicht um den fünfeckigen Sowjetstern, sondern um das auch öfter ungenau als Pentagramm bezeichnete sog. „Salomonische Dreieck" (Davidsstern) handelt.

Niessen, Karl: Faust als Schmutz und Schund. In: Köln. Ztg. Wochenausg. 1928, 52, 26. Dez. S. 10—11.

Onnasch, Carl: Goethes „Faust" u. unsere Frömmigkeit. In: Die christliche Welt. 42, 11. Sp. 500—505; 12. Sp. 577—581.

1. Der religiös-ethische Tatbestand des Faust. 2. Faust und die Vorwürfe gegen die Frömmigkeit des deutschen Idealismus. 3. Faust und seine Bedeutung für unsere Frömmigkeit.

Schuchard, G. C. L.: Die ältesten Teile des Urfaust. 2. In: Zeitschrift f. deutsche Philologie. Bd 52, 3/4. S. 346—378. (Tl. 1 des Aufsatzes angezeigt Jahrbuch 13, S. 325.)

„Wir müssen eine fragmentarische Margareten-Komödie für Leipzig ansetzen, die sich etwa in der Welt des Boccaccio bewegt . . ." Le Sages Diable boiteux „berührt sich so eng mit dem, was ich als älteste Teile der Gretchen-Episode, und auch überhaupt des Goetheschen Faust ansehe, daß ich eine literarische Beeinflussung Goethes durch dieselbe nicht von der Hand weisen kann". „Anfang, Ende, Mitte, das ist die Reihenfolge der Entstehung. Der Anfang aber gehört noch Leipzig an." Die Mitte entstand als Brückenszenen 1774/75. Auch die Auerbachszene ist Leipziger Ursprungs. Zwar wird der „Mythus der einheitlichen Dichtung" durch diese Annahme zerstört, aber „der Dichter selbst tritt mehr in den Vordergrund".

*Zum 17. Sept. 1928. (Faksimile des Theaterzettels der ersten Faustaufführung. Weimar 29. Aug. 1829. Begleitwort F[riedrich] A[dolf] H[ünich].) (3 Bl.) 2° = Veröffentlichung der Heinrich-Stiebel-Gesellschaft. 2. Nicht im Handel. Gedruckt wurden 35 Exemplare.

Walzel, Oskar: Goethes Faust. In: Köln. Ztg. Wochenausg. 1928, Nr. 19, 9. Mai. S. 12—14.

Wolff, Eugen: Goethes Faust auf dem Weg zur Bühne. In: Der neue Weg. Jg. 58, 1, 1. Jan. 1929. S. 2—5.

Wolff, Eugen: Die Ausstellung „Faust auf der Bühne" und das Goethe-Lessing-Jahr. In: Die deutsche Bühne. Jg. 21, 1, 8. Jan. 1929. S. 11 bis 15.

Vorschau auf die Ausstellung in Braunschweig-Wolfenbüttel.

Gedichte. — *Goethe: Grenzen der Menschheit. ([Schrift u. 5 Abb.] rad. von L[eopold] Thieme. [Ausg. C.] Lübeck: Quitzow [1927].) (12 Bl.) 16° = Miniatur-Kunstgaben. Bd 12. 2,50.

Biese, Alfred: „Herbstgefühl." In: Goethe-Kalender. Jg. 1929. S. 48—68.

Betrachtung des Goethischen Gedichtes.

Bruns, Friedrich: Auge und Ohr in Goethes Lyrik. In: Journal of engl. and germ. Philology. Vol. 27, 1928, 3. S. 325—360.

Kekule v. Stradonitz, Stephan: Etwas über Goethes Logenlied „Verschwiegenheit". In: Mitteilungen aus d. Verein deutscher Freimaurer. Bd 5, 45, Okt. S. 71—72.

Urschrift, bisher in Privatbesitz, jetzt bei Liepmannssohn-Berlin versteigert (Verzeichnis Nr. 50). Fünftletzte Zeile lautet richtig: „Hüllen sich in unserm Kreis."

A[nton] K[ippenberg]: Eine Richtigstellung. In: Jahrbuch d. Sammlg Kippenberg. Bd 7. S. 312.

In allen Drucken von Goethes Festlied zum 70. Geburtstag Zelters („Lasset heut am edlen Ort . . .") sind die Strophen 2 und 3 vertauscht. Die von Kippenberg kürzlich erworbene eigenhändige Niederschrift Felix Mendelssohn-Bartholdys der Komposition des Liedes gibt die Strophen in der richtigen Ordnung, durch die erst der Sinn des Gedichtes völlig klar wird.

Petsch, Robert: Goethes Mondlyrik. In: Zeitschrift f. deutsche Bildung. Jg. 4, 6. S. 297—308.

S.: Thaer bei [Fritz] Reuter, Goethe und Zelter. In: Die medizinische Welt. 1928, 42. S. 1590.

Hinweis auf Goethes, von Zelter komponiertes, Gedicht „Zu Thaers Jubelfest, den 14. Mai 1824".

Spieß: Nochmals Goethes Mondlied. In: Zeitschrift f. deutsche Philologie. Bd 53, 1. S. 74—88.

Götz. — *Hilkene, Philipp: Zur Entstehungsgeschichte des „Götz von Berlichingen". Novi Vrbas: Garamszeghy 1928. (57 S.) gr. 8°. 1,50.

Vergleicht die beiden Fassungen der Goethischen Dichtung und hebt die Neuformung der Gestalt Weislingens besonders hervor. Diese soll durch Goethes persönliches Erleben, vor allem sein Verhältnis zu Herder, bedingt sein.

F. A. H[ünich]: Die Kraftstelle des „Götz" in der Literatur. In: Jahrbuch d. Sammlg Kippenberg. Bd 7. S. 313—316.

Ein Totengespräch in Wekerlins „Chronologen" (1779) zwischen „Magister Schönfleck" und Tacitus und ein gleiches in den „Visionen und Dialogen" von A. W. Schreiber (1795) zwischen Lessing und einem „Tragödiendichter" setzen sich voll sittlicher Entrüstung mit Götzens Ausspruch und dem rohen Geschmack der lit. Jugend auseinander.

Iphigenie. — Fries, C.: Zu Goethes Iphigenie. In: Archiv f. d. Studium der neueren Sprachen u. Literaturen. Jg. 83. Bd 153 = N. S. Bd 53, 3/4. S. 231.

„Es wäre denkbar, daß die Lektüre des Toxaris [von Lucian] für den Hintergrund der Iphigenie in Frage käme."

Natürliche Tochter. — Brachvogel, Carry: Die natürliche Tochter. In: Didaskalia. Jg. 106, 36, 2. Sept. 1928. S. 159—160.

Beschäftigt sich mit der geschichtlichen Stefanie-Luise Billet, der Verfasserin der Goethes Schauspiel zugrunde liegenden Memoiren.

Prometheus. — Richter, Julius: Goethes Prometheus und die Überwindung seiner religiösen Krise. In: Zeitschrift für den evang. Religionsunterricht an höheren Lehranstalten. Jg. 39, 1928, 3. S. 81—95.

Stella. — Heynen, Walter: Stella. In: Masken (Düsseldorf). Jg. 21, 13. S. 201—205.

„Dieses wundervoll licht und straff komponierte Schauspiel, das so untragisch angelegt ist, durch einen tragischen Ausgang zu einem Problemstück zu machen, hieße geradezu wider den heiligen Geist dieser reinen Dichtung verstoßen. Selbst Gundolf läßt hier den alternden Interpreten Goethe im Stich."

Tasso. — Groeper, Richard: Heinrich von Kleist und Goethes Tasso. In: Jahrbuch der Kleist-Gesellschaft. 1927 u. 1928. S. 90—104.

Ähnlichkeiten Kleists mit Goethes Tasso. „Divinatorische Kraft Goethes, eine Dichternatur zu zeichnen, die sich neben ihm oder nach ihm erfüllen sollte". „Die Gräfin Sanvitale kann man als die typische Zusammenfassung aller der Frauen deuten, die zufällig Kleists Weg gekreuzt haben."

Merbach, Paul Alfred: „Tasso" und Tassos Geschlecht. Ein stoffgeschichtl. Versuch. In: Blätter der Städtischen Bühnen. Frankfurt a. M. 1928, 25/26. S. 387—395.

Wahlverwandtschaften. — Wassermann, Jakob: Einige Notizen zu „Goethes Wahlverwandtschaften". In: Wassermann: Lebensdienst. Leipzig 1928. S. 279—289.

Wirkung des Werkes auf die Zeit. Würdigung der Wahlverwandtschaften als Kunstwerk. „Wir werden belehrt, aber so wie durch den Anblick eines Sonnenaufgangs oder eines Gewitters; wir werden ergötzt und unterhalten, aber so, wie uns Gott durch den Wandel der Zeiten, der Menschen und der Geschicke unterhält."

Werther. — Daffner, Hugo: Eine Münchner Wertheriade. Fanni von Ickstatts Sturz vom Münchner Frauenturm im Jahre 1785. In: Jahrbuch der Sammlg Kippenberg. Bd 7. S. 217—266.

(*Sondheim, Moriz:) Werther und der Weltschmerz in Frankreich. (Vortrag, geh. am 12. Febr. 1928. Frankfurt a. M.: Frankf. Gesellschaft der Goethe-Freunde 1928.) (30 S.) 8° — Privatdr. der Frankf. Ges. d. Goethe-Freunde. (9.)

„Kein Franzose hat [bei Erscheinen] Werther verstehen können und verstanden . . . nicht die Moral, sondern viel Empfindlicheres, der gute Geschmack, wurde durch Werther verletzt." Erst in den 80er Jahren begann man ihn zu verstehen, die Generation Napoleons empfand W. „als Blut von ihrem Blut". „Die Jugend von 1793 liest W., wie wenn er jetzt und für sie geschrieben wäre, denn er ist der erste Roman, dessen Held dem dritten Stande angehört." „Auch die Verbannten von 1800 haben W. gelesen, wie wenn er bloß für sie geschrieben wäre." Sie erzeugen Werther ähnliche Schriften (Frau von Staels „Delphine" u. a.). Aber noch 1840 ist der Einfluß W.s so groß, daß er als Erreger der Schwermut auch der neuen Generationen angeklagt wird. Zwischen 1850—1860 hört dieser Einfluß Werthers auf.

Weber, Karl Maria: Zur Vorgeschichte von Goethes Werther. In: Jahrbuch der Goethe-Gesellschaft. Bd 14. S. 82—92.

Vier neue Werthergedichte. In: Jahrbuch der Sammlg Kippenberg. Bd 7. S. 316—317.

1. „Lotte auf Werthers Tod von Fr. v. St. * *", handschriftlich aus dem Nachlaß der Frau von Stein. 2. An die Jugend: Als Werther tod in seinem Blute lag. (Berlinisches Litterarisches Wochenbl. Bd. 1, 1777). 3. Werther und Ich. (Allerley für allerley Leser. Erstes Stück. 1795.) 4. Werther an Lotte. (Zweite Sammlung beliebter Guitarrelieder. Wesel: Bagel 1842. Zwar erst in diesem Druck bekannt, aber unzweifelhaft viel älter.)

Westöstlicher Divan. — Hirschberg, Leopold: Künftiger Divan. Ein Mahnruf für 1929. In: Der Schacht. Jg. 5, 3. S. 35—38.

Plädiert für eine Neuausgabe des Westöstlichen Divan mit den Kompositionen der Romantiker Schubert, Loewe, Schumann, Mendelssohn.

Koßmann, E. H.: Drei Vignetten Goethes zu Divan-Gedichten. In: Jahrbuch der Goethe-Gesellschaft. Bd. 14. S. 147—151.

Zinkernagel, Franz: Zum „Westöstlichen Divan". In: Euphorion. Bd 29, 1/2. S. 229.

In dem Liede Suleika „Was bedeutet die Bewegung" soll V. 18 nach einem Vorschlag des Baseler Juristen Paul Speiser zu lesen sein: „Diene Freu'nden und Betrübten."

Wilhelm Meister. — Hasenzahl, Friedrich: Der Geist der Erziehung und Bildung in der „Pädagogischen Provinz". In: Schulbote für Hessen. Jg. 69, 1928. S. 34—36.

Harder, Hans: Goethes „Wilhelm Meister" und Stifters „Nachsommer". In: Kunst u. Wissen. Beil. z. Karlsruher Beobachter. 1928, 4, 25. Jan. S. 1—3.

Kalepky, Theodor: Zu Zs. 52, 150: Eine Quelle zu Goethes neuer Melusine von Henrik Becker. In: Zeitschrift f. deutsche Philologie. Bd 52, 3/4. S. 402—403.

Die Entstehungsgeschichte des Zwergengeschlechts ist kein Fremdkörper in dem Märchen.

*Krüger, Emil: Die Novellen in „Wilhelm Meisters Wanderjahren". Rügenwalde: Mewes 1926. (131 S.) 8°.

Kieler Dissertation. „Die kritische Wanderung durch Goethes Novellen wurde angetreten in der Erwartung, auf weiten Strecken die Abhängigkeit des Novellisten Goethe von Vorgängern nachweisen zu können . . . Die Erwartung wurde — zum Ruhme Goethes! — enttäuscht. Wohl fanden sich einige äußerliche Anklänge . . . Aber das alles bedeutet nichts gegenüber der Gesamterkenntnis, daß G. nicht der Nachahmer seiner Vorgänger ist, sondern in den Novellen etwas ganz Neues schafft: er beseitigt die rein abenteuerliche Handlung und erstrebt statt ihrer psychologische Vertiefung; er schildert nicht von vornherein qualifizierte Mustercharaktere, sondern seelische Entwicklung; er konzentriert die Handlung auf wenige Personen, aber jede einzelne ist ein individuell bestimmter Charakter . . ."

Ostermann, Walter: Das Bild des Menschen in Goethes „Wilhelm Meister", Kellers „Grünem Heinrich" und R. Rollands „Jean Christophe". In: Neue Heidelberger Jahrbücher. N. F. 1928. S. 1—116.

Zerstreuungs- und Trost-Büchlein. — Wahl, Hans: Das wiedergefundene Trostbüchlein Goethes. In: Goethe-Kalender. Jg. 1929. S. 90—100.

Das der Prinzeß Karoline von Weimar gewidmete, 1806—1807 entstandene Werk enthält 88 Zeichnungen Goethes. Vgl. vorigen Bericht (Goethe-Jb. 14 S. 242).

Hausmann, S.: Goethes Floh-Dissertation. In: Der Heimgarten. Jg. 6, 35, 31. Aug. 1928. S. 271.

Räumt noch einmal mit der Legende auf, die Goethe zum Verfasser der 1688 von Philipp Zaunschlieffer geschriebenen „Dissertatio juridica . . ." machen will, und charakterisiert den eigentlichen Urheber dieser Legende, Chr. H. G. Köchy († 1828) und sein Buch „Goethe als Mensch und Schriftsteller".

III. Briefe und Äußerungen.

Obenauer, Karl Justus: Zur neuen Ausgabe von Goethes Briefen und Tagebüchern von H. G. Gräf. Leipzig: Insel-Verl. In: Das Inselschiff. Jg. 9, 1. S. 49—53.

*Goethe: Briefe an Charlotte von Stein. In Auswahl hrsg. von Jonas Fränkel. Leipzig: Fikentscher (1928). (315 S.) kl. 8° = Hafis-Lesebücherei. [52]. Lw. 1,30.

Wahle, Julius: Ein ungedruckter Brief Goethes. In: Jahrb. d. Sammlg Kippenberg. Bd 7, 1927/28. S. 5—8.

An August v. Einsiedel, den jüngeren Bruder des Kammerherrn F. H. v. E., datiert 7. Mai 1781. Bezieht sich auf den Ankauf der Bibliothek des Göttinger Philosophieprofessors Chr. W. Büttner durch Karl August.

Wahle, Julius: Aus dem Goethe= und Schiller=Archiv. In: Jahrbuch der Goethe=Gesellschaft. Bd 14. S. 93—100.

1. Ein Brief Goethes an Franz Kirms (22. Juli 1805). 2. Ein Brief Goethes an Amtmann Rothe (23. Sept. 1806). 3. Ein Brief Herders an Goethe (Fragment, undatiert). 4. Eine biographische Betrachtung Goethes. 1 und 2 waren bereits gedruckt: Goethes Briefe, Weim. Ausg., 19, 483 u. 485.

Weil, Gotthold: Goethes Brief an H. F. von Diez vom 15. Nov. 1815. In: Von Büchern u. Bibliotheken. Festschrift Kuhnert. Berlin 1928. S. 182—186.

Der bisher nur im Konzept bekannte Brief ist kürzlich zusammen mit einem Briefe des Gothaer Oberbibliothekars Fr. Jacobs in der Berliner Staatsbibliothek entdeckt worden. Es handelt sich um die Orientalia der Gothaer Bibliothek, bzw. deren Katalog, den Diez sich durch Goethes Vermittlung beschaffen wollte.

IV. Biographisches.

1. Ahnen und Enkel.

Dingeldein, Otto: Vom Namen „Goethe". In: Volk u. Scholle. Heimatbll. f. beide Hessen. Jg. 6, 2. S. 48—49.

Volksgemäße Aussprache in der Heimat des Dichters ist Goethē.

Hansen, Nils: Ein Tropfen Türkenblut in Goethes Adern? In: Jahrbuch der Sammlg Kippenberg. Bd 7. 1927/28. S. 303—311.

Goethes Verwandtschaft mit der Familie Soldan, die angeblich von einem kriegsgefangenen Türken Sadoch Selim Soldan abstammt. (Vgl. auch vorigen Bericht Jb. 14 S. 243.) Anschließend S. 311—312 „Eine andere interessante Verwandtschaft". Gemeinsame Ahnen Goethes und der Luise v. François.

Hofer, Klara: Goethes geistliche Ahnen. In: Deutsche Monatshefte. Jg. 4, 10, Okt. 1928. S. 420—423.

Kopp, Jenny: Die Vererbung in Goethes Geschlecht. In: Volksaufartung, Erbkunde, Eheberatung. Jg. 3, 7, 15. Juli 1928. S. 155—158.

Goethe geriet durch sein Bündnis mit Christiane „in die Abhängigkeit einer niederen Natur", die Ehe August v. Goethes konnte keine Regeneration mehr herbeiführen.

Wohleb, Leo: Goethes Großoheim Johann Michael v. Loen als Freund der Klöster. In: Theologie u. Glaube. Jg. 20, 5. S. 660—669.

2. Zu Goethes Leben.

Bab, Julius: Goethe und der Aufgang des Abendlandes. In: Befreiungsschlacht. Stuttgart 1928. S. 187—217.

„Aus all den dunkeln Hemmungen, die uns umlagern, reißt sich mit gewaltigem Schwung die Hoffnung los auf die Erfüllung des

göttlichen Erdenwerkes, das zu erfüllen der abendländische Mensch vor anderthalb Jahrtausenden auszog, und dessen Erreichbarkeit zum erstenmal das Leben Goethes bewiesen hat"

Bezold, Karl: Goethe, der Regisseur. In: Baden-Badener Bühnenblatt. Jg. 8, 95, 15. Nov. 1928. S. 1—2.

Vgl. den vorjährigen Bericht S. 244.

*Bielschowsky, Albert: Goethe. Sein Leben und seine Werke. Neubearb von Walther Linden. Bd 1, 2. München: Beck (1928). (XI, 477; V, 647 S.) Bd 1 u. 2 zus. 18,—; Lw. 25,—.

„Eine geistige Wandlung stärkster Art hat sich [seit dem Tode Bielschowskys] vollzogen, wie in der Zeit überhaupt so im besonderen auf dem Gebiete der Goetheforschung . . . Von einer Goethefremdheit kann heute nicht mehr gesprochen werden . . . Die Einfügung moderner Ergebnisse und Gesichtspunkte . . . war unumgänglich notwendig. Aber es genügte nicht, äußerlich zu ersetzen oder zu ergänzen . . . Der Bearbeiter mußte aus den Teilen des Werkes, die erhalten bleiben konnten, und den neu zu gestaltenden Abschnitten sich ein geistiges Ganzes zusammendenken und aus der Vorstellung dieses Ganzen heraus die einzelnen Neuabfassungen und Umänderungen vollziehen." Die biographischen Kapitel blieben im wesentlichen unverändert. „Christianes Charakter wurde gehoben, zugleich aber auch das Tragische des Verhältnisses entschiedener betont" u ä. „Weit stärker war der Eingriff in jenen Kapiteln, die den einzelnen Dichtungen und der geistigen Artung Goethes gewidmet sind. Hier ist kein Kapitel ohne bedeutsame Änderungen geblieben." Besonders stark wurde im 2. Bande bei der Darstellung des Goethischen Alters eingegriffen, ein ganz neues Kapitel „Eintritt ins Alter" trat hinzu. Im übrigen soll die Neubearbeitung „ein Volksbuch" bleiben, „den Zutritt, die erste Bekanntschaft mit Goethe ermöglichen, die Grundlage für jedes eingehendere Goethestudium sein".

Brandis, Karl Georg: Goethes Plan eines Gesamtkatalogs der weimarischen Bibliotheken. In: Jahrbuch der Goethe-Gesellschaft. Bd 14. S. 152—165.

Deetjen, Werner: Goethes tägliche Tafel vom 25. XII. 1831 bis 15. III. 1832. In: Jahrbuch der Sammlg Kippenberg. Bd 7. S. 191 bis 216.

Die Zusammenstellung der Goethischen Menus war wenigen Eingeweihten schon aus der Publikation der Stadelmann-Gesellschaft bekannt. Deetjen macht sie, mit wertvollen Erläuterungen versehen, nun einem weiteren Kreise bekannt.

*Döbling, Hugo: Die Chemie in Jena zur Goethezeit. Mit 5 Abb. im Text. Jena: Fischer 1928. (XII, 220 S.) 8° = Zeitschr. d. Ver. f. Thüring. Gesch. u. Altertumskunde. N. F. Beih. 13. 8,—.

Die Arbeit bringt „den geschichtlichen Stoff, der bei den Vorarbeiten zur Rektoratsrede von Alexander Gutbier 'Goethe, Großherzog Carl August u. die Chemie in Jena' aufgefunden wurde u. der bei weiterem Nachforschen noch erheblich vermehrt werden konnte". „Mein Streben ging dahin, nur Unveröffentlichtes zu bringen — abgesehen von dem notwendigsten zum Verständnis erforderlichen verbindenden Text. Die Geschichte der Chemie zur Zeit Döbereiners ist aus der Geschichte der Oberaufsicht gewissermaßen herausgeschält." Von Interesse für den Goetheforscher ist vor allem T. 2: die Ent-

wicklungsgeschichte der Oberaufsicht über die unmittelbaren wissenschaftl. Anstalten in Jena bis zum J. 1809 (die Oberaufsicht bestand aus Goethe u. dem Geh. Rat Voigt) u. auch T. 3: Aus der Schaffenszeit Joh. W. Döbereiners, erhält man aus ihnen doch ein eingehendes Bild von der umfassenden amtlichen Betätigung Goethes. Der Nachtrag bringt eine größere Anzahl Briefe und Berichte Döbereiners an Goethe, drei Mitteilungen der Oberaufsicht, die von Goethe unterzeichnet sind, und ein Schreiben Goethes vom 7. 5. 1823 an Döbereiner. Das Buch erweist, daß gewissenhaftes Suchen selbst heute noch neue Goethe-Quellen aufdecken kann.

Guhl, Wilhelm: Noch Einiges zum Thema: Goethe als Beamter. In: Mitteilungen des Vereins der Ministerialamtmänner. Jg. 1928, 12. S. 66—67; 13. S. 72.

„Das was er als Beamter erstrebte und erlebte, wurde ihm Gegenstand der Dichtung, und was er als Dichter visionär sah, das wollte er, soweit als praktisch möglich, Wirklichkeit werden lassen" „Die Dienstführung des alten Beamten Goethe ist ausgesprochen patriarchalisch."

*Handbuch der Literaturwissenschaft. Hrsg. von Oskar Walzel. Lfg. 100 = Walzel: Deutsche Dichtung von Gottsched bis zur Gegenwart. H. 8. Wildpark-Potsdam: Athenaion 1928. (S. 129—160 m. Abb. u. Taf.) 4°.

Das Kapitel über Goethes Werther wird abgeschlossen. Hochklassizismus: Goethes Weimarer Anfänge (Frau von Stein, Herder, Urmeister, Singspiele, Naturforschung).

Hecker, Max: Goethes Tod und Bestattung. Neue Urkunden aus dem Goethe- und Schiller-Archiv. In: Jahrbuch der Goethe-Gesellschaft. Bd 14. S. 208—229.

13 Briefe an und von Zelter.

Klages, Ludwig: Bemerkungen über die Schranken des Goetheschen Menschen. In: Mensch und Erde. 3. Aufl. Jena 1928. S. 91—110.

Geschrieben 1917. „Das Lebensgefühl des Goetheschen Genius, dem 'Ewigweiblichen' verwandt, bedarf eines Mittlers, und dieser Mittler ist der 'Andre', der 'Nebenmensch'. Hier liegt sein besonderer Gehalt, hier aber auch seine eherne Schranke."

Körber, G. v.: Goethes Leben im Lichte der Astrologie. Erstmaliger Versuch, den Ablauf eines Menschenlebens von Geburt bis zum Tode in geschlossener Form an Hand der astralen Einflüsse zu entwickeln. In: Sterne und Mensch. Jg. 3, H. 2, April 1927 bis Jg. 4, H. 10, Dez. 1928.

Anzeige dieser Studie unter dem Titel „Goethe, astrologisch durchleuchtet" von Hans Osse in: Die Literatur. Jg. 31, 1, Okt. 1928. S. 53.

Kommerell, Max: Goethe. In: Der Dichter als Führer. Berlin 1928. S. 61—173.

Die Erweckung: Herder („H. riß G. über die Schranken von geschmücktem Haus und Stadtwall ins offene Gefild, und aus dem abgemessenen Spiele der Säle in keimschwangere Wildnis"). Der Wanderer und seine Gesellen: Lavater, Jacobi, Stolberg. („Wie damals [seit der Begegnung mit Herder] seine Art mehr ein Tasten und Versuchen ist als meisternder Wille, so bedeutet ihm der Erste der drei während solchen Schweifens von ihm Ergriffenen ein ihm ungemäßes, die beiden andern eine Möglichkeit des eigenen Führertums.") Karl

August (drei Karl-August-Bilder bei Goethe: „Ilmenau", „Torquato Tasso" u. „im Gespräche mit Eckermann").

Kommerell, Max: Schiller. In: Kommerell: Der Dichter als Führer. Berlin 1928. S. 175—303.

S. 226—254: Sein Kampf um Goethe. S. 255—283: Sein Kampf neben Goethe. „Nun gab es für Schiller nur noch eines: die seit der italienischen Reise über das Begreifen aller hinausgewachsene Gestalt Goethes zum deutschen Ereignis zu machen." S. 284—303: Die Gesetzgebung. „Beide Führer waren auf getrennten Wegen dazu gedrungen, beide hatten sich darin gefunden, daß das Werk des Dichters keine Willkürschöpfung von Traum und Gedanken noch auch Nachbildung des Wirklichen sei — sie ist die geistig erscheinende Form des in sich gerundeten Menschseins.".

*Krause. — Die letzten Augenblicke Goethes in der Aufzeichnung des Dieners Friedrich Krause. Zum 22. März 1928. (2 S., 2 Bl. Faksimile.) 4⁰ = Veröffentlichung der Heinrich Stiebel-Gesellschaft 1. Nicht im Handel.

Berichtigungen Krauses zu Wilhelm Müllers Werk „Goethes letzte literarische Thätigkeit, Verhältniß zum Ausland und Scheiden nach den Mitteilungen seiner Freunde dargestellt" 1832. Zerstört „die Legende, die sich [um die letzten Augenblicke Goethes] bald nach des Dichters Hinscheiden gebildet hatte".

*Lange-Eichbaum, Wilhelm: Genie, Irrsinn u. Ruhm. München: Reinhardt 1928. (498 S.) gr. 8⁰. 13,—; Lw. 16,—.

Psychopathographie Goethes S. 366—367. Hierzu Literatur S. 472—473.

Lobe, Johann Christian: Die Probe von Turandot. Eine Goethe-Erinnerung. In: Der Schatzgräber. Jg. 7, 11. S. 14—18.

Aus den Erinnerungen des 1881 gestorbenen Komponisten und Musikschriftstellers Lobe, zuerst gedruckt in seinem Buche „Aus dem Leben eines Musikers".

Loewy, Siegfried: Goethe als Theaterdirektor. In: Didaskalia. Jg. 106, 13, 25. März. S. 49—50.

Mitteilungen an Hand der Briefe Goethes an den Hofrat Kirms. Die Vorlage, Anfang des 19 Jahrh. als Buch erschienen, ist nur noch in 4 Exemplaren nachweisbar (eines in der Theatersammlung Hugo Thimigs).

Roth, Ludwig: Das Reichskammergericht und Goethe. In: Didaskalia. Jg. 106, 33, 12. Aug. 1928. S. 147.

Sakmann, Paul: Ralph Waldo Emersons Goethebild. In: Jahrbuch der Goethe-Gesellschaft. Bd 14. S. 166—190.

*Schrickel, Leonhard: Geschichte des Weimarer Theaters von seinen Anfängen bis heute. Weimar: Panse (1928). (288 S., 63 Taf.) gr. 8⁰. 13,50; Lw. 15,—.

S. 57—176: Von Goethes Ankunft in Weimar bis zu Goethes Tod. Ausführliche Darstellung mit zahlreichen Einzelheiten aus den Akten.

Schuster, Julius: Goethe als anatomischer Zeichner. In: Der Kunstwanderer. Jg. 10, Oktoberheft 1928. S. 58—62.

Strobl, Karl Hans: Goethe als Universitätsbibliothekar. In: Die Gartenlaube. 1928, 32, 9. Aug. S. 677.

Goethes Verdienste um die Universitätsbibliothek Jena.

Volbehr, Theod.: Die Heimatbewegung und der alte Goethe. In: Siegerland. Jg. 10, 1928. S. 2–4.

Vgl. den vorjährigen Bericht S. 246.

Walzel, Oskar: Goethes und Herders Weimarer Anfänge. In: Germ.-roman. Monatsschrift. Jg. 15, 11/12, Nov./Dez. S. 415–433.

Zaunick, Rudolph: Von der ehemaligen Gesellschaft für Mineralogie zu Dresden. In: Sitzungsberichte und Abhandlungen der naturwiss. Gesellschaft Isis in Dresden. Festschrift f. Richard Baldauf. Dresden 1928. S. 77–89.

Darin S. 84 Anm. 2: Abdruck des Ernennungsdiploms Goethes (im Goethe- u. Schiller-Archiv) zum Ehrenmitglied.

3. Beziehungen zu bestimmten Gegenden und Orten.

Becker, Albert: Pfälzer Goethe-Erinnerungen. In: Der Heimgarten (München). Jg. 6, 35, 31. Aug. 1928. S. 271–272.

Goethes Aufenthalt in Speyer 1779. Handschreiben des Kaisers von Österreich an Goethe, datiert Speyer, 28. Juni 1815, begleitet vom Kommandeurkreuz des Leopoldordens.

Becker, Albert: Westricher Goethe-Stätten. Zu Goethes Ritt durch den Westrich 1770. In: Der Pfälzer in Berlin. Jg. 8, 3, 25. März. S. 28–32.

Beils, Willi: Goethe in Trier. In: Trierische Heimat. Jg. 4, 6, März 1928. S. 81–84.

*Beyer, Günther: Weimar. Bilder. Mit geschichtl. Einl. von Eberhard Frhr. Schenk zu Schweinsberg. Berlin: Deutsche Verlagsgesellschaft f. Politik u. Geschichte 1928. (XXV, 108 S. Abb., S. 109 bis 126, 1 Titelb.) gr. 8° = Bücher deutscher Städte u. Landschaften. 1. Lw. 12,—.

„Wie das Weimar der Goethezeit geworden ist, auf welcher Grundlage und in welcher Art es sich in den zwei Menschenaltern um 1800 gewandelt hat, hierüber nachzudenken, wollen wir anregen. Es wird dabei häufig die Rede sein müssen von Zeiten und Stilstufen, die vor der klassischen Zeit liegen, und deshalb sei gleich daran erinnert, daß ja Goethes Wohnhaus am Frauenplan dem Anfang des 18. Jahrhunderts entstammt, daß sein Gartenhaus sicher noch im 17. gebaut ist."

*Flasdieck, Hermann: Goethe in Elberfeld, Juli 1774. Mit 8 Bildbeigaben. Elberfeld: Martini u. Grüttefien 1929. (96 S.) 8° = Veröffentlichungen der Stadtbücherei Elberfeld. 1. 3,—; Lw. 4,—.

„Die Abhandlung verfolgt einen doppelten Zweck. Einmal schwebte mir vor, eine bescheidene Ergänzung zur Goethebiographie und damit ein Scherflein zur deutschen Literaturgeschichte beizusteuern. Denn die wenigen Stunden in Elberfeld sind für Goethe ein Erlebnis gewesen. Seine Freundschaft mit Fritz Jacobi ist hier entstanden . . . Nicht minder wichtig war Goethes Besuch für die geistige Entwicklung Elberfelds . . . Indirekte Folge war die Begründung der Lesegesellschaft . . . Direkte Folge war das Erscheinen von Jung-Stillings 'Jugend'."

*Goethe und der Brocken. Zur Erinnerung an die Goethefeier auf dem Brocken am 10. Okt 1927. Mit 30 Tafeln Harzer Landschaftsbilder, darunter bisher unveröffentl. Zeichnungen von Goethe und Kraus. Wernigerode: Harzver. f. Gesch. u. Altertumskunde 1928. (2, 114 S.) gr. 8°.

Aus: Zeitschrift des Harzvereins f. Geschichte u. Altertumskunde. Jg. 1928, 1. — Auf Goethe und seine Zeit beziehen sich folgende Aufsätze: Die Brockengrafschaft in der Goethezeit, von W. Herz (S. 1—9); Goethe und die Harzer Landschaft, von G. Deneke (S. 9—17); Friedrich Wilhelm Heinrich von Trebra, von H. Trommsdorff (S. 17—45); Goethe und die Baumannshöhle, von K. Bürger (S. 45—55); Die Goethefeier des Harzgeschichtsvereins, von P. Albert (S. 97—104); Goethe-Erinnerungen im Harz, von W. Grosse (S. 110—116); Christoph Degen, Goethes Brockenführer, von Karl B. Fischer (S. 129—131).

Hein, Alfred: Auf Goethes Spuren im Harz. In: Ostdeutsche Monatshefte. Jg. 9, 5, Aug. 1928. S. 373—376.

Löber: Goethe und Ilmenau. In: Jahrbuch der Thüringer Vereinigung f. Wohlfahrts- u. Heimatpflege. Jg. 25. S. 38—42.

Meißner, Karl: Goethe in Dornburg. In: Der Türmer. Jg. 60, 11, Aug. 1928. S. 367—369.

Schede, Kurt: Eine unbekannte Goethe-Stätte. In: Köln. Ztg. Wochenausg. 33, 15. Aug. 1928. S. 10—11.

Oberförsterei im Dorf Waldeck bei Bürgel, wo Goethe mehrmals (zuerst 1775, zuletzt 1826) gewohnt hat.

Siemers, Kurt: Goethe im Bergischen Lande. In: Die Heimat. Jg. 10, 2, Febr. S. 48—50.

Stettner, Thomas: War Goethe auf der Erlenmühle? In: Stettner: Gefundenes u. Erlauschtes. Ansbach 1929. S. 123—128.

Die Ortssage verknüpft die „Erlenmühle" (im Zandtgrund) und deren Müllerin mit dem Goethischen Gedicht von der „Schönen Müllerin". In Wirklichkeit war Goethe niemals dort, er fuhr lediglich in einer Stunde Entfernung einmal vorüber.

V. Menschen um Goethe.

Berwin, Beate: Frauen im Umkreise des alten Goethe. In: Die Frau. Jg. 36, 2, Nov. 1928. S. 96—102.

Marie Szymanowska, Henriette Sontag, Therese Robinson („Talvj"), Ulrike v. Pogwisch, Adele Schopenhauer, Jenny v. Pappenheim u. a.

Meyer, Justizrat: Leben und Treiben am Weimarer Musenhofe. [Auszug aus einem Vortrag.] In: 39. Bericht der wiss. Gesellschaft Philomathie in Neiße. 1928. S. 34—36.

*Stolz, Heinz: Frauen um Goethe. Miniaturen. Hrsg. vom Freihochschulbund Düsseldorf. Düsseldorf: Lintz [1928]. (141 S., 12 S. Abb.) kl. 8°. Pp. 3,—.

Inhalt: Frau Rat. Cornelia. Käthchen. Friederike. Charlotte [Buff]. Lili. Frau v. Stein. Christiane. Die Schwestern Egloffstein. Ottilie. Marianne. Ulrike.

Strich, Fritz: Goethe der Europäer. I. Goethe u. Napoleon. II. Goethe u. Byron. In: Die Horen. Jg. 5, 2. S. 109—133; 3. S. 203—217; 4. S. 351—362.

Weissel, Otto: Drei Österreicherinnen in Goethes Leben. In: Chronik des Wiener Goethe-Vereins. Bd 35. S. 15—18.

Kaiserin Maria Ludowika, Marianne von Willemer, Ulrike von Levetzow.

Bettina von Arnim. — Hesse, Hermann: Goethe und Bettina. In: Hesse: Betrachtungen. Berlin 1928. S. 212—223.

Der alte Goethe ist keine Person mehr, „ein geheimnisvoller alter Mann, der im Begriff ist, sich mehr und mehr zu entpersönlichen und völlig ins Anonyme zu entschwinden", ein „Magnetberg", der die Menschen seiner Umgebung unwiderstehlich an sich zieht, bis sie Teile seines Selbst werden. Die großen Genies, Leonardo, Rembrandt, der alte Fritz, Goethe „Bejaher des Lebens, Bejaher der Natur", aber „Verneiner ihrer selbst, Verneiner des Menschen".

Beethoven. — *Rolland, Romain: Goethe und Beethoven. Übertragung von Anton Kippenberg. Zürich: Rotapfel-Verl. (1928). (108 S.) 8°. Hperg. 4,80.

Beziehungen beider von 1811 an mit glänzender Charakteristik nicht nur der beiden Haupt-, sondern auch der Nebenpersonen (Bettina! Zelter!) Erschien in deutscher Sprache zuerst im Jahrbuch Kippenberg, Bd 7, S. 9—74.

Charlotte Buff. — Luma: Charlotte Buff. Zu ihrem 100. Todestag. In: Der Deutschen-Spiegel. Jg. 5, 3. S. 133—135.

Stolz: Frauen um Goethe, s. Anfang der Abteilung.

Ulrich, Oskar: Charlotte Kestner. In: Hannoversche Geschichtsblätter. Jg. 30, 1927. S. 241—263.

Ulrich, Oskar: Hannovers Erinnerungsstätten an Charlotte Kestner. In: Hannov. Geschichtsblätter. Jg. 30, 1927. S. 264—275.

Byron. — Strich, Fritz: Goethe u. Byron s. Anfang der Abteilung unter Strich: Goethe der Europäer. (Horen H. 3 u. 4.)

Carus. — Zaunick, Rudolf: Zwei Briefe Lorenz Okens an Carl Gustav Carus. Ein Beitrag zu Carus' Gesamtwürdigung als Biologen. In: Mitteilungen zur Geschichte der Medizin u. Naturwissenschaften. Bd 25, Nr. 3. S. 141—146; Nr. 4. S. 205—213.

Auf Carus' Versuche, „das Chaos tierischer Skelettbildungen . . . zu ordnen" haben „Goethe und Oken, diese beiden antipolaren Naturforscher" anfangs eingewirkt. S. 205—209 Briefwechsel Goethe—Carus.

Eckermann. — Hoffmann, Paul: J. P. Eckermann. In: Die Hilfe. Jg. 34, 1928, 14. S. 335.

Besprechung der Houbenschen Biographie.

Schempp, Maria: Die Tragödie Eckermann. In: Der Heimgarten (München). Jg. 6, 35, 31. Aug. 1928. S. 272—273.

Im Anschluß an Houbens Biographie.

Sprengel, Georg: Eckermanns Goethebild. In: Zeitschrift f. deutsche Bildung. Jg. 4, 9, Sept. 1928. S. 487—492.

Zu den Werken von Petersen und Houben.

Johann Kaspar Goethe. — *Glaser, Rudolf: Goethes Vater. Sein Leben nach Tagebüchern u. Zeitberichten. Leipzig: Quelle & Meyer 1929. (XI, 321 S., 11 Taf., 1 Titelb.) 8⁰. Lw. 10,—.

„Wie sehr man Johann Kaspar Goethe zu kennen vermeinte, in Wahrheit kannte man ihn nicht. Es ist erstaunlich zu sehen, wie dieser Mann seiner Zeit bereits voraus war und — erschütternd, wie er an ihr litt." Sehr warme Apologie des Kaiserlichen Rates in einer Form, die häufig romanhaft wirkt. Als „bisher verborgene" Quelle ist die im Goethe- u. Schiller-Archiv befindliche italienische Reisebeschreibung (1740 bis 1741) benutzt. Beigegeben sind eine Anzahl guter Abbildungen.

Frau Rat Goethe. — Weil, Hildegard: Frau Aja. In: Der Schwabenspiegel. Jg. 22, 38, 18. Sept. 1928. S. 311—312.

Stolz: Frauen um Goethe, s. Anfang der Abteilung.

Christiane von Goethe. — Stettner, Thomas: Zwei Bilder der Christiane Vulpius. In: Stettner: Gefundenes und Erlauschtes. Ansbach 1929. S. 96—101.

Zwei Bleistiftzeichnungen von J. F. A. Tischbein, einem Verwandten von Wilhelm Tischbein. „Fast möchte man vermuten, daß das eine die rasch an Ort und Stelle gemachte Zeichnung, das andere die bildmäßige Ausführung sei." Im Besitz des Goethe-Illustrators Goldberg.

Stolz: Frauen um Goethe, s. Anfang der Abteilung.

Ottilie von Goethe. — Seligmann, A. F.: Aus den Briefen Ottiliens v. Goethe an einen Wiener Freund. In: Chronik des Wiener Goethe-Vereins. Bd 35. S. 26—34.

Die Briefe wurden erstmalig veröffentlicht in Seligmanns „Bilderbuch aus dem alten Wien" (um 1908), das in kleiner Auflage erschien und völlig vergriffen ist.

Stolz: Frauen um Goethe, s. Anfang der Abteilung.

Walther von Goethe. — Bergmann, Alfred: Die Kompositionen Walthers von Goethe. In: Jahrbuch der Sammlg. Kippenberg. Bd 7. S. 173—190.

Göttling. — Schiff, Julius: Johann Friedrich August Göttlings Briefe an Goethe. Nach den Handschriften des Goethe- u. Schiller-Archivs. In: Jahrbuch der Goethe-Gesellschaft. Bd 14. S. 130—146.

7 Briefe 1786—1798 über Fragen der Chemie.

Herder. — *Briefwechsel mit Caroline Flachsland. Nach den Handschriften des Goethe- u. Schiller-Archivs hrsg. von Hans Schauer. Bd 2: Januar 1772 bis April 1773. Weimar: Verlag d. Goethe-Gesellschaft 1928. (476 S.) 8⁰ = Schriften der Goethe-Gesellschaft. Bd 39. 4,—.

Der abschließende zweite Band bringt die Briefnummern 83—198. Der letzte Brief vom 19. 4. 1773 stammt von Karoline; am 26. April traf Herder in Darmstadt ein, am 2. Mai erfolgte die Trauung. Bd 2 bringt noch einige Nachträge zum 1. Bande sowie das Register für beide Bände. Im übrigen vgl. man meine Anzeige von Bd 1 im Goethe-Jahrbuch 14, S. 251.

Hölderlin. — *Böhm, Wilhelm: Hölderlin. Bd 1. Halle: Niemeyer 1928. (VIII, 502 S.) gr. 8°. Lw. 18,50.

S. 328—335: Goethes Urteil über Hölderlin. Besuch H.s bei Goethe in Frankfurt 1797.

Karl August. — *Carl August von Weimar. Ein Leben in Briefen. Hrsg. von Hans Wahl. Weimar: Böhlaus Nachf. (1928). (152 S.) 8°. geb. 4,—.

Das Bändchen ist eine Neubearbeitung der 1915 zuerst von Wahl herausgegebenen Sammlung von Briefen Karl Augusts. Der Inhalt ist stark vermehrt und die Anordnung nunmehr streng chronologisch. „Dadurch tritt der Herzog in der Vielseitigkeit seiner menschlichen, künstlerischen und wissenschaftlichen Beziehungen in ein dauernd lebendiges vielfarbiges Wechsellicht, das den großen Reichtum seines Lebens, das seine erstaunliche Tatkraft immer von neuem höchst reizvoll umstrahlt."

Egloffstein, Hermann Frhr. von: Carl August als Landesherr und deutscher Fürst. In: Thüringen. Monatsschrift f. alte u. neue Kultur. Jg 4, 1928, 2. S. 17—23.

Francke, Otto: Karl August und das Weimarische Hoftheater. In: Der Schwäbische Merkur. Wochenausg. Jg. 6, 24, 15. Juni. 1928. S. 11.

Graevenitz, Georg von: Karl August von Weimar und Goethe. In: Die Kommenden. Jg. 3, 1928, 25. S. 295—296.

Lange, Georg: Karl August. Zu einem 100. Todestage. In: Didaskalia. Jg. 106, 25. S. 106—107.

*Marcks, Erich: Carl August von Weimar. Gedächtnisrede zur Hundertjahrfeier s. Todestages. Jena: Fischer 1928. (18 S.) 8°. —,80.

Aus: Zeitschr. f. thüring. Gesch. u. Altertumskunde. N. F. Bd 28.

Metzner, Franz: Carl August. In: Der Türmer. 30, 10. S. 291—292.

Schiff, Julius: Goethes Herzog. Zum Gedenken der 100. Wiederkehr s. Todestages. In: Die Bergstadt. Jg. 16, 1928, 9. S. 240—244.

Schrumpf, Ernst: Carl August und Luise. In: Deutsches Adelsblatt. Jg. 46. 1928, 17. S. 401—402.

Wahl, Hans: Carl August und die deutsche Dichtung. In: Thüringen. Jg. 4, 1928, 2. S. 23—29.

Wahl, Hans: Carl Augusts letzte Reise. In: Jahrb. d. Sammlg Kippenberg. Bd 7, 1927/28. S. 75—103.

Tod und Begräbnis Karl Augusts. Goethes Verhalten in diesen Tagen. Beigegeben: Trauerzug mit dem Leichnam Karl Augusts auf dem Wege von Graditz nach Weimar (handkolorierter Kupferstich von Theodor Götz). Trauergedicht von Fr. W. Riemer zur Beisetzung Karl Augusts.

Walbrach, Carl: Carl August von Weimar. In: Burschenschaftliche Blätter. Jg. 42, 1928, 12. S. 150—152.

Chr. Aug. Kestner. — Ullrich, Hermann: Christian August Kestner, der Verfasser der „Agape". In: Jahrbuch der Goethe-Gesellschaft. Bd 14. S. 191—199.

„Agape oder der geheime Weltbund der Christen, von Clemens in Rom unter Domitians Regierung gestiftet" wurde von Goethe sehr geschätzt. Man vgl. das Gedicht „Kestners Agape".

Knebel. — Houben, H. H.: Karl Ludwig v. Knebel. In: Houben, Verbotene Literatur von der klassischen Zeit bis zur Gegenwart. Bd 2. Bremen 1928. S. 329—360.

Zensurschwierigkeiten, die der 3. Band des Nachlasses wegen bedenklicher politischer u. antichristlicher Äußerungen in Knebels Ms. erfuhr.

Ludwig I. von Bayern. — Stettner, Thomas: Ludwig I. und Goethe. In: Stettner: Gefundenes und Erlauschtes. Ansbach 1929. S. 102—112.

Luise von Sachsen-Weimar. — Weinberg, Anna: Unveröffentlichte Briefe der Herzogin Luise von Sachsen-Weimar. In: Jahrbuch der Goethe-Gesellschaft. Bd 14. S. 101—106.

11 Briefe in französischer Sprache an Kaiser Paul I. von Rußland 1774—1776.

Maria Ludowika von Österreich. — Egloffstein, Hermann Frhr. von: Maria Ludowika von Österreich als Freundin Ein unbekannter Brief der Kaiserin an Karl August. In: Karl Koetschau von s. Freunden u. Verehrern zum 60. Geburtstag Düsseldorf 1928. S. 192—198.

Der Brief ist am 3. Febr. 1816 in Mailand geschrieben und ist für das herzliche Verhältnis der Kaiserin zu Karl August und seiner Schwiegertochter Maria Paulowna sehr bezeichnend.

Weissel: Drei Österreicherinnen in Goethes Leben, s. Anfang der Abteilung.

Nikolaus Meyer. — Leitzmann, Albert: [Bespr. v.] Goethes Bremer Freund Dr. Nikolaus Meyer. Hrsg. von Hans Kasten. Bremen 1926. In: Zeitschrift f. deutsche Philologie. Bd 52, 3/4. S. 486—489.

Napoleon. — Strich, Fritz: Goethe u. Napoleon, s. Anfang der Abteilung unter Strich: Goethe der Europäer. (Horen H. 2).

Ramler. — *Freydank, Hanns: Goethe und Ramler. Halle: Graeger 1928. (31 S. m. Abb , 8 Taf.) 4⁰. In 500 num. Ex. 4,50.

Eine persönliche Begegnung zwischen beiden fand nicht statt. Erwähnung Ramlers bei Goethe (Neueste v. Plundersweilern, Xenien, Dichtung u. Wahrheit).

Rothschild. — *Corti, Egon Caesar Conte: Der Aufstieg des Hauses Rothschild 1770—1830. Mit 24 Taf. Leipzig: Insel-Verlag 1927. (459 S.) 8⁰.

Darin S. 392—395: Goethe u. die Rothschild. Abneigung Goethes gegen das Ghetto. Interesse Goethes am Aufstieg des Hauses. Einige jüngere Mitglieder statteten dem alten G. Besuche ab.

Ph. O. Runge. — Wahl, Hans: Zu Runges Selbstbildnis in Goethes Nachlaß. In: Jahrbuch der Goethe-Gesellschaft. Bd 14. S. 78—79 u. 1 Tafel.

Siegfried Schmid. — *Waas, Christian: Siegfried Schmid aus Friedberg in der Wetterau, der Freund Hölderlins (1774—1859). Darmstadt: Schlapp i. Komm. 1928. (VI, 309 S., mehr. Taf.) 8⁰ = Hessische Volksbücher. 66/69. 3,50; geb. 4,50.

Darin S. 63—83: Schmids Besuch bei Goethe in Frankfurt 1797 u. die Beurteilung, die Schmid durch Goethe erfährt.

Schopenhauer. — *Steffen, Albert: Der Künstler und die Erfüllung der Mysterien. Stuttgart: Verl. f. schöne Wiss. 1928. (VI, 261 S.) 8°. Lw. 6,—.

S. 155—168: „Über Schopenhauers Lebensverhältnis zu Goethes Farbenlehre" Goethe über Schopenhauer.

Schubert. — Leinburg, M. v.: Schubert und Goethe. In: Die Propyläen. Jg. 26, 7, 17. Nov. 1928. S. 52—53.

Barbara Schultheß. — Orelli, Bertha von: Barbara Schultheß. In: Schweizer Frauen der Tat. Zürich 1928. S. 48—70.

Siegmund von Seckendorff. — Kirchner, Werner: Eine tragische Gestalt aus Goethes Weimarer Hofkreise. Aus ungedruckten Briefen Siegmund von Seckendorffs an Knebel. In: Montagsblatt d. Magdeb. Ztg. Jg. 70, 1928, 29. S. 225—229.

Frau von Stein. — Martell, P.: Charlotte von Stein. In: Die Gegenwart. Jg. 57, 1928, Maiheft. S. 104—109.

Stolz: Frauen um Goethe, s. Anfang der Abteilung.

Marianne von Willemer. — *Bahn, Karl: Marianne von Willemer, Goethes Suleika. Berlin: Behr 1928. (101 S., 1 Titelb.) 8°. Lw. 3,50.

Ansprechende Darstellung der bekannten Tatsachen.

Stolz: Frauen um Goethe, s. Anfang der Abteilung.

P. A. Wolff. — Riedel, Richard: Goethes Schauspieler. Zu P. A. Wolffs 100. Todestag. In: Der neue Weg. Jg. 57, 16. S. 308.

Zelter. — Hecker, Max: Zelters Tod. Ungedruckte Briefe, hrsg. u. erl. In: Jahrbuch der Sammlg Kippenberg. Bd 7. 1927/28. S. 104—172.

VI. Persönlichkeit und Weltanschauung.

*Ackerknecht, Erwin: Aus Goethes Altersweisheit. Studienhilfe zu der Vortragsreihe von Erwin Ackerknecht über Goethes Gespräche mit Eckermann [Stettin: Stadtbibliothek] 1928. (15 S.) gr. 8° = Studienhilfen der Stettiner Volkshochschule. 82.

Kurze Charakteristik der Vortragsreihe in 10 Abenden über Eckermanns Gespräche mit Goethe. Als Stichprobe für die hier angewandte Betrachtungsweise wird die Frage der Selbsterziehung u. Selbstbildung u. ihre Beantwortung durch den alten Goethe behandelt.

*Bellermann, Ludwig: Rede zu Goethes 150. Geburtstag. Berlin 1928: Officina Serpentis. (III, 16 S.) 4°.

Privatdruck, in 150 Expl. hergestellt und den Mitgliedern der Maximilian-Gesellschaft zur Jahresversammlung 1928 gewidmet von Albert Levy. Bellermanns Rede wurde 1899 vor den Schülern des Berlinischen Gymnasiums zum grauen Kloster gehalten. „Es ist nicht nur die Erinnerung an einen so gut wie verschollenen Beitrag zur Berliner Goethefeier von 1899, die diese Blätter wecken wollen, sondern mehr noch die Erinnerung an einen Mann, der die edelste und reinste Verkörperung humanistischen Wesens darstellt." Beigegeben sind ein Faksimile der Handschrift von „Mahomets Gesang" und ein Bildnis Bellermanns.

Berendsohn, Walter A.: Die Lebensanschauung des jungen Goethe. In: Ethische Kultur. Jg. 36, 9, 15. Sept. S. 67—69.

*Francke, Kuno: Weltbürgertum in der deutschen Literatur von Herder bis Nietzsche. Berlin: Weidmann 1928. (140 S.) 8° = Franke: Die Kulturwerte der deutschen Literatur. Bd 3, Abt. 1.

Das Weltbürgertum Goethes wird S. 8—17 behandelt in Auseinandersetzung mit der Auffassung Korffs („Der Geist des westöstl. Divans" 1919).

Franz, Erich: Über Goethes Verhältnis zu Mystik und Pietismus. In: Monatsblätter f. d. evangelischen Religionsunterricht. Jg. 21, 1928, 7/8. S. 171—179.

Friese, Hans: Goethe der Kämpfer. In: Monatsschrift f. höhere Schulen. Jg. 28, 3/4, März/April. S. 100—114.

„Das Universelle, Urlebendige, erfrischend Kraftvolle in Goethe beruht ja gerade darauf, daß er sein Leben hindurch ein Streiter auf vielen Fronten war."

Grote, Wolf de: Der „widerspruchsvolle" Goethe. In: Der Heimgarten (München). Jg. 6, 35, 31. Aug. 1928. S. 270—271.

Die „Widersprüche" in Goethes Anschauungen und Urteilen sind nur scheinbar.

*Hohenstein, Friedrich August: Goethe. Die Pyramide. Dresden: Heß 1928. (464 S.) gr. 8°. Lw. 18,—; Ldr. 40,—.

Der Verfasser betrachtet nicht die einzelnen Werke ästhetisch-kritisch, die Genesis des Gesamtwerks ist ihm das Wesentliche. Dieses wird hervorgetrieben durch den Kampf zwischen Eros—Seismos, dem Dämonischen, und dem Willen zum Aufbau der Persönlichkeit, zur „Pyramide". „Diastole" und „Systole" wechseln ab im Goethischen Leben. Dieser Wechsel ist in der Folge der Werke genau festzustellen. Unterschieden werden vier Bauperioden: Eros—Seismos (Kampf mit dem Dämon), Sonnenferne (Goethe nach der italienischen Reise), Pandorens Wiederkehr (dämonisches Gesegnetsein), Hesperus (Alterslehre; Menschheit u. Kosmos).

Kapler: Zur Struktur des religiösen Denkens Goethes. In: Preuß. Kirchenzeitung. Jg. 24, 1928, 17. Sp. 257—260.

Kaubisch, Martin: Grundzüge von Goethes Altersschau. In: Neue Jahrbücher f. Wissenschaft u. Jugendbildung. Jg. 4, 3. S. 338—342.

Loew, Wilhelm: Goethes Naturauffassung in neutestamentlicher Beleuchtung. (In Anknüpfung an Tobias Pöhlmanns Werk des gleichen Titels. Berlin 1927.) In: Die Furche. Jg. 14, 1. S. 86—91.

Goethes Naturauffassung und das Christentum. In: Die Religionsstunde (Beil. z. Ev. Schulblatt, Nürnberg). Jg. 7, 1928. 3 u. 4.

Richter, Julius: Der Einfluß Herders auf die Religion des jungen Goethe. In: Neue Jahrbücher für Wissenschaft u. Jugendbildung. Jg. 4, 5. S. 543—559.

Schneiderreit, Georg: Entwicklung und Dauer in der Goetheschen Weltanschauung. In: Geisteskultur. Jg. 37, 1. S. 25—27.

Schultz, Werner: Zeit und Ewigkeit in der Weltanschauung Goethes. In: Zeitschrift f. Theologie u. Kirche. N. F. Jg. 9, 1928, 4. S. 288—310.

"Drei große Rhythmen in der Entwicklung des Zeiterlebnisses Goethes: 1. Das des jungen G. 2. Das klassische Zeiterlebnis. 3. G.s Fausti-

sches Zeiterlebnis. Keines paßt sich schematisch einem bestimmten Abschnitt seines Lebens an.

Weiß, Ernst: Goethe. In: Weiß: Das Unverlierbare. Berlin 1928. S. 35 bis 44.

„Gesättigten, freudigeren Zeiten wird dieser Mann die tiefste Bestätigung sein dafür, daß menschliches Glück irdisch möglich ist. Mehr als das: daß ein praktisches Dasein den größten Geist erfüllen, befruchten kann . . ."

Wilhelm, Richard: Goethe und Laotse. In: Europ. Revue. Jg. 4, 1, April. S. 1—12.

„Eine tief innere Verwandtschaft der beiden Menschen, die um so bedeutsamer ist, als beide in der Handhabung der Welt so ganz verschiedene Wege gingen."

Wulffen, Erich: Goethes kriminelles Bekenntnis. In: Sexualspiegel von Kunst u. Verbrechen. Dresden 1928. S. 62—90.

Geht von dem nicht nachweisbaren Ausspruch Goethes aus: „Ich habe niemals von einem Verbrechen gehört, das ich nicht begehen könnte." Goethe wird als der Mensch gekennzeichnet, dem nichts Menschliches fremd ist, der aber im großen und ganzen ungefährdet durchs Leben gehen konnte, weil er eine „hohe, organisch veranlagte Selbstbeschränkung" besaß.

Zahn-Harnack, Agnes v.: Die Schule der großen Welt. In: Preuß. Jahrbücher. Bd 213, 2, August 1928. S. 147—159.

Bedeutung der „großen Welt" für die innere Entwicklung Goethes.

Zickel, Reinhold: Deutschheit und Menschheit in Goethe. In: Das Prisma. Blätter d. Stadttheater Bochum-Duisburg. Jg. 4, 25. S. 285 bis 291.

VII. Stellung zu bestimmten Fragen.

Beutler, Ernst: Goethe und die chinesische Literatur. In: Das Buch in China u. das Buch über China. Frankfurt a. M. 1928. S. 54—58. Hierzu das Verzeichnis der Sondergruppe „Goethe u. China" S. 94 bis 97.

Stettner, Thomas: Goethe und Oberammergau. In: Stettner: Gefundenes u. Erlauschtes. Ansbach 1929. S. 113—122.

Bericht Sulpiz Boisserées an Goethe 1830 über Oberammergau u. Goethes Dank u. Anteilnahme.

Stettner, Thomas: Goethe und die Münchner Lithographie. In: Stettner: Gefundenes u. Erlauschtes. Ansbach 1929. S. 83—95.

Stettner, Thomas: Goethe und Eugen Neureuther. In: Stettner: Gefundenes u. Erlauschtes. Ansbach 1929. S. 57—80. Mit Abb.

Weckbecker, Wilhelm: Goethe und Österreich. Vortrag, geh. in der Festversammlung (des Wiener Goethe-Vereins) am 22. März 1928. In: Chronik des Wiener Goethe-Vereins. Bd 35. S. 10—14.

Eberlein, Kurt Karl: Goethe und die bildende Kunst der Romantik. In: Jahrbuch der Goethe-Gesellschaft. Bd 14. S. 1—77.

Tietze, Hans: Dürer und Goethe. In: Zeitwende. Jg. 4, 4, April 1928. S. 308—323.

Volbehr, Theodor: Der „Zwiespalt" in Goethes Kunstanschauungen. In: Karl Koetschau von s. Freunden u. Verehrern zum 60. Geburtstag. Düsseldorf 1928. S. 185—187.

Sucht eine Brücke zu schlagen zwischen Goethes Straßburger Erleben und seinem römischen Erleben, indem die „Feindschaft" des Straßburger Goethe gegen die Antike und die des italienischen Goethe gegen die Gotik auf ein Mindestmaß reduziert wird.

Wolf, Eugen: Dürer und Goethe. In: Deutsche Vierteljahrsschrift f. Litwiss. u. Geistesgesch. Jg. 6, 2. S. 257—269.

Die Geschichte der Beziehungen Goethes zu Dürer verläuft in drei Abschnitten. Der junge G. verehrt Dürer, der humanistische G. übt scharfe Kritik an Dürer, „der alte G. kommt wieder zur Anerkennung in bestimmten Grenzen ('Handzeichnungen', 'Gebetbuch')". Allerdings „der alte G. hat Dürer da, wo er am meisten Dürer und am meisten Deutscher ist, nicht verstanden". Der letzte Abschnitt behandelt die Ähnlichkeiten im Entwicklungsgang Goethes und Dürers.

Bezold, Karl: Goethe und die Oper. In: Baden-Badener Bühnenblatt. Jg. 8, 64. S. 1—2.

*John, Hans: Goethe und die Musik. Langensalza: Beyer 1928. (VII, 175 S.) 8⁰ = Musikalisches Magazin. H. 73. 4,50.

Der 1. Teil behandelt die äußeren Beziehungen Goethes zur Musik. Sein eigenes, rasch wieder aufgegebenes Musizieren gibt ihm immerhin eine gewisse technische Grundlage. Musik in G.s Hause; Vorliebe G.s für Vokalmusik und zwar volkstümlicher u. heiterer Art; der Kirchenmusik räumt er einen hohen Rang ein. Das Dämonische (Beethoven! Mozart!) lehnt er ab. Die Oper interessiert ihn dramatisch, nicht musikalisch. Der 2. Teil gibt Goethes innere Einstellung. Er erkennt die Musik als darstellende, nicht als nachahmende Kunst an; er plant als Gegenstück zu seiner Farbenlehre ein Schema der Tonlehre. Eingehende Schilderung seiner Freundschaft mit Zelter, der mehr Berichterstatter als Lehrer für ihn ist.

Pfordten, Hermann von der: [Bespr. von] Hans John: Goethe und die Musik. Langensalza 1928. In: Euphorion. Bd 29, 4. S. 627 bis 629.

---

*Alexejeff, W. G.: Die Schule und die exakte Ästhetik im Geiste Goethes, Schillers u. Herbarts. Dorpat: Krüger 1929. (24 S.) 4⁰. 1,50.

Eine Sammlung von Aufsätzen aus der Dorpater Zeitung. Der 6. Aufsatz behandelt den Einfluß vor allem Schillers auf Puschkin, darauf die Stellung Schillers u. Goethes zu den Erziehungsprinzipien Herbarts u. Pestalozzis.

*Leser, Hermann: Das pädagogische Problem in der Geistesgeschichte der Neuzeit. Bd. 2. Die deutschklass. Bildungsidee. München: Oldenburg 1928. (X, 651 S.) gr. 8⁰. 27,—; Lw. 30,—.

S. 381—549: Teil 3. Goethe u. die Persönlichkeit. A. G.s Lebensweisheit. B. Seine Lebensansicht. C. Die pädagogischen Ideen. D. Die pädagogische Theorie. Wilhelm Meisters Wanderjahre u. die Pädagogische Provinz.

Schmitt-Soeder, Regina: Über Einheit und Ziel menschlicher Bildung. (Ein Beitrag zur Deutung der Goethe-Schiller-Freundschaft.) In: Zeitschrift f. deutsche Bildung. Jg. 4, 3, März. S. 113—123.

Wolf, Eugen: Griechentum und Christentum in Goethes klassischem Bildungsideal. In: Neue Jahrbücher f. Wissenschaft u. Jugendbildung. Jg. 4, 1. S. 61—73.

Barthel, Ernst: Goethe und die Naturwissenschaft. In: Zeitschrift f. deutsche Bildung. Jg. 4, 11, 1928. S. 589—597.

*Karutz, Richard: Von Goethe zur Völkerkunde der Zukunft. 2., verb. u. verm. Aufl. Stuttgart: Surkamp 1929. (159 S.) 8° = Schriften zur Völkerkunde. 3. Lw. 6,—.

1. Goethe als völkerkundlicher Forscher (S. 11—71). 2. Goethes Denkart u. die Völkerkunde (S. 75—110). „Ich nehme G. nicht nur als einen Ethnologen unter anderen, sondern als einen Meister, einen Führer in die Zukunft unserer Wissenschaft in Anspruch . . . Wir wollen nicht nachsprechen, was G. vorgesprochen hat, wir wollen seine Methoden in die Völkerkunde übernehmen, mit seiner Denkart untersuchen . . .“ 3. Von neuer Völkerkunde. Dies Buch ist ein „Aufruf zur Rückkehr zu Goethe, zum ernsten, vorurteilsfreien, kritischen aber gutwilligen Studium der von G. ausgehenden, G. fortsetzenden u. erfüllenden Geisteswissenschaft Rudolf Steiners, zur Mitarbeit endlich an der Erneuerung der Ethnologie aus dem Erlebnis des Geistes . . .“

Schreyer, Lothar: Goethe und die Metamorphosenlehre. In: Deutsches Volkstum 10, 5, Mai. S. 383—388.

VIII. Goethes Fortwirken in Leben, Literatur, Wissenschaft und Kunst.

Arnold, Robert F.: 50 Jahre Wiener Goethe-Verein. In: Neues Wiener Tagblatt. 1928, 81, 21. März. S. 5—6.

*Goethe auf dem Theater. Eine Goethe-Woche im Ruhrgebiet. Veranstaltet v. d. Goethe-Gesellschaft in Weimar u. d. Stadt Bochum. 20.—26. Okt. 1928. Goethe und die Welt. (Hrsg. von Ernst Leopold Stahl. Bochum: Prisma-Verl. 1928.) (S. 77—144, 2 S., S. 21—40, S. 281—300, S. 373—392, 6, 10 S. mit Abb., 10 Taf.) 8°. 1,50.

Deckt sich inhaltlich mit der Zeitschrift: Das Prisma. Jg. 5, H. 7—10 u. Beil. 1, Jg. 5, H. 3; Jg. 4, H. 25, 32 u. Beil. 10. — Äußerungen zu dem Thema: Was ist uns Goethe? von Oberbürgermeister Dr. Ruer, Bochum, Geheimrat C. Duisberg, Staatspräsident a. D. Hellpach, Oberbürgermeister Luppe (Nürnberg), Romain Rolland u. Edouard Herriot. Eduard Korrodi: Goethe u. die Schweiz, Fischl: Goethe u. Österreich, Henri Lichtenberger: G. in Frankreich, John G. Robertson: G. u. England, A. Lunatscharsky: G. u. Rußland, C. F. Koßmann: G. u. die Niederlande, Franz Ansel: G. u. Belgien, Carl

Behrens: G. u. Dänemark, H. Fr. Bang: G. u. Norwegen, Fredrick Böök: G. u. Schweden, V. A. Koskenniemi: G. u. Finnland, O. v. Petersen: G. u. Estland, Willy Dias: G. in Rom, Georg Delis: G. u. Griechenland, Ad. v. Vicár: G. in Ungarn, Ottokar Fischer: G. u. die Tschechoslovakei, Milan Savić: G. u. Jugoslavien, Otto Forst de Battaglia: G. u. Polen, M. Arnaudow: G. u. Bulgarien, H. F. Pritzel: G. u. Amerika, Joseph Pfeiffer: G. u. die Amerikaner, Mau Chun: G. u. China. Die angebundenen Hefte behandeln die Themen Urgötz, Egmont, Goethe u. der deutsche Geist u. Faust u. Faustaufführung. Den Beschluß macht das Programm der Bochumer Goethewoche.

Koskenniemi, V. A.: Goethe und Finnland. In: Didaskalia. Jg. 106, 45, 4. Nov. 1928. S. 200.

Übersetzungen Goethischer Dichtungen ins Finnische („Faust" von Koskimies, 1884, und von V. Juva, 1916, „Iphigenie" von Eino Leino usw.). Goethe auf finnischen Bühnen. Einfluß Goethes auf die finnische Lyrik. Arbeiten finn. Lit.-Historiker über Goethe.

Müller-Schlemmin: Goethe-Woche in Bochum. In: Das Theater. Jg. 9, 20, 2. Oktoberheft. S. 457—458.

Mit 7 Abbildungen aus den Faust- u. Egmontaufführungen.

Oettingen, Wolfgang von: Goethe-Verehrung und Goethe-Kenntnis. In: Karl Koetschau von s. Freunden u. Verehrern zum 60. Geburtstag. Düsseldorf 1928. S. 188—191.

Drei Reden. In: Der Schacht. Jg. 5, 4. S. 45—52.

Reden von Jul. Petersen, Oberbürgermeister Dr. Ruer und Gerhart Hauptmann am Begrüßungsabend der Goethewoche in Bochum.

---

*Haringer, Jakob: Leichenhaus der Literatur oder: Über Goethe. Berlin: Der Strom Verl. 1928. (14 S.) 8⁰ = Haringer: Die Einsiedelei. Nr. 5/7. 1,—.

Hier einige kleine Stil- und Geistesproben des Gerhart Hauptmann-Preisträgers: „Herrlich, wie dieser Massenmörder Goethe vertrottelt war, dieser Vater aller Curt Mahlerchen" „Es liegt mir fern, diesen Verbrecher zu kapitalisieren, seine Schweinereien u. Trotteleien aufzuzeichnen, ich habe Wichtigeres zu tun, sei es auch bloß überhaupt Nichts zu tun." „Was wissen denn überhaupt diese ganzen großen klassischen Geisteskrüppel? statt zu leben schmieren sie Bücher."

---

*Lauer, Hans Erhard: Rudolf Steiners Anthroposophie im Weltanschauungskampfe der Gegenwart. 8 Aufsätze. Basel: Geering 1927. (192 S.) 4⁰. 4,—; Lw. 5, 20.

S. 9—40: Der Goethe-Schillersche Freundschaftsbund u. seine Bedeutung für das kommende Zeitalter. (Vgl. meinen vorjährigen Bericht, S. 255.) S. 51—57: Von Goethe zur Anthroposophie.

Steiner, Rudolf: Goethe als Vater der Geistesforschung. Vortrag. In: Die Drei. Jg. 8, 6, Sept. S. 401—426.

---

*Böhlau, Helene: Die kleine Goethemutter. Roman. Stuttgart: Deutsche Verlags-Anstalt (1928). (215 S.) 8°. Lw. 5,—.

Auf der drittletzten Seite ist die Heldin noch 11 Jahre alt. Auf der letzten wird Goethe unter obligater Prophezeiung geboren.

*Burg, Paul [d. i. Paul Schaumburg]: Goethe und die Kaiserin Ludovika. Roman. München: K. Pechstein (1928). (295 S.) 8°. Lw. 6,—.

Der Nachfahre Luischen Mühlbachs strickt weiter am Goethestrumpfe.

*Drygalski, Irma von: Im Schatten des heiligen Berges. 6 Dichternovellen um Heidelberg. Mit 7 Illustrationen von Ernst Georg Mosler. Heidelberg: Braus [1927]. (99 S.) kl. 8° = Heidelberger Bücher.

Die erste Novelle S. 11—21: „Am Vorabend". Eine Goethe-Novelle. Anfang Nov. 1775, behandelt Goethes Aufenthalt in Heidelberg unmittelbar vor seiner Berufung nach Weimar.

Deutsch, Otto Erich: Schuberts zwei Liederhefte für Goethe. Ein Rekonstruktionsversuch. In: Die Musik. Jg. 21, 1, Okt. 1928. S. 31 bis 37.

Das in der Berliner Staatsbibliothek liegende Manuskript des Schubertschen „Erlkönig" (Reinschrift mit erleichterter Begleitung) dürfte dem ersten Goethe-Heft, das 1816 an Goethe und von Goethe ohne Äußerung an Schubert zurückging, entstammen. Das 2. Heft der Goethe-Lieder hat G. nicht vorgelegen.

*Lehar, Franz: Friederike. Singspiel in 3 Akten v. Ludwig Herzer u. Fritz Löhner. Textbuch der Gesänge. Berlin: Creszendo-Theaterverlag (1929). (30 S.) kl. 8°. —,60.

Der übliche Operettenheld trägt hier den Namen Goethe. Welch tiefgründige Goethestudien die beiden Textverfertiger getrieben haben, ist staunenswert. Goethes Berufung nach Weimar erfolgt in unmittelbarem Anschluß an die Straßburger Zeit. Karl August ist bereits 1779 „Großherzog", allerdings nur von Herzers-Löhners Gnaden.

*Michalek, Ludwig: Goethes Heimstätten. Bilder u. Skizzen. Mit einem Begleitw. von Hans Wahl. Hrsg. von Rudolf Payer v. Thurn. Wien: Hermes 1928. (V, 8 S. m. Abb., 12 Taf.) 33 × 48 cm. 10,—.

Die zwölf Tafeln (Pastellzeichnungen) stellen dar: Gartenzimmer in Frankfurt; Frankfurter Puppentheater; Gartenhaus am Stern (zweimal); Juno-Zimmer im Weimarer Hause; Arbeitszimmer (zweimal); Sterbezimmer (zweimal); Bibliothek; Goethes Reisewagen; Schloß Dornburg.

*Schröder, Johannes: Faust auf dem Theater. [Bochumer] Bühnenbilder u. Fig. zu Faust 1 u. 2. ([Einl.:] Saladin Schmitt.) Bochum: Prisma-Verlag 1928. (64 S. mit z. Tl. farb. Abb.) 4°. 4,50; Lw. 6,—.

*Vogel, Theodor: Heimfahrt. Eine Goethe-Novelle. Würzburg: Verlag des Frankenbundes 1928. (55 S.) kl. 8°. 1,—, Hlw. 1,50.

Frei ausgeschmückte Reise des alternden Goethe nach Frankfurt und Wiesbaden 1814.

*Wiesner, Kurt: Ein Märchenspiel. Nach d. Goetheschen Märchen von d. grünen Schlange u. d. schönen Lilie. Mit Szenen-Musik f. Kammer-

orchester. Stuttgart: Waldorfschul-Spielzeug u. Verlag 1928. (25 S., 16 S. Noten.) kl. 8°. 1,—.

*Willkofer, Anton: Die Quellnymphe. Eine Mär von einem großen Dichter und einem kleinen Mädchen. Habelschwerdt: Frankes Buchh. [1928]. (114 S.) kl. 8°. 1,50; Lw. 2,50.

Frei erfundenes Liebesabenteuer Goethes in Landeck 1790. Dem armen Goethe wird bei dieser Gelegenheit auch noch ein herzzerreißendes Lied in Lönsscher Manier „Frieda Maria" (beglaubigt durch den faksimilierten Namenszug Goethes!) unterschoben.

Goethe und Spinoza

Festvortrag, gehalten am 25. Mai 1929

Von Eugen Kühnemann (Breslau)



Es darf billig wundernehmen, daß, soviel wenigstens mir bekannt, eine Betrachtung über Goethe und Spinoza noch nie den Inhalt dieser Feststunde gebildet hat. Daran ist ja ein Zweifel überhaupt nicht möglich, daß Goethe selber in der Beziehung zu Spinoza immer eine der geistig tragenden Grundmächte seines Lebens erblickt hat. Aus der überwältigenden Fülle von Zeugnissen erinnern wir nur an ein einziges. Auf der Höhe seines Daseins, im Vollbewußtsein seiner Bildung und ihrer Gründe spricht sich Goethe über seine größten Lehrer aus und nennt in einem Atem Shakespeare, Linné und Spinoza. Da wäre dann also Shakespeare derjenige, von dem er in genialer Jugend den entscheidenden Eindruck über Sinn und Größe der Dichtung empfing und der demnach seinem eigenen dichterischen Schaffen die Richtung gab. Genau so einfach erklärt sich für Goethe die Bedeutung Linnés. Er ist ihm der große Führer in der Naturforschung gewesen, — weniger zwar, indem er ihn leitete, als indem er als das unerreichte Vorbild der Goethe entgegengesetzten Art der Naturbetrachtung ihn zwang, seiner selbst in der eigenen Weise ganz gewiß zu werden. Dann bleibt aber doch wirklich gar nichts anderes übrig, als auf Spinoza zu blicken als den Meister, mit dem sich Goethe in den allgemeinsten Grundgedanken, in den rechten Letztheiten des Gedankens über Welt und Leben zusammenfand. Aber dies Bekenntnis Goethes zu Spinoza ist den Forschern immer ein wenig unbequem, nicht selten ein Anstoß, zuweilen ein Ärgernis gewesen. Die Schwierigkeit liegt nicht eigentlich darin, daß hier die bloß literarische Betrachtung nicht ausreicht. Fähig zum Urteil kann hier lediglich derjenige sein, der in freier Selbsttätigkeit gleich sicher im Geistig-Künstlerischen wie im Philosophischen schaltet. Es stünde uns schlecht an, das Verdienst früherer Forscher zu schmälern. Doch sei es gerade in dieser Stunde, in der Goethes verklärtes

Auge auf uns zu blicken scheint, einmal ausgesprochen, wie lächerlich das kleine Fächerwerk der Zunftwissenschaft gerade vor der Allheit des Goethegeistes zuweilen erscheinen muß — kein Wunder denn, wenn so manche bei erstaunlicher Goethekenntnis doch in der Goetheerkenntnis zeitlebens Kinder geblieben sind. Doch, wie gesagt, hier liegt nicht die eigentliche Schwierigkeit. Vielmehr ist es eine tiefe Wahrheit, daß es als ganz unmöglich erscheinen muß, sich Goethe in irgendeiner Art von philosophischer Schulabhängigkeit zu denken. Darüber hinaus wird der unbefangen Blickende zwischen geistigen Persönlichkeiten schwerlich einen größeren Gegensatz denken können als den zwischen Spinoza und Goethe: dort die starre Ruhe, hier die bewegliche Lebensfülle, — man wäre versucht zu sagen, dort die starre Ruhe des Morgenlandes, hier die bewegliche Lebensfülle des Abendlandes — dort die Unerbittlichkeit und kantige Einseitigkeit des mathematischen Begriffs, in dem alles eins wird, hier die ewig sich wandelnde Anschauung, die sich schmiegsam in jeden Gegenstand senkt und jedem die eigene Weise der Erfassung anbildet. Dies aber heißt natürlich nicht das Problem erledigen, sondern vielmehr es erst finden. So steht die Frage: läßt sich eine Beziehung Goethes zu Spinoza denken, die, ohne in irgendeinem Sinne philosophische Schulabhängigkeit zu sein, ja vielleicht ohne eine eindringende und umfassende Kenntnis des Spinozatextes vorauszusetzen, dennoch die letzten Tiefen des Goethischen Wesens berührt und aufschließt? Es hilft nichts, das Problem Goethe und Spinoza ist das schwierigste, das dunkelste, das wichtigste der Goetheerkenntnis. Wir dürfen uns niemals einbilden, Goethe verstanden zu haben, ehe uns der Sinn der Wahrheit in seinem Bekenntnis zu Spinoza deutlich wird.

Alte Gewohnheit bringt uns dazu, die Aufklärung zunächst in eigenen Aufzeichnungen Goethes zu suchen. Ist doch das Leben keines Mannes in der Geistesgeschichte so wie das seine bezeugt! Ein gewaltiges Wolkenmeer der zahllosen Bekundungen umwogt uns aus neuen und immer neuen Quellen der Briefwechsel, Niederschriften, Tagebücher und Gespräche; bald rieselt erfreuliches Naß fruchtbaren Erkennens daraus nieder, bald

ist es, als balle sich eine undurchdringliche Nebelschicht. Gerade an unserer Stelle versagt die Kunde; für Goethes Jugend ergibt sie nur bescheidenen Anhalt. Dann lernen wir einmal wieder in uns gehen und die völlige Zufälligkeit begreifen, die diesem Erkenntnisgrunde immer anhaften muß: immer bleibt er nur mit Bruchstücken besetzt. Auch ist der Mangel nicht in dem Maße, in dem wir wähnen, zu beklagen. Die größte Gestalt aller Geistesgeschichte, Jesus Christus, wie dürftig ist sie bezeugt, und wie zerbröckelt das Dürftige unter jedem neuen Zugriff! Aber ihr Licht durchstrahlt, allbekannt wie die Sonne, jedes Gewissen und gibt ihm den innersten Kern und Gehalt seines Lebens. Auch in unserer Frage hilft uns allein ein kühner Entschluß: wir wollen zunächst einmal völlig darauf verzichten, den Zufallszeugnissen etwas abzulauschen. Wir wollen versuchen, uns zu einer reinen Schau dessen zu erheben, was Spinoza war und ist, um von dieser Schau aus festzustellen, ob sich in ihr das innerste Sein Goethes so durchleuchtet, daß die Beziehung zu Spinoza als entscheidend für ihn erscheinen muß.

Wer also war Spinoza? Wir stellen die Frage noch unmittelbarer zum Gegenstand ein. Was ist es, das die 'Ethik' Spinozas aus dem Schrifttum der Philosophie in so eigener und fast einziger Weise heraushebt? Wie das dunkle kleine Werk sich gibt, — das All mit all seinen Inhalten in der Gestalt eines Lehrbuchs Euklidischer Geometrie vorgetragen, — bleibt eine Fremdartigkeit um das Ganze, die fast den Zugang verwehrt. So blieb es wirklich, als es nach dem Tode des Spinoza in den nachgelassenen Werken erschien, eine verschlossene Welt. Das Vorurteil, wie sein Name sagt, war vor dem Urteil da und das Urteil zunächst ganz unmöglich. Ein dunkles Gerücht ging um, hier werde unter dem Vorwand einer neuen Gotteslehre der lebendige Gott geleugnet, der Abtrünnige, der Gottesfeind, der finstere Teufel tue sein verruchtes Werk und trage im Antlitz das Zeichen der Verwerfung. Fast genau hundert Jahre später kam der 'Ethik' ihre Zeit; so haben wahrhaftig auch Bücher ihre Schicksale. Im großen Aufschwung des deutschen Geistes tritt Spinoza in das Denken der Führer hinein, ohne

daß dabei ein Einfluß von einem zum andern stattfindet, ohne daß sie gegenseitig von der in ihnen allen wachsenden Spinoza-verehrung wissen. Wie so oft geht Herder voran, dem es nichts ausmacht, freilich mit einem merkbaren Ton der Ironie, vom heiligen Johannes und dem ohne Zweifel noch göttlicheren Spinoza zu reden. Sein Lebenlang gedenkt er Spinoza ein Denkmal zu errichten. Im Jahre 1787 erscheint denn auch wirklich sein feines Büchlein 'Gott. Einige Gespräche über das System des Spinoza', das, wenn es nicht das größte Werk Herders ist, so doch im Anschluß an Spinoza das Ganze des eigentümlichen Herder-Evangeliums zur vollkommensten und faßlichsten Darstellung bringt. Bereits aber hat im Juli 1780 Lessing in einem denkwürdigen Gespräch mit Friedrich Heinrich Jacobi zu Wolfenbüttel, Goethes Handschrift vom Prometheus-Monologe in der Hand, — es gehörte ein Lessing dazu, um in diesem Gedicht den Spinozismus zu entdecken —, sich selber zu Spinoza gestellt. „Die orthodoxen Begriffe von der Gottheit sind nicht mehr für mich, ich kann sie nicht genießen. '**Ἓν** *καὶ πᾶν* — ich weiß nichts anderes." „Wenn ich mich nach jemand nennen soll, so weiß ich keinen andern", nämlich als Spinoza. Der junge Goethe hat nachweislich im April oder Mai 1773 die 'Ethik' gelesen. „Ihren Spinoza hat mir M[erck] geben. Ich darf ihn doch ein wenig behalten? Ich will nur sehn, wie weit ich dem Menschen in seinen Schachten und Erdgängen nachkomme" (an Höpfner, 7. April [Mai] 1773). Dies bezeugt also so ausdrücklich wie möglich eindringliches Mühen um das Werk. Schon das ist bedeutsam, daß Goethe bei seiner Wendung zu Spinoza nicht alleinstand, wenn er auch um die Genossen nicht wußte. Unmerklich erreichte auch ihn jene große und geheimnisvolle Welle, die das neue Geisteswerden in allen lebendigen Geistern einer Zeit bestimmt. Jetzt aber entsprang plötzlich einer der merkwürdigsten und folgereichsten Geisteskämpfe in Deutschland; der stille, so lange stumme Spinoza wurde zu einer großen deutschen Aufregung. Am Grabhügel Lessings entbrannte dieser Kampf, der zuerst ein Kampf um Lessing war, und der Kampf um Lessing wurde zum Kampfe um Spinoza, und der Kampf um Spinoza wurde zum Kampfe um

Gott, und der Kampf um Gott wurde zum Kampfe um die Grundgewißheiten unseres Denkens und Lebens. Es war dieselbe Zeit, in der Kants Vernunftkritik im deutschen Geiste zu wirken begann. Auch der Alte vom Königsberge sprach mahnend in die große Erregung hinein mit seiner klaren Stimme, die bei jener Siedehitze der Geister etwas Ehrwürdiges, aber auch leise Altfränkisches hat. Mit Kant zusammen wurde Spinoza eine gestaltende Kraft im deutschen Philosophieren. Die Belehrung Kants darf nicht in den Wind geschlagen werden — das ist die allgemeine Einsicht —, aber das Ziel bliebe doch, zu einer Weltdeutung zu kommen, die in der Weise Spinozas vom einheitlichen Weltgrunde aus alle Inhalte des Seins in notwendiger Kette ableitet. Spinoza wird wie Kant ein Führer zur rechten Methode des Philosophierens. Dies ist der gemeinsame fortbildende Gedanke bei Fichte wie bei Schelling, und Hegel steht ihm weit näher, als er es gern wahr haben möchte. So wurde Spinoza eine entscheidende Großmacht im deutschen Geistesleben. Wieder also gewinnt es hohe symbolische Bedeutung, daß auch Goethe in ihm den Meister sah. Wenn man es als den ganzen Inhalt der nachkantischen deutschen Philosophie bezeichnen kann, Kant und Goethe in einer Einheit der Weltdeutung zusammenzubringen, so ist es der durch den Spinozagedanken den Nachkantianern nahe gebrachte Goethe, der ihnen die Fläche der Verwandtschaft zum eigenen Streben und die Fähigkeit der Aneignung darbot. Auch darin wirkt die geheimnisvolle Welle, die der Genius und Dämon der Zeit selber ist.

Spinoza gehört sicher nicht zu denen, die in ihrem Werke nach künstlerischen Reizen streben. Wenn nun gefragt wird, woran es liegt, daß um die 'Ethik' etwas von der Ewigkeitsgeltung des großen Kunstwerks zu liegen scheint, so wird man den Grund in zwei Eigentümlichkeiten zu suchen haben, die untereinander völlige Gegensätze sind. Auch in Spinoza ist der Widerspruch der Stachel des Denkens und Lebens. Spinoza ist der wahre Klassiker der modernen Metaphysik. Das will sagen: der Gedanke, auf dem das Unternehmen dieser Metaphysik ruht, prägt sich in ihm am klarsten und bewußtesten aus.

Diese Metaphysik hat ihren Ursprung im Vorbild der Methode, durch welche die moderne exakte Naturwissenschaft entsprang. Die mathematisch-experimentelle Methode läßt uns die Natur als einen Inbegriff mathematischer Gesetzlichkeiten verstehen; sie bringt also die Natur unter das Gesetz des reinen Denkens, in welchem die mathematische Erkenntnis entspringt, aber sie bestätigt das im reinen Denken Erdachte durch das Experiment an den Tatsächlichkeiten der Erfahrung. Die Aufgabe der Metaphysik wäre, das Verfahren der Naturwissenschaft bis aufs Letzte zu verallgemeinern und in der gleichen mathematischen Gewißheit der Methode zur Erkenntnis des Alls aufzusteigen. Die irren völlig, die da annehmen, Spinoza habe in seiner 'Ethik' die Methode der Geometrie aus irgendeiner besonderen Vorliebe heraus nachgeahmt. Vielmehr liegt hier seine tiefste Überzeugung zugrunde. Es ist eine logische Überzeugung, — es ist die Einsicht in das Wesen der Wahrheit, die ihm die Gewißheit gibt, den Begriff der vollkommenen Wahrheit zu besitzen. Nach dieser Überzeugung wird dann die Geometrie nicht das blind übernommene Vorbild, sondern das durchsichtigste Beispiel seines Wahrheitsgedankens. Die vollkommene Wahrheit ist das schauende Erkennen, die scientia intuitiva. Es bleibt nicht hängen in der Zufälligkeit unserer Erfahrungen, es verliert sich nicht in die Leere bloßer Allgemeinbegriffe, die den Zusammenhang mit den Tatsächlichkeiten verloren haben, sondern es erfaßt das Sein unmittelbar als den Gedanken, der es ist, es ergreift die Sache in ihrem Gesetz, das Gesetz in der Sache. Wenn der Mathematiker sagt: die Kugel ist der Körper, der durch Bewegung des Halbkreises um den festen Durchmesser entsteht, so ist vielleicht in der Erfahrungswelt eine Kugel niemals so entstanden, so zieht er diesen Gedanken nicht von einigen hunderttausend Kugeln der Wirklichkeit ab. Sondern der reine Gedanke bringt hier die Kugel hervor; er bestimmt und setzt fest, was als Kugel zu denken ist. Er begreift die Kugel, indem er sie aus ihren Bedingungen und Notwendigkeiten erschafft. Es ist eine schöpferische Urdefinition, eine Selbstsetzung des Gedankens, die ihre Gewißheit in sich selber trägt. Sie bestätigt sich, indem aus ihr alle Inhalte des Kugelgedankens als not-

wendige Folgen fließen. Dies ist Vollkommenheit der Erkenntnis. In ihr müßten wir das All zu greifen suchen und hätten dann die Metaphysik, die die absolute Wahrheit ist. Schöpferische Urdefinitionen müßten sie tragen, die ihre Gewißheit in sich selber führen. Aus ihnen müßten alle Weltinhalte folgen als eine lückenlose Kette von logischen Notwendigkeiten. Ein Wunder ist, wie sich dieser Methodengedanke bei Spinoza unmittelbar in sein Bild des Alls umsetzt. Denn seine Metaphysik ist nichts anderes als sein Methodengedanke als Seinsgedanke abgelesen. Wo er ihn zur Klarheit bringt, wirft er ganz nebenbei einen Einfall hin, so nebenbei in der Tat, daß man ihn nie in seiner Wichtigkeit erkannt hat; dieser Einfall ist das schöpferische Aufblitzen des Systemgedankens. Er bemerkt: „Wie manche sich das Denken Gottes vorstellen vor der Schöpfung der Welt"— der Gedanke ist widersinnig in sich selber, da er das göttliche Wesen in die Zeit faßt —, aber geben wir ihn einmal um der Verdeutlichung willen zu: der Gottesgeist wäre dann vor Schöpfung der Welt die ewige Wahrheit, die ewige Wahrheit aber wäre die Welt als ein einziger Zusammenhang gedanklicher Notwendigkeiten. Um das gottgleiche Erkennen also ist es in der Metaphysik zu tun. Gott ist die Wahrheit — das ist die ganze Grundsetzung für das System des Spinoza; die Wahrheit aber ist das All als Gedanke: verum sive deus sive natura sive intellectus, — unter dem Intellekt ist der unendliche Geist zu verstehn. Wie wäre ein Zweifel daran möglich, daß das Erkennen mit solchen Forderungen in der äußersten Vermessenheit seiner Ansprüche erscheint! Wie aber könnte man auch zweifeln, daß der Menschengeist, wenn ihm ein solches Ziel erreichbar wäre, in ihm das Ziel der ewigen Wahrheit ergriffen hätte und Erkenntnis an ihrem Ende wäre! Dies gibt dem Buche des Spinoza jene Prägung der Ewigkeit: es meint bewußt dem letzten Anspruch des Erkennens zu genügen. Dies System ist das All in der notwendigen Form der absoluten Wahrheit. Das meinte Spinoza, wenn er erklärte, daß er nicht den Anspruch erhebe, die ganze Philosophie gefunden zu haben, aber daß er wisse, die wahre zu erkennen. Hier gilt kein Streit der Meinungen mehr, hier spricht die ewige Wahrheit selber ihre

Wesenheiten aus. Das Buch bedeutet etwas Überpersönliches und Unpersönliches. So tiefen Sinn hatte es, daß Spinoza seinen Namen auf dem Titelblatt nicht genannt wissen wollte. Er zeichnet es mit den bloßen Anfangsbuchstaben seines Namens, was ja freilich dann auch ganz überflüssig war. Daß der Denker als Mensch hier völlig in der Sache der Wahrheit verschwindet, daß die Wahrheit selber in voller Unpersönlichkeit spricht, das ist der erste Zug, der das Buch über die Flut der philosophischen Alltagswerke und Vergänglichkeiten hinaushebt.

Aber wie es nun in seinem ehernen Gange von Setzung zu Setzung fortschreitet und das All mit seinen Inhalten aus seinem Gedanken erschafft, geschieht etwas Seltsames. Die fünf Bücher des Werkes entrollen das große Schauspiel der Welt und ihrer Überwindung. Das erste Buch spricht von Gott, der die Natur ist, und ihrer unwandelbaren Notwendigkeit. Das zweite Buch kommt zum Geiste, wobei denn — völlig folgerichtig, aber wunderlich genug — der unendliche Geist, die absolute Wahrheit als das Bekannte zugrunde gelegt und der endliche mit seiner Beschränktheit in die Zufälligkeiten der Erfahrung abgeleitet wird. Das dritte Buch erreicht das Leben. Es ist das Leben der Triebe und Leidenschaften, an dem Spinoza das Meisterstück und die vollkommene Bewährung seiner Methode gelingt. Er bringt die Leidenschaften alle auf fünf Grundaffekte zurück, die eigentlich nur drei sind und die drei eigentlich nur einer: der Trieb, das eigene Sein zu bewahren, als der Urtrieb jeder lebendigen Natur. Aus ihm folgen unter den mehr und mehr sich verwickelnden Bedingungen die Leidenschaften alle, wirklich wie eine geschlossene Kette von mathematischer Notwendigkeit; Spinoza verfolgt sie bis in die dunkeln Geheimnisse und zu den Dämonen der Menschenbrust, bis in eine Fülle und Feinheit der Verzweigungen hinein, für welche die Sprache keinen eigenen Namen mehr geschaffen hat. Was Shakespeare in der Tragödie ist, ist er in der Philosophie: der Kündiger des Leidenschaftslebens in seiner prachtvollen und schrecklichen Wahrheit. Derselbe Geist des Barocks mit seiner leidenschaftlichen Spannung drängt in beiden zur Offenbarung.

Hier ist am schwierigsten Gebiete der Wirklichkeit der Wahrheitsgedanke des Spinoza durchgeführt: die Mathematik der Leidenschaften, wie ein großer deutscher Naturforscher es meisterlich genannt hat, die Statik der Leidenschaften ist gelungen. So aber entrollt nun das vierte Buch das traurige Bild von der menschlichen Knechtschaft, nämlich der Knechtschaft unter den Leidenschaften. Indem wir uns in der Selbstdurchsetzung suchen, verlieren wir uns an die Dinge. Spinoza aber erkennt völlig klar den Grund der großen Not: wir leben im Wahne statt in der Wahrheit, in der Einbildung statt im Denken und im Schauen, als wären wir der Mittelpunkt der Welt, eine Natur in der Natur, und die Dinge hätten die Pflicht, sich nach unsern Wünschen zu richten. Aber sie folgen vielmehr dem eigenen Gesetz: Enttäuschung, Gram, Verbitterung sind die Folge — ein Selbstverlust aus unbelehrter Selbstigkeit. Aber über diesem Schwall, der uns umherwirft „wie des Meeres Wogen", leuchtet nun mit dem fünften Buche Spinozas hohe Erlösungsbotschaft der Freiheit auf. Die große Gleichung ergibt sich von selber: wie der Wahn die Knechtschaft, ist die Wahrheit die Freiheit. Wer in der Wahrheit lebt und in allem die ewige Notwendigkeit der gesetzlichen Zusammenhänge begreift, wird frei von der Welt, da er sie nicht auf sich als den Mittelpunkt bezieht, und ruht in sich selber und der Notwendigkeit der eigenen Natur. Ihm wird alles zur Förderung; denn an allem wächst er im Verstehen. Hier kommt Spinoza zu einem der größten Worte, die Menschenmund gesprochen hat — wir sollten es auf eine Tafel am Fußende unseres Bettes schreiben, um jeden Morgen mit ihm und zu ihm zu erwachen: „Alle Affekte des Freien sind Affekte der Freude." Denn Freude ist das Gefühl der Förderung in unserer Selbstdurchsetzung. Solange noch die Dinge uns festhalten in Kummer und Gram, sind wir noch nicht wirklich frei geworden. Wer aber aufrichtig nichts als Wahrheit will, wie könnte den die Welt hemmen! Sie ist ihm ja nur der Gegenstand des Erkennens, wird ihm im Bösen wie im Guten zu beständigem Wachstum seiner Innerlichkeit und ihrer Selbstgewißheit. Sie fördert ihn, daß er immer deutlicher sein Gesetz finde und aus ihm allein lebe. Wer aber aus dem

eigenen Gesetze lebt, ist frei, und die Freiheit ist die Freude. Ihm wird die Welt zur Freude, die Welt aber ist Gott. Freude, begleitet von der Vorstellung ihrer Ursache, ist Liebe. Der Freie in seiner Freudigkeit lebt in der Liebe Gottes aus Verstehen, im amor dei intellectualis. Diese Liebe verlangt nicht nach Gottes Gegenliebe; denn in dem unendlich Vollkommenen gibt es ja keinen Mangel und kein Wachstum mehr, — aber sie ist ein Teil der unendlichen Liebe, mit der Gott sich selber liebt, sie ist die Seligkeit. Die vollkommene Wahrheit ist die Freiheit und das Glück. Spinoza hat die Einheit zwischen dem wissenschaftlichen und dem religiösen Bewußtsein gefunden. Es ist nicht so, wie die Menschen wähnen und fürchten, — die moderne Wahrheit zerstört nicht Sittlichkeit und Religion, sondern sie ist in sich selber die wahre Sittlichkeit und die wahre Religion in ihrem Ewigkeitssinne. Das ewig Wahre ist auch das ewig Gute und das ewig Göttliche. In diesem großen Zuge von Gleichsetzungen vollzieht sich der Gedanke des Spinoza: Gott ist die Wahrheit, und die Wahrheit ist die Natur und der unendliche Geist, und die Wahrheit ist die Freiheit, ist die Freude, die Liebe, die geistige Gottesliebe, ist die Seligkeit. Hier aber hat sich das Seltsame ereignet. Hier nämlich spricht offenbar ein ganz persönliches Bekenntnis. Ein Genius der Erkenntnis bekennt das Wesen seiner Genialität. Ihm ist die Wahrheit Sinn des Lebens, ihm Erkennen die große Selbstbefreiung, ihm die Freiheit in der Wahrheit Freude, ihm Liebe, Liebe zur Welt, die Gottes Offenbarung ist, ihm Gottesliebe. Er findet Gott in der Wahrheit und ist selig in ihm. Sein Suchen der Wahrheit ist sein Weg zu Gott. In dem ehernen Bau der großen Unpersönlichkeit haust eine Seele; — aus tiefen, dunkeln Augen blickt sie uns an mit dem Antlitz eines Erlesenen, mit dem Ausdruck eines Seltenen unter den Menschen. Wie dort die Unpersönlichkeit des Wahrheitsgedankens gibt hier das Persönlichste, das Urpersönliche den unzerstörbaren Reiz. Das Ewigkeitsgepräge des Gedankenbaus bleibt zuletzt doch nur ein Schein — Kant wird ihn vernichten —, aber das Ewige im Urpersönlichen beharrt und trotzt der Vernichtung. Denn nichts ist ewig als ein Mensch in seiner Einzigkeit, der seinen Weg zu Gott fand. —

Für Goethes früheste Stellung zu Spinoza gibt es ein ergreifendes Zeugnis. Als der erste Band von 'Dichtung und Wahrheit' erschienen war, schrieb der alte Jugendfreund Friedrich Heinrich Jacobi einen Brief und erinnerte an gemeinsame Erlebnisse, die Goethe in der Fortsetzung des Buches nicht vergessen dürfe. Vierzig Jahre waren seitdem vergangen. „Ich hoffe, du vergissest in dieser Epoche nicht des Schlosses zu Bensberg und der Laube, in der du über Spinoza, mir so unvergeßlich, sprachst. Welche Stunden, welche Tage! Um Mitternacht suchtest du mich noch im Dunkeln auf. Mir wurde wie eine neue Seele. Von dem Augenblick an konnte ich dich nicht mehr lassen." Will man uns vor solchen Worten einreden, Goethe habe damals nur um die oft so trüb bezeugten Anekdoten aus Spinozas Leben gewußt? Unwidersprechlich beweisen sie in ihrer noch nach vierzig Jahren nachzitternden Erregung, daß Goethe damals von Spinoza bis ins Innerste ergriffen war und daß er im Bekenntnis zu ihm, mehr vielleicht als durch andere Bekundungen seines Wesens, Seelen bannte und bezwang.

Es bleibt dennoch wahr, daß es der Mensch Spinoza gewesen, der ihn zu dem Denker Spinoza führte. „An ihren Früchten sollt ihr sie erkennen." Was war der, der das Zeichen der Verdammnis im Antlitz trug, in seinem Leben für ein ruhiger Bürger und stiller Mensch Gott wohlgefälligen Wandels! der Mensch, den die Mitwelt, den sein Volk und seine Kirche ausstieß und der nun in der Verborgenheit lebte, die zuweilen Verlassenheit war, der Mensch, der in seiner Stille, vom Brillenschleifen sich kümmerlich nährend, ein Leben ganz der Wahrheit weihte, der bei ausgesprochener politischer Begabung und starkem holländischem Bürgerbewußtsein gelegentlich von den Großen der Erde gesucht wurde, aber nie den Regungen des Ehrgeizes unterlag, und wäre er aufgetreten als die edelste Ehrbegierde, die kaum etwas anderes als Vaterlandsliebe ist, der Mensch, der in grenzenloser Uneigennützigkeit nie seinen Vorteil suchte und das Wort schreiben konnte: „Wer Gott liebt, muß nicht erwarten, daß Gott ihn wieder liebt", der Mensch des großen und erhabenen Verzichtes! Denn wenn wir alle, von der Wirklichkeit langsam belehrt, bezwungen und gebrochen, erst müh-

sam lernen, daß wir entsagen müssen, — er hat von Anfang an und ein für allemal die große Weisheit aufgebracht, aus freiem Willen zu entsagen, von der Welt und von außen nichts für die Erfüllung seiner Wünsche zu erwarten und von den Dingen nichts zu verlangen, als was sie nicht versagen können, daß sie sich verstehen lassen und durch Erkenntnis in die Wahrheit eingehn. Solche Entsagung aus freiem Willen trägt ja nichts in sich von erzwungenem Verzicht und grämlicher Müdigkeit. Sie ist nicht Selbstverneinung, sondern stolze Selbstbejahung. Sie ist im Grunde nichts anderes als Spinozas Weg zu Gott.

Aber hier lag ja das, was in Goethe selber das innerste Wesen Spinozas bejahte. In der großen Uneigennützigkeit fühlte er sich ihm verwandt. Uneigennützig sein in allem, am meisten in der Freundschaft und in der Liebe, war sein höchstes Bestreben. Wunderlich genug führt er das spätere Philinenwort der angenehmen Dirne zur Bestätigung an: „Wenn ich dich liebe, was geht's dich an?" Aber dies greift viel, viel tiefer. Denn wie jene Uneigennützigkeit bei Spinoza im Tiefsten nichts als sein Zug zur Wahrheit als dem einzigen Lebensinhalte ist, so ist sie es auch bei Goethe. Leben, Menschen und Welt sollen ihm nichts erweisen, als daß sie sich verstehen lassen in dem Kern und aus dem Kern ihres Wesens, sich verstehen lassen in der Notwendigkeit ihres Seins, die sie durchwaltet und hineinfügt in diese Welt der göttlichen Notwendigkeiten. Goethe lebt wie Spinoza im schauenden Erkennen. Wenn aber das schauende Erkennen in der Philosophie immer das schwerste ihrer Probleme und selber problematisch bleibt, so hat es sein unbestrittenes Reich in der Dichtung, deren Wert und Größe in geradem Verhältnisse zur Tiefe ihrer geschauten Erkenntnis steht. Dichtung ist die Gestalt der geschauten Wahrheit. Hier ist die Stelle, an der der Mensch und der Denker in Spinoza nicht zu trennen sind und ineinander übergehen. Hier ist die Stelle, an der Goethe in dem Menschen Spinoza den Denker fand. Er ist mit ihm eins in seinem Wahrheitsgedanken, also am innersten schöpferischen Quellpunkte seiner geistigen Welt. Nur indem Goethe in dies Spinoza-All der geschauten Erkenntnis eingeht, hat er unwillkürlich den mathematischen Wahrheitsbegriff des Spinoza in

den künstlerischen übersetzt. Er hat ihn damit auf den Boden seiner eigentlichen Geltung hinübergepflanzt. So aber, in der Stellung zum All, denkt er wie Spinoza: er sieht die Wirklichkeit in Gott, Gott im Wirklichen. Das All ist ein Walten göttlicher Notwendigkeiten.

Wäre es nicht doch das Klügste, dem alten Herrn zu glauben, daß er bei der Darstellung seines Lebens die Wahrheit sagte? „Ich ergab mich dieser Lektüre und glaubte, indem ich in mich selbst schaute, die Welt niemals so deutlich erblickt zu haben." Für diesen Satz ist ja überhaupt nur eine einzige Deutung möglich. Was er bei dem Blick in sich selber sah, war in dem freiesten und reichsten der Menschenkinder ein Wogen gewaltiger Leidenschaften, das scheinbar regellos und im Spiele der ungebändigten Willkür gegen die Ufer seines Wesens stürmte. Aber was erfährt er durch Spinoza in seinem dritten Buche? Dies alles ist Gesetz und ist Notwendigkeit, dies alles ist das ewig notwendige Leben der Natur, das Leben Gottes in deiner Seele! In dir wogt das All. Die herrlichen Augen des jungen Goethe mögen doch groß geworden sein über den Seiten, die ihm die eigene Pracht und Not zum Verständnis brachten. Aber das Wunder vertiefte sich, wenn er von der Knechtschaft in die Freiheit hinausschritt. Denn was er hier zu lesen bekam, das war ja die reine Formel seines eigenen Wesens. Spinozas Erlösungsbotschaft von der Wahrheit, die die Freiheit ist, war Goethes tägliches Erlebnis, sie war seine Schöpfernatur selber. So stellte er durch Gestaltung das Leben, das ihn bedrängte, als Wahrheit heraus. Diese Wahrheit war die große Selbstbefreiung, in der er sich schaffend immer aufs neue wiederherstellte. Diese Freiheit war der Strom der beständigen Freude, die sich im Gestalten in ihm immer neu erschuf. Diese Freude war Liebe. Goethe ist unter den großen Meistern des Geistes der größte Liebesgenius. Wie kein anderes Auge hat das seine liebend auf der Welt der Sichtbarkeiten geruht und sie als Leben der Seele und der Liebe erfaßt, all sein Schaffen ist Liebe, die unendliche Liebe zur Welt, die sich selber zur Seligkeit wird, indem sie Gestalt wird, die unendliche Gottesliebe aus Verstehen. Dies alles ist nicht aus Spinoza entnommen

und gelernt, er ist es selber. Die Tatsache des Wesens, das Goethe ist, ist die Wahrheit des Spinoza; Goethe hat Spinoza wahr gemacht. Die Nacht des bloß Gedachten erhellt sich im Leuchten des Dichters und seiner Welt. In ihm wird Leben, was dort nur Begriff blieb. Wenn er sich zu Spinoza bekannte, so hatte dies mit Schulabhängigkeit nichts zu tun. Es gehörte nicht einmal dazu, daß er das Buch der 'Ethik' als Ganzes jemals wirklich durchdrungen und sich angeeignet hatte. Nicht ein Zeitzufall oder gar eine Grille ließ ihn von solcher Beziehung reden. Sondern sein Leben sagte Ja! zu Spinozas Wahrheit. Er empfing nicht von ihm und lernte nicht einmal von ihm, sondern, indem er sich selber lebte, lebte er, was Spinoza lehrte. Die Zusammengehörigkeit war völliges Einssein. Es ist ein einziger Fall. Nie wieder konnte ihm ein anderer Denker sein, was ihm Spinoza war. Im Grundgedanken der Weltbetrachtung und in der seelischen Haltung vor dem All stand er zu ihm. —

Wir vollenden den Beweis für die Innerlichkeit der Beziehung Goethes zu Spinoza, indem wir zeigen, daß von ihr aus durch seine ganze Entwicklung hindurch sich das Innerste des Goethischen Seins durchleuchtet. Nicht die Gelegenheitsäußerungen Goethes über Spinoza kommen hier in Frage, sondern die Gesamthaltung seines Werkes entscheidet. Es muß also abermals etwas Kühnes versucht werden; nämlich den Sinn seines Schöpfertums in den großen Abschnitten seiner Arbeit kurz auszusprechen. Zuerst denn in der Jugend des genialen Stürmers und Drängers wird er der große Dichter vom Menschsein selber, vom Menschsein zugleich als göttlichem Glück und peinlicher irdischer Gebundenheit. Wenn der Genius im Wirken seiner schaffenden Kräfte teilhat am göttlichen Leben, so bleibt doch dieses Stück Gottesleben immer in die Unzulänglichkeiten des Irdischen hineingefaßt. Faust kommt wohl zu einem Augenblicke göttlicher Erleuchtung, aber nur, um zurückgestoßen zu werden in die peinvolle Enge des buchstabierenden Verstandes. „Wo fass' ich dich, unendliche Natur?" Der junge Goethe aber hat damit den tragenden Gedanken seines ganzen Lebens angesetzt, — Gott im Wirklichen, das Wirkliche in Gott zu sehen.

Es ist die mit ihm geborene Urgestalt seines Denkens; in ihr findet er die Verbindung mit Spinoza.

Das kommende Jahrzehnt Weimarer Lebens, das sich in der italienischen Reise krönt, schafft in Goethe eine neue Seele, eine Seele nicht der großen Visionen und der strahlenden Selbstigkeit des Künstlers, sondern eine Seele des Dienstes, der Hingabe, der Treue, der Entsagung: so in der Arbeit des großen Beamten, so in der Liebe für Frau v. Stein. Entscheidend aber wird seine neue Stellung zur Natur. Sie ist nicht länger das Unendliche, das in großer Vision mit einem einzigen Blick ergriffen werden soll, sondern ein Unendliches der geduldig fortschreitenden Forscherarbeit. Die mit ihm geborene Geistesart setzt sich in eine Methode der wissenschaftlichen Beharrlichkeit um. Diese Methode ist sein Geist selber, wie er sich zur Treue der Arbeit schult; denn jeder Schöpfergeist ist eine Methode. Wir nennen sie bei Goethe die Methode der Urphänomene. Sie ruht auf zwei tragenden Gedanken. Jedes Gebiet der Natur, vor allem der lebendigen Natur, führt zurück auf eine einzige letzte Tatsächlichkeit, die, als dieselbe, sich in allen Gestaltungen unablässig steigernd, sich wiederholt, so wie die Pflanze in allen ihren Durchbildungen immer Blatt, der Schädel in allen seinen Knochen immer Wirbel ist. Das ist der Methodengedanke, der die Natur nicht als ein erstarrtes System von Begriffen, sondern als ein ewig bewegtes Leben des unermüdlichen Werdens verstehen läßt; in all diesem Werden ist sie Unendlichkeit und Einheit zugleich. Dieses eine aber — das ist der zweite Gedanke —, dieses Urphänomen legt die Natur irgendwo dem treu und rein schauenden Forscher vor die Augen: es ist eine Anschaulichkeit, die in sich selber zugleich ein letztes Gesetz der Dinge und ein Organ des Geistes ist. „Der Mensch kennt nur sich selbst, insofern er die Welt kennt, die er nur in sich und sich in ihr gewahr wird. Ein jeder Gegenstand, wohlbeschaut, schließt ein neues Organ in uns auf." Die Urphänomene sind die letzten Gegebenheiten und Unerforschlichkeiten, aus denen wir die Gesamtheit des Erforschlichen ableiten und erklären. Sie sind die schaffenden Gedanken Gottes, an denen wir schauend Anteil erhalten. Es ist das wahre Siegel der Goethischen Größe, daß

er sich in dieser Weise in geduldiger Arbeit auf den dornigen Weg der Forschung begab, aber die geniale Uranschauung seiner angeborenen Mitgift bewahrte. Er blieb der, der in den Gottesgedanken einging, indem er geduldig die Wirklichkeiten durchforschte. Er machte das schauende Erkennen zu einer Methode, die die Tatsächlichkeiten aufschließt. Dies war seine geniale Umbildung des Spinozagedankens. Er führte ihn aus der Metaphysik heraus und in die Physik hinein. Er machte ihn einig mit der Unendlichkeit der Erfahrung. Seine Natur ist nicht mehr der starre Begriff der Einheit, sondern das bewegliche Leben der Dinge. Aber sie bleibt freilich in Spinozas Sinne das Eine, das sich unendlich offenbart; nur daß es die unendliche Vielheit ist, auf die sich der Blick richtet, nicht die Einheit, in der er gefangen bleibt. Bei Spinoza versinkt das Viele im Einen; bei Goethe offenbart sich das Eine im Vielen. Goethes Schauen ist Leben in der unendlichen Vielheit der Dinge. „Erhabener Geist, du gabst mir alles, alles" — das Glück seiner italienischen Seligkeit im Schauen schreibt Goethe mitten in die neuen Faustszenen hinein. Aus der Arbeitsfülle erwuchs ihm im Jahre 1783 die neue Freundschaft mit Herder, die eigentlich überhaupt erst wahre Freundschaft mit Herder war. Es ist der Herder, der eben die 'Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit' vorbereitet und in ihnen das Geistesleben der Geschichte aus dem Naturleben als seine höchste Blüte hervorgehen läßt. So waren ja aber die beiden großen Freunde richtig aufeinander zugewandert. Wie Goethe die Fülle des Naturschauens, so brachte Herder die Weite des Blickes über das Menschenleben in seinen Geistesgebilden: das Leben in seiner Allheit war der gemeinsame Gegenstand. Sie standen zusammen in einer Einheit des Bekennens, das sich in den beiden Herders, Goethe und Frau v. Stein seine Kirche als die erste Trägerin des Evangeliums von Weimar schuf. Diese kleine Gemeinde besaß ihren Heiligen: es war Spinoza. Sie lasen ihn gemeinsam, wobei denn offenbar wird, daß die eigentliche Philologie im Verstehen des Spinozatextes erst jetzt für Goethe begann und Herder darin sein Führer war. Es sind die Tage des großen Spinozastreites in Deutschland. Goethes Erklärungen in Briefen an Jacobi reden

eine völlig eindeutige Sprache. „Er beweist nicht das Dasein Gottes, das Dasein ist Gott. Und wenn ihn andere darum atheum schelten, so möchte ich ihn darum theissimum, ja christianissimum nennen und preisen . . . . Vergib mir, wenn ich so gerne schweige, wenn von einem göttlichen Wesen die Rede ist, das ich nur in und aus den rebus singularibus erkenne, zu deren näherer und tieferer Betrachtung niemand mehr aufmuntern kann als Spinoza selbst, obgleich vor seinem Blicke alle einzelnen Dinge zu verschwinden scheinen. Ich kann nicht sagen, daß ich jemals die Schriften dieses trefflichen Mannes in einer Folge gelesen habe, daß mir jemals das ganze Gebäude seiner Gedanken völlig überschaulich vor der Seele gestanden hätte. Meine Vorstellungs- und Lebensart erlauben's nicht. Aber wenn ich hineinsehe, glaub' ich ihn zu verstehen, das heißt: er ist mir nie mit sich selbst in Widerspruch, und ich kann für meine Sinnes- und Handlungsweise sehr heilsame Einflüsse daher nehmen." „Du weißt, daß mir Spinozismus und Atheismus zweierlei ist, daß ich den Spinoza, wenn ich ihn lese, mir nur aus sich selbst erklären kann und daß ich, ohne seine Vorstellungsart von Natur selbst zu haben, doch, wenn die Rede wäre, ein Buch anzugeben, das unter allen, die ich kenne, am meisten mit der meinigen übereinkommt, die 'Ethik' nennen müßte." „Da hat dich aber auch Gott mit der Metaphysik gestraft und dir einen Pfahl ins Fleisch gesetzt, mich dagegen mit der Physik gesegnet, damit mir es im Anschaun seiner Werke wohl werde, deren er mir nur wenige zu eigen hat geben wollen." Welch eine Zeit, in der ein Generalsuperintendent einer schönen Frau zu ihrem Geburtstag, dem ersten Weihnachtsfeiertage, für ihren Freund einen lateinischen Spinoza schenkt und in den begleitenden Distichen, seltsam und fein, Spinoza und den heiligen Christ zusammenbringt: „Schülerin des Spinoza und Schwester des heiligen Christes." „Den du erst gefällig ihm machtest", sagt er von der Gemeinschaft Goethe, Spinoza, Charlotte. Goethe aber schreibt an sie von den „Geheimnissen, die so viel Verwandtschaft mit deinem Gemüt haben", und ein andermal: „Ich las in unserm Heiligen und dachte an dich." Der schulmäßige Spinozakenner wird darin

einen der wunderlichsten Fälle für die Gabe des Liebenden sehen, in allem die Geliebte zu finden. Aber gemeint ist ihre still gefaßte, entsagend hohe, liebevoll glückliche, reine Seele. Das Menschenbild der Vollendung, das Goethe aus Spinozas Freiheitsbotschaft anstrahlte, fand er in ihr; — darum war sie es, die ihm den Weisen gefällig machte. Das Wort wird zum richtigen Beweise für unsere Überzeugung, daß es die Erlösungsbotschaft Spinozas war, die Goethe von Seele zu Seele an ihn band, da er sich selbst, wie die Geliebte, in ihr entdeckte. So schreitet Spinoza mit ihm durch diese Jahre des Reifens der Vollendung zu. Wenn Goethe in Italien sich selber wieder zurücknahm als den Künstler, der er nach Gottes Willen im Erkennen wie im Schaffen war, so entwarf er dort gleichsam das ganze Programm der noch vor ihm liegenden Arbeit. Dann steigt wohl über der unendlichen Lebensfülle Neapels solch ein Wort in ihm empor, das alles in die Einheit der großen Gesamtanschauung zusammenfaßt: „Und doch ist die Welt nur ein einfach Rad, in dem ganzen Umkreise sich gleich und gleich, das uns aber so wunderlich vorkommt, weil wir selbst mit herumgetrieben werden." Es ist ein Wort wie aus dem Herzen des Spinozadenkens. Wir sind nicht der unendliche Geist der absoluten Wahrheit, in der alles die einfache Einheit und Dieselbigkeit des Seins ist, wir sind ein Stück der gottesfernen Endlichkeiten, lebend im Einzelnen, Zerstreuten, Zersprengten unserer Zufallserfahrungen, des Zusammenhanges mit dem Ganzen und seiner Einheit nicht bewußt.

Der dritte große Schaffensabschnitt in Goethes Leben hat sein entscheidendes Ereignis in der plötzlich gewonnenen Freundschaft mit Schiller. Es war Kant, der durch Schiller die Freundschaft zwischen den beiden schuf. Der große Brief, in welchem Schiller am 23. August 1794 Goethe das eigene Wesen deutet, stammt aus der Schillerschen Welt seines Kantischen Philosophierens. Sei auch dies in unserm Zusammenhange einmal gesagt: dieser Brief bildet bis zum heutigen Tage die Grundlegung aller wissenschaftlichen Goetheerkenntnis. Es war das erste wirkliche Verstehen, das Goethe in der Ganzheit seines Wesens entgegenkam. Alles auch an dieser Stelle ist ein Wunder.

Schiller erblickte in Goethe den abschließenden Begriff seiner ästhetischen Kulturphilosophie: die lang gesuchte Vollendung seines Gedankens trat ihm in Goethe als Leben entgegen und bewies ihm dadurch sein eigenes Denken unmittelbar als Leben. Sehr bemerkenswert aber ist es, daß es gerade der Begriff der anschauenden Erkenntnis war, von dem aus Schiller den Freund als den Genius der Wahrheit verstand. Er erfaßte ihn aus jenem Kern seines Wesens heraus, in welchem Goethe mit Spinoza einig war. Es war eine Übersetzung aus dem Metaphysischen in die kritische Lehre vom Geiste und seinen Möglichkeiten. So sah sich Goethe von Kant her in seiner tiefsten Wesenheit verstanden. Es stiftete sich die große Einheit Kant, Schiller und Goethe; diese Einheit bildet den Höhepunkt des deutschen Geisteslebens. Sie ist der deutsche Geist selber und ist erst das wahre Evangelium von Weimar. Ist es zu verwundern, daß in dieser Zeit das Spinozabewußtsein in Goethe mehr verdunkelt erscheint, dagegen die Beziehungen zur Kantischen Welt schärfer hervortreten? Wie hat man nur es nicht bemerken können, daß in der Vollendung des Ersten Teils vom 'Faust', die wir wesentlich dem Drängen Schillers verdanken, der Held des Gedichts weit mehr ein Schillerischer als ein Goethischer Mensch ist! Er ist nicht ein Mensch der großen Beschaulichkeit, sondern ein ausgesprochen sittlicher Charakter des unendlichen Strebens nach dem Vollkommenen und Unbedingten. Wie Schiller selbst von Woche zu Woche, von Tag zu Tag immer ein Neuer vor Goethe erschien, reifer, vollendeter, immer fortschreitend an Urteil, Erkenntnis und Wollen, so ist der Faust dieser neuen Szenen, die den Ersten Teil abschließen. „Werd' ich beruhigt je mich auf ein Faulbett legen, so sei es gleich um mich getan." Damals stieg mit dem 'Prolog im Himmel' auch der Gedanke des letzten Abschlusses in Goethe auf. Er schließt mit dem strengen und hohen Grundgedanken des deutschen Idealismus, der nicht im Erkennen und seinem vergeblichen Streben nach absoluter Wahrheit, sondern in der sittlichen Tat, in der Schöpfung des Reichs der Freien Sinn und Erfüllung des Lebens und des Menschen erblickt. Hier gibt sich uns das Unbedingte, das sich uns im Denken versagt: hier öffnet sich der metaphysische Kern

des Daseins. Dies streitet nicht notwendig mit Goethes Anhänglichkeit an Spinoza. Beweisen doch die großen Nachkantianer, wie man Spinoza und Kant in eine Einheit des Gedankens aufzunehmen vermag. Aber es setzt doch eine etwas andere Betonung.

Schillers Tod eröffnet den letzten Abschnitt in Goethes Schöpfertum. Goethe ist allein und wird nun mehr und mehr der Weise, der der heimliche Kaiser und der stillschweigend anerkannte Patriarch im gesamten Geistesleben der westlichen Kulturwelt ist. Schillers Tod bleibt nicht der einzige Verlust. Bei Jena bricht mit Preußen das Fridericianische Deutschland zusammen. Deutschland wird in aller Stille eine Provinz des neuen römischen Weltreichs, das Napoleon errichtet. Im deutschen Volke aber wächst als eine neue Seele ein politisch-unpolitisches Nationalbewußtsein heran. Eine Fremdheit entsteht zwischen dem Denken Goethes und dem seines Volks. Völlig falsch ist zu sagen, daß es ihm am einfachen deutschen Nationalgefühl fehlte. Vielmehr stand es so, daß er nicht einen Augenblick die Hand lassen durfte von seinem eigenen deutschen Werke, das für die Aufrichtung Deutschlands im Geiste genau so wichtig war und unendlich viel schwerer als das Denken der neuen Jugend. Daß er beiseite stand und dies schmerzlich genug fühlte, beweist in ihm nicht eine Armut an deutschem Gefühl, sondern es beweist den Reichtum und die — freilich fast tragische — Vielfältigkeit im Gewebe des deutschen Lebens. Man gewinnt in diesen Jahren deutlich den Eindruck, daß Goethe sich unter dem Zwange wußte, nicht nur Schiller zu ersetzen, sondern auch die ganze Wucht und Bedeutung des Geistes in der erschütterten Welt aufrechtzuerhalten. Was für Jahre des Schaffens sind es, in denen gleichzeitig mit dem Ersten Teil des 'Faust' 'Pandora' und die 'Wahlverwandtschaften' erscheinen, die Sonette entstehen als Zeugnis der immer noch unverminderten Schmiegsamkeit in dem großen, allen Formen gewachsenen Künstler und das wissenschaftliche Werk im Gebiet der Natur wie in dem der Kunst und des Geistes zu den höchsten Leistungen aufsteigt! Wie bezeichnend aber ist es, daß diese Jahre Jahre einer neuen Hinwendung zu Spinoza sind! Als fasse den Altern-

den ein neues Bedürfnis, zu den wahren und innersten Quellen der eigenen Bildung den Weg zurückzufinden. Im Jahre 1811 flüchtet er sich von den widrigen Eindrücken der Schrift Jacobis 'Von den göttlichen Dingen' in seine reine, tiefe Anschauungsweise, die er bei dieser Gelegenheit eine angeborene und geübte nennt, „die mich Gott in der Natur, die Natur in Gott zu sehen unverbrüchlich gelehrt hatte, so daß diese Vorstellungsart den Grund meiner ganzen Existenz machte." „Ich hing meinem schmerzlichen Verdrusse nicht nach, ich rettete mich vielmehr zu meinem alten Asyl und fand in Spinozas 'Ethik' auf mehrere Wochen meine tägliche Unterhaltung, und da sich indes meine Bildung gesteigert hatte, ward ich im schon Bekannten gar manches, das sich neu und anders hervortat, auch ganz eigen frisch auf mich einwirkte, zu meiner Verwunderung gewahr." Noch im August 1815 sagt er zu Sulpiz Boisserée: „Ich führe die 'Ethik' des Spinoza immer bei mir", und zu demselben: „Spino'a hat die Mathematik in die Ethik gebracht, so ich in die Farbenlehre: da steht im Hintersatz nichts, was nicht im Vordersatz schon begründet ist." Dies ist völlig wahr, obschon ein solches Wort bei Goethes unmathematischem, um nicht zu sagen mathematikfeindlichem Denken überraschen muß. Goethes 'Farbenlehre' ist ja in didaktischer und das heißt zuletzt doch in methodischer Beziehung ein Werk von unerreichter Vollkommenheit. Die Methode der Urphänomene hat hier die gründlichste und umfassendste Durchführung gefunden. Aus dem Urgegensatz von Licht und Finsternis geht die ganze Welt des Farbigen hervor und zwar, indem die Farbenerscheinungen in lückenloser Kette wie notwendige Folgen aus der Grundannahme sich entfalten. Auch dies ist die Deutung einer Welt; man könnte sogar darauf hinweisen, daß wir auch hier wie in Spinozas 'Ethik' von der Welt zur Seele weiterschreiten und ihr sinnlich-sittliches Erleben der Farbe auf Gesetze bringen. Ja, wir enden bei der Harmonie als der Beruhigung der rastlosen Farbenwelt in der Kunst und der künstlerischen Befriedung der Seele. Wie die 'Ethik' klingt die 'Farbenlehre' nach heißem Bemühen um das Erkennen in einer Art von Religion des Farbensehens aus. So sehr hat sich der Wahrheitssinn des Spinoza bei Goethe

in eine Methodik umgesetzt, die die bunte Fülle der Erfahrungswelt aufschließt! Fast an Vermessenheit grenzt das andere Wort, das Goethe um dieselbe Zeit zu Boisserée sprach: „Es ist wahrhaftig keine Kunst, unser Herrgott zu sein, es gehört nur ein einziger Gedanke dazu, wenn die Schöpfung da ist"; doch wahrt das Wort bei näherem Zusehen durchaus die Demut des Menschen. „Wenn die Schöpfung da ist", das heißt: wir sind nie der unendliche Geist, dessen Gedanke Schöpfung ist, sondern zwischen Gott und uns ist die Kluft zwischen Unendlichkeit und Endlichkeit, die unser ewig Teil ist. Aber in der Endlichkeit sollen wir das schauende Erkennen lernen, das vom Urphänomen aus die Fülle der Erscheinungen als notwendige Ausstrahlungen sieht und so die Einheit und Einfachheit Gottes erblickt, der aus einem einzigen Gedanken die Welt erschuf, — die rechte Platonische Idee, die das einfach Schaffende in der unendlichen Mannigfaltigkeit ist und alles Viele zu Einem macht. Es sind dieselben Gespräche mit Boisseree im August 1815, in denen Goethe die Frage nach dem Schluß des 'Faust' ablehnte und zugleich beantwortete: „Das sage ich nicht, darf es nicht sagen, aber es ist auch schon fertig und sehr gut und grandios geraten, aus der besten Zeit." Die beste Zeit, die Schillerzeit, hat dem größten deutschen Gedichte den Schlußgedanken gegeben: der unbedingte Wert des Lebens ist die Tat, die Tat der Gemeinschaft für unser Volk, das Reich der freien Persönlichkeiten: „auf freiem Grund mit freiem Volke stehn". Die sittliche Gewißheit, die Goethe mit dem Grundgedanken des deutschen Idealismus und seiner großen Denker verbindet, hat im Ausklang sein Lebenslied zum Liede des deutschen Glaubens geweiht. Aber die große Frömmigkeit, die die Seele alles Goethischen Denkens ist, blieb durch sein ganzes Leben die gleiche und hat in der 'Ethik' Spinozas als bei einem brüderlichen Genossen ihr Andachtsbuch gefunden. —

Als Goethe den ersten Faustmonolog schrieb, stellte er, ohne es zu wissen, sein Leben unter sein Gesetz. Das auf die Ganzheit des Erdenlebens angelegte Gedicht bedurfte seines ganzen achtzigjährigen Lebens mit all seiner Erforschung des Irdischen in Sichtbarkeit und Seele, um sich in sich selbst zu vollenden.

Es gehört zum Glück der deutschen Bildung, daß dieser Monolog das volkstümlichste Stück deutscher Dichtung ist; so mancher Deutsche ist stolz darauf, daß er es auswendig kann. In aller Bescheidenheit sei dennoch einmal gefragt, ob sehr viele Deutsche wissen, was in diesem Monolog eigentlich darinsteht. Nichts Geringeres stellt er dar als das Urphänomen des geistigen Erlebens im jungen Goethe, den großen Augenblick der Erleuchtung, der Inspiration, in der nach Zuständen der Dürre, des Versagens, des Erliegens plötzlich der innerste Kern der Welt sich in Gesichten offenbart und das ewige Geheimnis von Geist zu Geist zu uns redet. Da Faust das Zeichen des Makrokosmus aufschlägt, das Zeichen des Weltgeistes, wogt sein Inneres in jener Ergriffenheit auf, die wir eigentlich das „Faustische" nennen:

> Ha! welche Wonne fließt in diesem Blick
> Auf einmal mir durch alle meine Sinnen!
> Ich fühle junges, heil'ges Lebensglück
> Neuglühend mir durch Nerv' und Adern rinnen.
> War es ein Gott, der diese Zeichen schrieb,
> Die mir das innre Toben stillen,
> Das arme Herz mit Freude füllen,
> Und mit geheimnisvollem Trieb
> Die Kräfte der Natur rings um mich her enthüllen?
> Bin ich ein Gott? mir wird so licht!
> Ich schau' in diesen reinen Zügen
> Die wirkende Natur vor meiner Seele liegen.
> Jetzt erst erkenn' ich, was der Weise spricht:
> „Die Geisterwelt ist nicht verschlossen;
> Dein Sinn ist zu, dein Herz ist tot!
> Auf, bade, Schüler, unverdrossen
> Die ird'sche Brust im Morgenrot!"

Wonne und Blick — das ist das schauende Erkennen, welches die Freude ist. In der schauenden Erkenntnis — ganz wie es Spinoza lehrt — beruhigen sich die Leidenschaften, das innere Toben wird gestillt. „War es ein Gott, der diese Zeichen schrieb?" Es ist das gottgleiche Erkennen. Die entscheidende Zeile ist diese: „Bin ich ein Gott? mir wird so licht." Gott ist Licht, der Mensch ist Dunkel: in Gott sind Sein und Denken eins im Schauen, — Gott erkennt die Dinge, indem er sie lebt, indem er ihr Leben

ist; — der Mensch aber buchstabiert kümmerlich von außen an den Erscheinungen herum. Faust überschaut die wirkende Natur, als lebte er sie. Geisterseherische Weisheit ist erfüllt. Der Geist der Dinge ist nicht verschlossen, er vermag dem entsiegelten gottgleichen Blicke offenbar zu werden. Nun wird der Sinn des Zeichens in Rede umgesetzt:

> Wie alles sich zum Ganzen webt,
> Eins in dem andern wirkt und lebt!
> Wie Himmelskräfte auf und nieder steigen
> Und sich die goldnen Eimer reichen!
> Mit segenduftenden Schwingen
> Vom Himmel durch die Erde dringen,
> Harmonisch all' das All durchklingen!

Es besteht viel Wahrscheinlichkeit, daß hier an das mystisch-kabbalistische All mit seinen ineinandergreifenden Sphären gedacht ist. Dann aber ist dies All aller bloß geschichtlichen Seltsamkeit entkleidet und in eine allgemeine Anschauung übertragen, die sogar die spätere Goethische Naturbetrachtung wundersam vorausnimmt: vom Ganzen in die Teile alles dasselbe, ein einziges, ineinandergreifendes Leben in der Harmonie der überall mit sich einigen Natur. Faust ringt um das Spinozistische Welterkennen, bei dem in gottgleichem Schauen das All als ein einziger Zusammenhang von Notwendigkeiten sich enthüllt und abrollt.

> Welch Schauspiel!

Aber freilich sofort darnach:

> Aber ach! ein Schauspiel nur!
> Wo fass' ich dich, unendliche Natur?
> Euch Brüste, wo? Ihr Quellen alles Lebens,
> An denen Himmel und Erde hängt,
> Dahin die welke Brust sich drängt —
> Ihr quellt, ihr tränkt, und schmacht' ich so vergebens?

Nicht um eine symbolisierende Hieroglyphe ist es zu tun, sondern um die gewaltige Gegenständlichkeit des Wirklichen selber. Diese soll aus ihrem Quellpunkt mitlebend ergriffen sein. Wie der Mensch in der griechischen Philosophie zuerst mit dem Letzten, dem All begann, um dann die großen Schwierigkeiten im Engeren der Teilerkenntnis zu entdecken, so wendet sich Faust von

der Welt zur Erde, zu der er selbst gehört und die als das ihm Nähere des eigenen Lebenskreises sich eher mag durchdringen lassen. Hat der Weltgeist sich ihm entzogen, so mag der Erdgeist sich ihm offenbaren: der Geist des Erdgeschehens, der uns alles Werden auf der Erde als einen einzigen Gedanken und Sinn verstehen läßt, — er ist dieser Sinn. Die brennende Kraft der Faustischen Sehnsucht ist so groß, daß sie den Geist der Erde wirklich zwingt, ihm von Geist zu Geist zu reden. Wie enthüllt er ihm sein Wesen?

> In Lebensfluten, im Tatensturm
> Wall' ich auf und ab,
> Webe hin und her,
> Geburt und Grab,
> Ein ewiges Meer,
> Ein wechselnd Weben,
> Ein glühend Leben,
> So schaff' ich am sausenden Webstuhl der Zeit
> Und wirke der Gottheit lebendiges Kleid.

Die Erde ist der Schauplatz der Geschichte. Der Geist der Erde ist der Genius der Geschichte, die in der Flut der Taten das Leben der Erde ausmacht. Es ist ein ewig Auf und Ab des immer wechselnden Werdens, des Entstehens und Vergehens, wobei das Entstehen schon wieder Vergehen, das Vergehen schon wieder neues Entstehen und dies beides immer dasselbe ist, die Geburt schon wieder Tod und der Tod Geburt. Denn die Betonung liegt auf dem Ein: Ein ewiges Meer, Ein wechselnd Weben; nicht etwa: ein ewiges Meer, ein wechselnd Weben. Die große Dieselbigkeit des Lebens ist bald Leben, bald Tod. Die Zeit in ihrem ewigen Fluß, in der der Moment den Moment verzehrt und zugleich bewahrt, ist die Form des Erdgeschehens. Alle seine Erscheinungen zusammen sind wie das durchscheinende Gewan , in dem der Körper der Gottheit atmet. Sie sind wie die Hülle, die von der Gotteskraft bewegt und durchseelt ist. Das ist nicht Spinoza, das ist Heraklit. Sogar der Feuergedanke des Heraklit ist in die Zeilen mitaufgenommen: ein glühend Leben. Die Worte könnten klingen, als wären sie aus den Sprüchen des Heraklit übersetzt: Goethe ist unter den Neueren der Heraklitischste der Geister. Ist doch auch Heraklit der große Ge-

nius der Intuition gewesen! Im ewigen Wandel der sich ineinander verzehrenden Gegensätze schaut Heraklit die immer gleiche Selbsterfüllung des Logos, des Gesetzes, des Gottesgedankens. Die Inspiration des Erdgeistes gibt Faust und Goethe die Aufgabe, das All des Erlebens in sich zu erfahren und in ihm den Sinn des Unbedingten zu suchen. Wie in einem leuchtenden Symbol erhellt die Hinaufgipfelung des Weltgeistzeichens zur Erdgeistszene erst ganz das Verhältnis von Goethe zu Spinoza. Er folgt ihm und bleibt in ihn versenkt in der großen Frömmigkeit der Grundstimmung in seinem Leben; aber er versinkt nicht in seiner starren Ruhe des All-Einen, sondern wendet sich mit allen Sinnen zum bunten Leben der Erscheinungsfülle im Wirklichen auf der Erde. Er umfaßt mit dem Spinozablicke das Viele in seiner Einheit, aber nicht, indem ihm die Einheit genügt, sondern indem er dem Vielen Genüge tun will in seinem ewig wandelnden Leben. Er sucht nicht die Stille des Einschlummerns in Gott, die fast wie der Tod ist. Er sucht das Leben, — sein Gott ist Tat. — —

Goethe ist mit Spinoza eins in dem Grundgedanken, der nicht nur all sein Denken, sondern der all sein Leben trägt und mit ihm geboren ist: Gott ist in allem, alles ist in Gott. Er ist eins mit ihm in der seelischen Grundhaltung, die seine ganze Lebenskunst, die die große Gesundheit seines Daseins ist, in jener Grundhaltung, die aus Wahrheit, Freiheit, Freude, Liebe, Gottesliebe, Seligkeit zusammenfallende Begriffe macht. Man staunt immer aufs neue über jenen kleinen Spruch, in dem das Ganze der Goethischen Weisheit, sein Leben, sein Denken und Erkennen, sein Frommsein den einfachsten zusammenfassenden Ausdruck gefunden hat. Dieser Spruch ist der ganze Goethe selber, er ist auch die ganze Einigkeit Goethes mit Spinoza und läßt dennoch durchblicken, wie er im großen Umfassen seiner Urphänomene und seines Lebenssinns weit über ihn hinausgreift:

Wenn im Unendlichen dasselbe
Sich wiederholend ewig fließt,
Das tausendfältige Gewölbe
Sich kräftig ineinanderschließt,

Strömt Lebenslust aus allen Dingen,
Dem kleinsten wie dem größten Stern,
Und alles Drängen, alles Ringen
Ist ewige Ruh' in Gott dem Herrn.

Goethes Geist ruft uns nicht nur in dieser Stunde. Unsere Pflicht aber ist es, seinen Ruf immer wieder weiterzugeben an die deutsche Jugend und ihn von Geschlecht auf Geschlecht zu verpflanzen. Nach dieser Jugend greift mit tausend Krallen und Klauen die große Ungeistigkeit unserer Tage, die wie die Sorge des Faust durch alle Ritzen dringt und sich mit ihrem Liebe der Verführung hineinnistet und hineinfrißt in das Ohr der Seele. Mit einem unverstandenen Schlagwort wird das wohl Amerikanismus genannt. Ein wirklicher Kenner Amerikas wird dazu bemerken, daß es im gegenwärtigen Amerika einen großen und ehrlichen Zug zum Geiste gibt und daß die guten Amerikaner den Amerikanismus ablehnen und verachten. Sie sehen in ihm nichts als ein Geschwür an dem sonst von Gesundheit strotzenden Leibe ihres nationalen Lebens. So mancher heut unter den jungen Deutschen scheint zu denken: Sollte es nicht viel vernünftiger sein, ohne Geist zu leben? Viel bequemer und sicherer und ganz gewiß vergnüglicher? Laßt uns die Freuden dieser Welt suchen! Und es ist dabei nur an die sinnlichen Freuden gedacht. An dieser Stelle fällt die Entscheidung in jedem Leben: Leben im Geiste oder Leben in der Ungeistigkeit der Sinne, ein Drittes gibt es nicht. Aber in Wahrheit gibt es nur eine echte Freude, die aus dem Ewigen quillt und darum selber Ewigkeitssinn in sich trägt, — das ist die Freude des Geistes. Die große Gleichung des Goethischen Lebens mit Spinoza hat ihr Geheimnis für immer an das Licht gebracht: die Wahrheit ist die Freiheit, und die Freiheit ist die Freude, und die Freude ist die Liebe, die Gottesliebe, die Seligkeit!



44. Jahresbericht
(Berichtsjahr 1928/29)



Vorstand

und

Ortsausschuß der Goethe-Gesellschaft

am Ende des Berichtsjahres 1928/29

Präsident:

Professor Dr. Julius Petersen, Berlin-Grunewald

Vizepräsidenten:

Geh. Hofrat Professor Dr. Victor Michels, Jena (gest. 4. Februar 1929)
Geh. Regierungsrat Professor Dr. Wolfgang v. Oettingen, Reichenberg bei St. Goarshausen a. Rh.

Vorstandsmitglieder:

Dr. Flodoard Freiherr v. Biedermann, Berlin-Steglitz
Dr. Hans Bodmer, Zürich
Oberbürgermeister a. D. Dr. Martin Donndorf, Weimar
Geh. Hofrat Professor Dr. Otto v. Güntter, Stuttgart
Professor Dr. Anton Kippenberg, Leipzig
Professor D. Dr. Friedrich Lienhard, Eisenach (gest. 30. April 1929)
D. Wilhelm Freiherr v. Pechmann, München
Professor Dr. Eduard Spranger, Berlin
Kultussenator Dr. Hermann Strunk, Danzig
Professor Dr. Hans Wahl, Direktor des Goethe- und Schiller-Archivs und des Goethe-Nationalmuseums, Weimar
Professor Dr. Julius Wahle, Weimar
Sektionschef a. D. Baron Wilhelm v. Weckbecker, Wien

Ortsausschuß in Weimar

Vorsitzender: Oberbürgermeister a. D. Dr. Martin Donndorf
Schriftführer: Professor Dr. Max Hecker
Schatzmeister: Bankdirektor Hans Ablung

Prof. Dr. W. Deetjen
Geh. Reg.-Rat Baron S. v. Groß
Oberbaudirektor a. D. E. Kriesche
Prof. D. Dr. Friedrich Lienhard
Kommerzienrat Dr. R. Moritz
Oberreg.-R. Prof. Dr. Scheidemantel
Generalintendant Dr. F. Ulbrich
Sanitätsrat Dr. W. Vulpius
Prof. Dr. Hans Wahl
Prof. Dr. Julius Wahle
Ministerialdirektor Dr. Ernst Wuttig

Ehrenmitglieder

Frhr. Alexander von Gleichen-Rußwurm, Greifenstein ob Bonnland
Professor Dr. Otto Heuer, Homburg v. d. Höhe

Geschäftsbericht für 1928/29

erstattet in der Hauptversammlung am 24. Mai 1929

Auch die innere Verwaltung unserer Gesellschaft betrauert den Heimgang von Victor Michels und Friedrich Lienhard; standen doch beide in enger ständiger Fühlung mit unserer Arbeit. Unvergessen bleibt die Tatkraft und Pflichttreue, mit der Michels nach Gustav Roethes Tod sich für lange Monate der verwaisten Präsidialgeschäfte annahm, seine Mitarbeit bei der Herausgabe unserer 'Schriften' wie im Vorstand und Arbeitsausschuß. Unvergessen bleibt Lienhards Tätigkeit in unserm Ortsausschuß, dessen Bedeutung er hochschätzte und für dessen Zuständigkeiten er stets entschieden eintrat, bleibt sein warmempfundener Festvortrag über Goethes Elsaß und die temperamentvolle Vertretung seines Lieblingsgedankens einer Deutschen Akademie, die er sich in Weimar und im Rahmen unserer Tagungen lebendig wirksam dachte, Anregungen, denen wir die jetzige festlichere Ausgestaltung unserer Hauptversammlungen zu verdanken haben.

Anderer Verluste, die unsere Gesellschaft erlitt, hat unser Herr Präsident bereits gedacht.

Einen Abschied bedeutete schließlich auch Julius Wahles Scheiden aus der Leitung des unserer Gesellschaft so nahe verbundenen Goethe- und Schiller-Archivs, dem er die treue und feinsinnige Gelehrtenarbeit von 42 Jahren gewidmet hat. Doch ist der Scheidende unser geblieben als Mitglied des Vorstandes und Ortsausschusses wie als Mitherausgeber der 'Schriften'. Und so fortan!

Aus dem Kreise der Mitarbeiter und Freunde war unser Präsident zum 50. und waren die Herren v. Güntter und v. Oettingen zum 70. Geburtstage zu beglückwünschen. Am 100. Todestage Karl Augusts huldigte auch unsere Gesellschaft dem großen Freunde Goethes mit Kranzniederlegung an seinem Reiterdenkmal auf dem Fürstenplatze und offizieller Teilnahme an der Gedächtnisfeier.

Die Wielandgrabstätte in Oßmannstedt wird von Professor Wahl ständig im Auge behalten. Wegen Neugestaltung des Grabes der Friederike Brion auf dem Friedhof von Meisenheim in Baden wurde unser künstlerischer Rat nachgesucht. Zur dauernden, würdigen Unterhaltung der Grabstätte wollen wir entsprechend beitragen.

In Riga hat sich im August 1928 eine selbständige Goethe-Gesellschaft mit etwa 100 Mitgliedern aufgetan, der wir mehrfach beratend beigestanden haben und die nach Beschluß des Vorstandes fortlaufend unsere 'Schriften' verehrt erhält. Vorsitzender ist Herr Joh. v. Eckardt in Riga.

Nachdem das Thüringische Volksbildungsministerium unsere neue Satzung genehmigt und der Vorstand danach die Geschäftsordnung für den Weimarer Ortsausschuß entsprechend umgearbeitet hat, kann der Neubau unserer Verwaltung vorläufig als abgeschlossen gelten; mit einer Vorstandsneuwahl nach dem „auf vielfachen Wunsch" eingeführten modernen System der gebundenen Wahllisten soll heute die Probe aufs Exempel gemacht werden. Der neue Vorstand hat seiner-

seits den Präsidenten und seine Stellvertreter, den siebenköpfigen Arbeitsausschuß als eigentliches Verwaltungsorgan und den Weimarer Ortsausschuß je auf 3 Jahre zu wählen.

Auch beim Goethe- und Schiller-Archiv hat sich ein wichtiger Verwaltungsumbau vollzogen, der uns unmittelbar allerdings nur insoweit berührt, als die Verwaltung unserer Goethe-Bibliothek, der bisher Julius Wahle als Bibliothekar der Gesellschaft vorstand, nun auf die Archivleitung als solche übergegangen ist. Unsere Buchbestände werden — unter Vorbehalt unseres Eigentums — mit denen des Archivs vereinigt, die Bestimmung über Verwendung der 1500 RM, die unser Etat alljährlich für Bibliothek und Bibliothekar zur Verfügung hielt, ist auf die Leitung des Archivs übergegangen.

In den Arbeiten der Ausschüsse und der Geschäftsstelle hat die Vorbereitung und Durchführung zweier Veranstaltungen einen breiten Raum eingenommen, über die in diesem Jahrbuch an anderer Stelle näher berichtet wird: der Festwoche „Goethe auf dem Theater" in Bochum Oktober 1928, und der festlichen Eröffnung des „Goethe-Lessingjahrs" in Braunschweig und Wolfenbüttel im Januar dieses Jahres. An beiden Veranstaltungen hat eine größere Anzahl unserer Mitglieder teilgenommen. In Bochum wie in Braunschweig hat unsere Geschäftsstelle durch wirksame Ausstellungen unserer Publikationen und unseres Werbematerials die zahlreichen Besucher auf Bedeutung und Aufgaben der Goethe-Gesellschaft entsprechend hingewiesen.

Der mit solcher Repräsentation „im Umherziehen" einmal betretene Weg soll in den kommenden Jahren weiter verfolgt werden. Eine Einladung nach Danzig für den Herbst 1930 wird unser Danziger Vorstandsmitglied Herr Kultussenator Strunk noch an die heutige Hauptversammlung richten; für die Pfingstwoche 1931 ist eine solche nach Frankfurt a. M. ergangen, wo man sich zur Feier der 200. Wiederkehr von Frau Ajas Geburtstag rüstet.

Im bedeutungsvollen Jahre 1932 werden sicher wieder alle Wege nach Weimar führen zu einer imposanten Kundgebung am Sarge Goethes, bei der die ganze gebildete Welt vertreten sein wird. Hoffen wir, daß die mit solcher Kundgebung zu verbindenden Veranstaltungen noch unter das Dach einer großen, würdig ausgestalteten Weimarer Festhalle gebracht werden können!

Infolge der neuen Satzungsbestimmungen gab es im letzten Jahr besonders viel zu schreiben und zu drucken; die Geschäftsstelle hatte wieder über 9600 Posteingänge und an die 22000 Postausgänge zu bearbeiten; ihre Tätigkeit verdient den Dank und die Anerkennung des Vorstandes wie der Mitglieder im einzelnen.

Unser Mitgliederbestand hat sich auf dem bisherigen Stand von rund 4500 gehalten; Abmeldungen und Neuaufnahmen halten sich etwa die Waage. Verstorbene und wegen Rückständen Gestrichene sind schwer zu ersetzen; einige Ortsgruppen gehen zurück, andere, wie die junge Goethe Society of America, sind in erfreulichem Aufstieg. Von unseren rund 190 lebenslänglichen Mitgliedern aus der Vorinflationszeit hat etwa ein Drittel an freiwilligen Beiträgen 842 RM aufgebracht. Wir danken den Gebern herzlich und hoffen auf weitere Leistungen aus dem Kreise der übrigen Lebenslänglichen. Mitglieder, die dauernd keine Beiträge leisten, können auch nicht unsere Buchgaben fortlaufend erhalten, da das aus den Zahlungen der Lebenslänglichen in der Vorkriegszeit aufgesammelte Vermögen in der Inflation zum größten Teil verloren ging.

Die Satzung der Ortsgruppe Königsberg wurde vom Vorstand genehmigt, ebenso wie die der neugegründeten Ortsgruppe Chemnitz, die wir mit herzlichem Glückauf begrüßen. Die Zusammenarbeit mit den einzelnen Gruppen war im allgemeinen glatt und harmonisch; Schwierigkeiten bereitete fast nur die Praxis einzelner Gruppen, Mitglieder, die der Muttergesellschaft gar nicht angehören, als „außerordentliche Mitglieder" mit fast den gleichen Rechten wie die „ordentlichen" Mitglieder aufzunehmen. Die Unklarheit, in die solche außerordentliche Mitglieder hinsichtlich ihrer Stellung zur Goethe-Gesellschaft versetzt wurden, brachte öfters unerfreuliche Auseinandersetzungen. Auf Wunsch des Vorstandes soll hier im Verhandlungswege Abhilfe gesucht werden. Der im Vorjahr unternommene Versuch, das Vortragswesen bei den Ortsgruppen durch Einrichtung einer Vermittelungsstelle in Weimar zu fördern, ist leider gescheitert; es fehlte nicht ein ausreichendes Angebot von Vorträgen ausgezeichneter Gelehrter, wohl aber die ausreichende Nachfrage bei den Gruppen.

Unsere Buchveröffentlichungen anlangend, wurde das 'Jahrbuch' für 28 bisher in rund 4800 Exemplaren, die 'Schrift' des letzten Jahres — Band II des Herder-Karoline-Briefwechsels — in etwa gleicher Stückzahl an unsere Mitglieder ausgegeben. An älteren Jahrbüchern wurden 108, an älteren 'Schriften' 293 Stück auf Nachbestellung an Mitglieder versandt. Nach langjähriger Pause wurde mit der Dezemberdrucksache wieder einmal ein vollständiges Verzeichnis aller unserer bisherigen Veröffentlichungen ausgegeben. Dabei wurden Restauflagen einzelner Bände, die bisher als vergriffen behandelt worden waren, nochmals angeboten und abgegeben.

Die im Vorjahr angekündigte Monographie des Freiherrn Dr. Schenk zu Schweinsberg über den Weimarer Maler G. M. Kraus wird zu Weihnachten herauskommen; das diesjährige Jahrbuch stellt Herr Professor Hecker etwa für die übliche Zeit um Goethes Geburtstag in Aussicht.

Das Manuskript zum 4. — letzten — Band des Goethe-Meyer-Briefwechsels ist abgeschlossen, wie Professor Hecker mitteilt. Im Herbst soll das Werk — etwa 20 Bogen stark — ausgedruckt sein.

Am Generalregister zu Band 1—15 des Jahrbuchs wird von verschiedenen jungen Gelehrten noch gearbeitet; auch dieser Band soll auf Subskription ausgegeben werden und nicht allzulange nach dem Herauskommen des Bandes 15 erscheinen.

In der Verwaltung des Goethe- und Schiller-Archivs ist unsere Gesellschaft nach wie vor durch Herrn Professor Kippenberg vertreten. Der auf uns entfallende Verwaltungskostenzuschuß betrug rund 4700 RM. Gustav Roethe hat in seiner schönen Ansprache vom 5. Juni 25 u. a. gesagt: „Wenn wir jetzt auch an den Lasten des Goethe- und Schiller-Archivs mit beteiligt sind, so zieht die Verpflichtung auch zugleich die geistigen Bande enger, die uns von jeher mit dieser wundervollen Anstalt verknüpfen." Möge dieser wundervollen Anstalt ein weiterer schöner Aufstieg beschieden sein!

Zur Sicherung unseres Anspruches auf Auszahlung von 50 000 RM aus dem Nachlaß von Frl. Heyden-Essen ist jetzt Hypothek am Nachlaßgrundstück eingetragen worden.

Tätigkeitsberichte von Ortsgruppen für 1928/29 sind eingegangen aus Berlin, Chemnitz, Dessau, Dresden, Hamburg, Königsberg, Leipzig und von der losen Mitgliedervereinigung in Magdeburg. Der verfügbare Raum erlaubt nur zu erwähnen, daß fast überall wertvolle Vorträge, auch teilweise musikalische Darbietungen und Theater-

vorstellungen geboten worden sind, meist mit Bezug auf Goethe und seine Welt.

Außerdem schickte die Goethe Society of America interessante Ausschnitte aus der großen Deutsch-Amerikanischen Presse, worin unter dem Motto „Amerika mit Weimar Hand in Hand" über das erfreuliche Aufblühen der neuen Gründung, in deren Vorstand auch zahlreiche hochangesehene Anglo-Amerikaner eingetreten sind, über ihre engen Beziehungen zur Weimarer Muttergesellschaft, über die Gründung von Zweigverbänden und die Pläne für die Gedächtnisfeier 1932 in den Vereinigten Staaten berichtet wird.

Erfreuliches Wachstum kündet eine Depesche, die wir zu Pfingsten erhielten und in der uns „50 neue samt 100 alten Mitgliedern der jungen Goethe Society" herzlichste Glückwünsche und Grüße zu unserer Tagung übermittelten.

Für den Herbst ist mit dem Besuch des Schriftführers Professor J. Whyte von der Newyork University zu rechnen, der über Satzungs- und Organisationsfragen persönlich mit uns verhandeln will und herzlich willkommen sei.

Durch erhöhte Beitragsleistung haben uns im vergangenen Jahre wieder freundlich unterstützt Herr Heinrich Emden, der alte Freund aus Frankfurt, die Familie Bales in Köln, die Stadtgemeinde Bochum, der Weimarer C.-C.-Verband farbentragender Sängerschaften, die Loge Johann Wolfgang Goethe in Erfurt, Herr A. Stucken in Bremen neben manchen anderen. Ihnen und allen, die uns sonst mit Rat und Tat gefördert haben, sei namens unserer Verwaltung von Herzen gedankt!

Wenn unsere Mitglieder unserem Streben nach Erfüllung der hohen Aufgaben, die unserer Gesellschaft, jetzt mehr denn je, gestellt sind, ihre fördernde und werbende Anteilnahme auch in Zukunft erhalten, dann kann es der Goethe-Gesellschaft an einem fruchtbaren Wirken, einer gefestigten Fortdauer auch in kommenden Zeiten nicht fehlen!

Dr. M. Donndorf.

Nachstehend folgen die Berichte über den Abschluß der Jahresrechnung (A) und über die wissenschaftlichen Institute und die Erinnerungsstätten (B).

A.

Der Rechnungsabschluß für das Jahr 1928 gestaltet sich wie folgt:

Einnahmen.

7 322.73	RM	Gewährschaft vom Jahre 1927.
57 574.21	„	Jahresbeiträge der Mitglieder.
1 747.48	„	Erlös aus früheren Veröffentlichungen.
2 030.88	„	Zinsen.
726.00	„	Insgemein.
69 401.30	RM.	

Ausgaben.

16 258.03	RM	für das Jahrbuch Band 14.
15 150.15	„	„ die Schrift Band 41.
1 518.07	„	„ Vorauszahlungen auf Veröffentlichungen des Jahres 1929.
1 500.00	„	„ die Bibliothek der Gesellschaft.
4 400.00	„	„ Beitrag zur Verwaltungsgemeinschaft des Goethe- und Schiller-Archivs.

2 851.94 *RM*	für	sonstige Beihilfen (Goethe-Nationalmuseum, Landesbibliothek usw.).
1 873.70 „	„	Grabpflege, Beiträge an Vereine und sonstige Zuwendungen.
10 479.64 „	„	Gehälter und Aufwand der Geschäftsstelle.
2 080.00 „	„	sonstige Verwaltungskosten.
4 205.46 „	„	die Hauptversammlung.
4 955.45 „	„	letzte Kosten des Heydenprozesses (die Hälfte wird rückerstattet).
147.60 „		Insgemein.
65 420.04 *RM*.		

Vergleich.

69 401.30 *RM*	Einnahmen.
65 420.04 „	Ausgaben.
3 981.26 *RM*	Vorrat für das neue Rechnungsjahr.

Das Kapitalvermögen betrug beim Rechnungsabschluß nach dem Kursstand vom 31. Dezember 1928:

57 544.11 *RM*,

d. i. gegenüber der Nachweisung des letzten Jahres ein Mehrbetrag von 28 037.76 *RM*, der durch die nunmehr erfolgte Abrechnung mit den Erben von Fräulein Adele Marianne Heyden in Essen entstanden ist.

Das Vermögen setzt sich zusammen aus:

21 693.10 *RM*	Wertpapieren.
10 851.01 „	Schuldverschreibungen.
25 000.00 „	Hypothekenforderung.

B.

Das Jahr, über das hier vom Goethe- und Schiller-Archiv zu berichten ist, hat nur in seiner zweiten Hälfte unter meiner Verantwortung gestanden; bis zum 30. September 1928 hat Professor Dr. Julius Wahle die Anstalt geleitet. Mit diesem Tage schied er aus ihrem Dienst, den er seit 1886 ausgeübt hat. Daß das Goethe- und Schiller-Archiv ihm unendlich viel verdankt, braucht hier nicht betont zu werden. Als frühester Mitarbeiter, als Archivar und seit 1920 als Leiter der Anstalt ist er wie sonst niemand mit ihrem Wirken im tätigsten Sinne verwachsen vom 26. bis 68. Lebensjahre und wird zu unser aller Freude auch fernerhin ihr mit Rat und Tat zur Seite stehen als der sprichwörtlich gewordene „hilfreiche Freund", der er in jenen 42 Jahren seiner arbeitsreichen Tätigkeit so vielen geworden ist. Unser Zuruf heißt daher nicht: „Vale, Wahle!", sondern hoffentlich recht viele Jahre: „Salve, Wahle!"

Am 1. Oktober wurde die in einer Person vereinigte Leitung der beiden Goethe-Institute, die bis 1918 unter Geheimrat Professor Dr. Wolfgang v. Oettingen bestanden hatte, wieder eingeführt. Am gleichen Tage wurde Professor Dr. Max Hecker zum Archivar und Stellvertreter des Direktors bestellt. Eine bibliothekarische Kraft trat nebenamtlich in den Dienst des Archivs. Die noch verfügbaren Mittel wurden zur Einstellung einer täglich dreistündig tätigen Bürohilfe und einer täglich ebensolang beschäftigten archivalischen Hilfskraft verwendet.

Es wurden durch das Goethe- und Schiller-Archiv gefördert durch Vorlegung oder Versendung von Material oder durch Auskünfte um-

fangreicher Art eine große Anzahl wissenschaftlicher Arbeiten, darunter: Studien über den jungen Goethe, über Goethes morphologische Schriften, über seine Farbenlehre, über seine zoologischen Forschungen, über seine 'Geheimnisse', über Ortsbeziehungen Goethes zu Schlesien, Marienbad, Teplitz, Ilmenau, Halle, Nürnberg usw.; ferner biographische Arbeiten über die Familien Herder, Johannes v. Müller, Johannes Falk, Thackeray, C. Chr. v. Lengefeld, Heinrich Luden, Willemer, Joh. Chr. Ehrmann, v. Trebra, Beethoven, die Familie Schopenhauer, Gottfried Schadow, Sartorius, Goethes Vater, K. L. v. Knebel, Lenz und die Enkel Goethes. Aus dem Gebiete der Archivalien des 19. Jahrhunderts folgende Themata: Otto Ludwig, Otto Ludwig als Musiker, Chr. G. Krause, Karl Hillebrand, Jukowsky, Fanny Lewald, Europäische Literatur im Urteil Freiligraths, Romeo Seligmann, Eduard Boas, Mörike, Immermanns 'Andreas Hofer'. Als ein besonderes Zeugnis für die gemeindeutsche Bedeutung des Archivs mag angeführt werden, daß seit 7 Monaten eine besondere Kraft damit beschäftigt ist, große Massen der Briefe von und an Wieland für die Wieland-Ausgabe der Preußischen Akademie abzuschreiben. Wertvollste, mit den Mitteln des Archivs erworbene Materialien werden auch hier in vollem Umfange und in der liberalsten Weise zur Verfügung gestellt.

Zum Zwecke auswärtiger Benutzung wurden Handschriften ausgeliehen an Bibliotheken und Archive in Berlin, Leipzig, Göttingen, Graz, Mainz, Bonn, Greifswald, Salzburg, Eisenach, Düsseldorf, Tübingen und Wien.

Mit Material wurden unterstützt die folgenden Ausstellungen: Mozart-Ausstellung Salzburg, Pressa Köln, Schubert-Ausstellung Wien, Karl-August-Ausstellung Weimar, Faust-Ausstellung Braunschweig, Theater-Ausstellung Mannheim. Die Jahrhundert-Ausstellung: 'Goethes Faust', die heute eröffnet wurde, ist eine gemeinsame Arbeit des Goethe- und Schiller-Archivs, des Goethe-Nationalmuseums und des Deutschen Nationaltheaters. Mit ihr wurden zum ersten Male sämtliche Räume des Goethe- und Schiller-Archivs zur Verfügung gestellt.

Die archivalischen Arbeiten des Instituts wurden auf folgende Weise gefördert: die Inventarisierung der großen Briefmassen von und an Goethe wurde ausgedehnt auf den rund 800 Faszikel umfassenden naturwissenschaftlichen Nachlaß. Da diese umfangreichen Bestände bisher lediglich sachlich-naturwissenschaftlichen Arbeiten gedient hatten, war eine grundlegende Ordnung notwendig, ehe die Arbeit, die zur großen Hälfte erledigt ist, in Angriff genommen werden konnte. Auch die in den Handschriften der Gedichte verstreuten Briefe wurden katalogisiert.

Bei den bibliothekarischen Arbeiten mußte erst die Durchsicht weiterer dem Archiv gehöriger Bibliotheken über die der Goethe-Gesellschaft und die des Archivs hinaus vorgenommen werden. Die Verschmelzung ist im Gange, Doppelstücke sind zum Teil schon ausgeschieden, zusammengehörende Bestände sind räumlich vereinigt worden, ein Desideratenkatalog wurde angelegt, die Verzettelung wird vereinheitlicht. Das Archiv wird künftig unter genauer Einhaltung der Eigentumsvermerke zwei räumlich getrennte Bibliotheken haben: eine für Goethe und seine Zeit und eine für das 19. Jahrhundert im Anschluß an die Nachlässe, die das Archiv besitzt (Hebbel, Otto Ludwig, Mörike, Immermann usw.).

Der Bestand des Archivs an Büchern wurde um rund 350 Werke vermehrt, von denen etwas über 100 käuflich erworben, die übrigen 250 durch besondere Anschreiben als Geschenk herangezogen wurden.

Wir erfüllen eine freudige Pflicht, wenn wir die Namen der gütigen Spender hier anführen. Es sind dies: F. Ahlefeld Laurvig (Kopenhagen); Prof. W. G. Alexejeff (Dorpat); Direktor Dr. Bayer (Ilmenau); Becksche Verlagsbuchhandlung (München); Pfarrer D. Fr. Blanckmeister (Dresden); Dr. Rudolf Blume (Freiburg i. B.); Prof. Dr. K. Breul (Cambridge); Dr. Heinrich Bühlmann (Luzern); Antiquariat Carlsohn (Leipzig); China-Institut (Frankfurt a. M.); Prof. Dr. William A. Cooper (Standford University); Prof. Dr. Werner Deetjen (Weimar); Verlag Eugen Diederichs (Jena); Dr. Hugo Döbling (Jena); Buchhandlung Dressel (Dresden); Dr. Hermann Freiherr v. Egloffstein (Würzburg); English Goethe Society (London); Adam Fischer (Léopol); Verlag Gustav Fischer (Jena); Frankfurter Zeitung (Frankfurt a. M.); Freies Deutsches Hochstift (Frankfurt a. M.); Dr. Rudolf Glaser (Dresden); Goethe-Gesellschaft (Weimar); Goethe-Nationalmuseum (Weimar); Verlag Greiner & Pfeiffer (Stuttgart); Harzverein für Geschichte und Altertumskunde (Wernigerode); Dr. Walther Herrmann (Freiberg i. Sa.); Ferdinand Hirt (Breslau); Prof. Dr. Conrad Höfer (Eisenach); Chefredakteur Ferdinand Hoesick (Warschau); Geheimrat Dr. A. Hoffmann (Breslau); Paul Kaemmerer (Geiselgasteig b. München); Prof. Eischiro Kameo (z. Zt. München); Prof. Dr. Anton Kippenberg (Leipzig); Kleist-Gesellschaft (Frankfurt a. O.); Dr. Heinrich Kraeger (Borgsdorf-Nordbahn); Prof. K. Lampe (Dresden-Blasewitz); Lauchstädter Theaterverein; Frl. Eleonore Lemp (Kassel); Fritz Liebeskind (Ilmenau); Dr. Walther Linden (Döhlau b. Halle); Otto Ludwig-Verein (Eisfeld); Prof. Dr. v. Lütgendorff (Lübeck); Antiquar Friedrich Meyer (Leipzig); Internationale Stiftung Mozarteum (Salzburg); Ortellischer Familienverband; Prof. Eilhard Erich Pauls (Lübeck); Prof. Dr. Julius Petersen (Berlin); Frau Olga Potthoff (Stockholm); Dr. Otto Prange (Berlin-Mügelheim); Oberstudienrat Dr. M. Raubisch (Dresden); W. Graadt van Roggen (Utrecht); M. v. Rohr (Jena); Prof. Dr. Eduard Scheidemantel (Weimar); C. S. Adama van Scheltema (Amsterdam); Prof. Dr. Julius Schiff (Breslau); Marbacher Schillerverein; Schlesische Zeitschrift zur Förderung der buchh. Fachwissenschaft (Breslau); H. Schneyer (Wutha i. Th.); Prof. Carl F. Schreiber (New Haven); Geheimrat Prof. Dr. E. Schröder (Göttingen); Dr. Hans Schulz (Leipzig); Dr. Thomas Stettner (Ansbach); Prof. Dr. Strubell-Harkort (Dresden); Prof. Theodor Thienemann (Pees-Fünfkirchen); Archivdirektor Dr. A. Tille (Weimar); Prof. H. Trommsdorff (Göttingen); V. Trydes Boghandel (Kopenhagen); Prof. Dr. Urlichs (München); Verein für Geschichte der Deutschen in Böhmen (Prag); Prof. Edmond Vermeil (Straßburg); Deutscher Verein für Versicherungswissenschaft (Berlin); Prof. Max Voit (Göttingen); Geheimrat Dr. Ernst Volkmann (Zoppot b. Danzig); Prof. Dr. Hans Wahl (Weimar); Georg Walz (Wien); Prof. Dr. G. Weil (Berlin); Wiener Goethe-Verein; Prof. Dr. Richard Wilhelm (Frankfurt a. M.); Dr. R. Zaunick (Dresden); Studienassessor Dr. G. Zuntz (Kassel).

Indem wir ihnen allen unseren herzlichsten Dank aussprechen, schließen wir die Zeitschriften und Verlage an, die uns beständig freiwillig bereichert haben: Appelhans & Co. (Braunschweig); Astra-Verlag H. Timm (Leipzig); Ludwig Auer, Buchhandlung (Donauwörth); J. P. Bachem G. m. b. H. (Köln); Badischer Beobachter (Karlsruhe); Bayrische Druckerei und Verlagsanstalt (München); Bayrische Staatszeitung

(München); C. H. Becksche Buchhandlung (München); C. Bertelsmann (Gütersloh); Richard Biber (Berlin); Bonifacius-Druckerei (Paderborn); H. L. Brönners Druckerei (Frankfurt a. M.); Der Bund (Bern); Bundesverlag (Witten); Georg D. W. Callwey (München); Deutscher Verlag für Jugend und Volk G. m. b. H. (Wien); Deutscher Volksdienstverlag G. m. b. H. (Berlin); Allgemeine Thür. Landeszeitung Deutschland (Weimar); Deutsch-Schwedische Vereinigung (Berlin); Eugen Diederichs (Jena); Moritz Diesterweg (Frankfurt a. M.); Dithmarschen-Verlag (Büsum); Die Drei (Stuttgart); Joh. Friedrich Eilers (Magdeburg); Elsaß-Lothringischer Hilfsbund Verlag (Berlin-Schöneberg); J. Frehner, Buchdruckerei (Basel); R. Friedlaender & Sohn (Berlin); Greiner & Pfeiffer (Stuttgart); Carl Grüninger Nachf. (Stuttgart); Louis Hafer G. m. b. H. (Göttingen); Hanseatische Verlagsanstalt (Hamburg); Heimatverlag R. Jaeckel (Querfurt); F. A. Herbig (Berlin); Herder & Co. (Freiburg i. Br.); Historischer Verein für Hessen (Darmstadt); Hohenlohische Buchhandlung Ferdinand Rau (Oehringen); Siegfried Jacobsohn & Co. (Berlin-Charlottenburg); Ernst Keils Nachf. (Berlin); Leopold Klotz (Gotha); W. Kohlhammer (Stuttgart); Kölnische Zeitung (Köln); Die Kommenden (Freiburg i. B.); Kösel & Pustet (München); Kunstwanderer (Berlin-Schöneberg); Landeszeitung für Schwarzburg-Rudolstadt (Rudolstadt); Michael Laßleben (Kallmütz-Oberpfalz); Hans Erhard Lauer (Wien); J. F. Lehmann (München); Die Leuchte (Lennep i. Rh.); Gesellschaft deutscher Literaturfreunde (Berlin); Ernst Litfaß' Erben (Berlin); G. Löffler (Riga); Magdeburgische Zeitung (Magdeburg); Mannheimer Altertumsverein (Mannheim); J. C. B. Mohr (Tübingen); K. Ad. Emil Müller (Stuttgart); Münchener Neueste Nachrichten (München); Münchener Zeitung (München); Allgemeine Musikzeitung (Berlin-Schöneberg); Naturwissenschaftlicher Verlag (Detmold); Nordwestböhmischer Gebirgsvereins-Verband (Teplitz-Schönau); Peter J. Oestergaard (Berlin-Wilmersdorf); Oesterheld & Co (Berlin); Österreichischer Bundesverlag (Wien); Preßverein Egerland (Eger); Philipp Reclam jun. (Leipzig); O. R. Reisland (Leipzig); Rheinische Verlagsgesellschaft (Coblenz); R. Roether G. m. b. H. (Darmstadt); Schacht-Verlag (Bochum); Schlesische Zeitung (Breslau); Schlieffen-Verlag (Berlin); Lothar Schütte (Aichach); Speyer & Kärner (Freiburg i. B.); Staatsanzeiger für Württemberg (Stuttgart); Staatspolitischer Verlag (Berlin); Georg Stilke (Berlin NW 7); Horst Stobbe (München); Ed Strache (Warnsdorf); B. G. Teubner (Leipzig); Theodor Thomas (Leipzig); Thüringer-Wald-Verein (Eisenach); Verein für Erdkunde (Darmstadt); Verein für die Geschichte Berlins (Berlin); Verein für Volkskunde (Berlin); F. C. W. Vogel (Leipzig); Vossische Zeitung (Berlin); Der Neue Weg (Berlin); Weidmannsche Buchhandlung (Berlin); Georg Westermann (Braunschweig); Westpreußischer Geschichtsverein (Danzig); Carl Winters Universitäts-Buchhandlung (Heidelberg); J. B. Wolters (Groningen); Württembergische Zeitung (Stuttgart); Zeitspiegel-Verlag (Berlin); Neue Zürcher Zeitung (Zürich).

Die Vermehrung der Handschriftenbestände wurde auch in diesem Jahre durch die wiederholte Zuwendung des Reichsministeriums des Innern ermöglicht. Es konnten erworben werden: neun Briefe Goethes, darunter vier ungedruckte; drei Briefe Schillers, darunter ein ungedruckter an Goethe und ein ebensolcher an Brentano; ein Brief Körners an Schiller; sieben Briefe von Chr. August Vulpius; zwei Briefe Hebbels; ein Brief Karl Alexanders an Hebbel; der Briefwechsel Brentanos mit Arnim 1811/12; der Briefwechsel Bettinas mit Bren-

tano 1807; vier ungedruckte Dichtungen Arnims; seine Aufzeichnungen über Goethe und Schiller; neun Skizzenbücher mit dichterischen Entwürfen von ihm; ferner die Handschrift von Goethes Gedicht: „Ich dachte dein . . .“, eine weitere Gedichthandschrift: „Daß im großen Jubeljahre . . .“; schließlich ein unbekanntes, naturwissenschaftliches Gedicht Goethes: „Soviel ich weiß . . .“ und ein weiteres: „Die Palme, ein Traum“ und andere Ergänzungen.

Daß das Goethe- und Schiller-Archiv über seine ursprünglichen Ansätze hinaus sich auch an der vielbesprochenen Versteigerung des Arnimschen Nachlasses beteiligen konnte, dankt es einer besonderen Zuwendung des Reichsministeriums des Innern, wofür an dieser Stelle der besondere Dank der Direktion wiederholt wird.

Die freundlich helfende Stellung des Reichsministeriums des Innern ist um so mehr dankbar zu begrüßen, als sie einem Archiv gilt, das aus seinen Beständen in der liberalsten Weise seit seiner Gründung den Stoff zu wissenschaftlicher Forschung dargereicht hat und immer wieder darreicht. Es ist seinem Inhalt nach ein gemeindeutsches Institut hohen Ranges, dessen Hilfe aus allen deutschen Gauen und von allen geistig Interessierten Europas und jenseits des Ozeans dauernd beansprucht wird.

Es wäre darum dankbar zu begrüßen, wenn es gelänge, ihm in Zukunft eine noch größere Freiheit zugunsten seiner Arbeiten zu schaffen.

Das Goethe-Nationalmuseum hat sich im vergangenen Jahre eines abermals ansteigenden Besuchs zu erfreuen gehabt. Ebenso rege war die Benutzung der Sammlungen. Seine Bestände konnte das Museum in verhältnismäßig reichem Maße vermehren, da dank einer erstmaligen Zuwendung des Reichsministeriums des Innern seine Erwerbsmittel verstärkt worden waren. Ich darf auch an dieser Stelle den herzlichen Dank des Goethe-Nationalmuseums an das Reichsministerium des Innern wiederholen. Aus den Erwerbungen seien hervorgehoben:

37 Landschaften Goethes von vier verschiedenen Besitzern, darunter vier Blätter aus der Frankfurter Jugendzeit, zehn aus den weimarischen Jahren vor Italien, zwölf aus Italien, der Rest aus dem Alter. Eines der schönsten Blätter, eine große Ilmenauer Berglandschaft, wird für die Mitglieder der ‘Vereinigung der Freunde des Goethehauses’ als Jahresgabe für 1929 in Faksimile herausgegeben. Die Zeichnungen bedeuten abermals einen starken Zuwachs zu den über 2000 Blättern in Goethes Nachlaß.

Das Karl-August-Jahr 1928 hat uns mehrere Früchte eingebracht: einmal ein Pastellbildnis Karl Augusts von Johann Philipp Bach, das in Meiningen Weihnachten 1782 entstanden ist, seine Porzellanbüste nach Klauer in Ilmenauer Porzellan, ebenfalls aus den achtziger Jahren, ein lebensgroßes bisher unbekanntes Gipsrelief des sechzigjährigen Großherzogs, wahrscheinlich von dem weimarischen Bildhauer Kaufmann, und als Geschenk von Fräulein Magdalene Krehan eine feine kleine Bleistiftzeichnung: Karl August zu Pferd, 1821, von noch nicht festgestellter Künstlerhand. Seine beiden Söhne: Karl Friedrich in einem Wachsrelief von Posch, und Bernhard, in einer Gemme, schlossen sich an.

Die große Abteilung der Goethebildnisse konnte durch zwei Stücke ergänzt werden: einmal durch einen ganzfigurigen Scherenschnitt, Goethe

in den achtziger Jahren darstellend, und dann durch den ersten Entwurf Heinrich Meyers zu seinem bekannten Goetheporträt aus den neunziger Jahren (Feder- und Bleistiftzeichnung).

Dazu kommt eine auf Porzellan gemalte Silhouette der Herzogin Anna Amalia (Fürstenberg), die Fürstenberger Biskuittbüsten von Lessing, Lavater, Winckelmann, Herder und Gellert, ein Bildnis Wielands auf einer Tasse aus seinem Besitz, eine Büste von Mengs von der Hand Klauers und jene bisher verschollene und nur in diesem einen Exemplar aufgefundene Büste Herders von Klauer, deren mühevolles Entstehen Goethe selbst schildert. Schließlich noch das feine Bleistiftporträt der Gräfin O'Donell von Isabey.

Die graphische Abteilung wurde um über 200 Bildnisse von Zeitgenossen Goethes vermehrt, und die Goethestätten erhielten einen stattlichen Zuwachs an Originalen (Alt-Berka, Wilhelmsthal, Weimar, Ehringsdorf) und Stichen. Schließlich konnten drei je mehrere hundert Zeichnungen enthaltende Skizzenbücher des Weimarer Malers Franz Horny aus Italien festgehalten werden.

Und zu guter Letzt wurde die Abteilung Kompositionen Goethischer Werke durch eine große Anzahl von zeitgenössischen Vertonungen erweitert; darunter befindet sich, im Schubert-Jahre besonders erfreulich, die Originalhandschrift der Schubertschen Komposition von Goethes 'Geistesgruß'.

Im vergangenen Jahre hat das Goethe-Nationalmuseum mehrere Ausstellungen durch Hergabe von Material unterstützt, so die Mozart-Ausstellung in Salzburg, die Pressa in Köln, die Faust-Ausstellung in Braunschweig, die Theater-Ausstellung in Mannheim. Die Leitung der umfassenden Karl August-Gedächtnisausstellung, an der alle weimarischen Institute als Leihgeber beteiligt waren, lag in den Händen des Goethe-Nationalmuseums.

In den Klassischen Stätten ist mancherlei weitergearbeitet worden. Der Wiederherstellung der gemalten Fußböden in Tiefurt ist das Treppenhaus gefolgt, und wenn der Winter nicht so lange kalt gewesen wäre oder wenn wir in den letzten an Arbeit überreichen Monaten einen oder zwei Tage mehr im Kalender gehabt hätten, so würde auch das Wittumspalais seine neuhergestellten Goechhausen-Zimmer zeigen können.

Der nie endende Winter hat auch die Restaurationsarbeiten im Römischen Hause, das unheizbar ist, verzögert, so daß wir knapp damit fertig geworden sind, und was seine Ausstattung angeht, noch Aufgaben vor uns haben. —

Nun zu den Dornburgen! Das erfreulichste Ereignis, das hinter dem vorjährigen Jahresbericht liegt, ist Ihnen zumeist ja bekannt; das ist der Besuch der Goethe-Gesellschaft auf jenem schönen Stück eigenen Grund und Bodens. Wir haben im vergangenen Jahre aber auch zwei unerfreuliche Besuche in Dornburg gehabt, einmal zu Anfang des Juni die ungeheure Hitze, die den jungen Pflanzen auf dem der Sonne stark ausgesetzten Kalkberge bei schwierigen Wasserverhältnissen einen empfindlichen, aber leidlich parierten Schlag versetzt hatte, dann die strenge Winterkälte, die nicht nur den hoffnungsvollen Rosenkreuzgang, sondern auch leider manches andere im Wachstum zurückgedrängt hat. Der neuhergestellte englische Gartenteil am Goetheschloß hat jedoch trotz seiner Jugend dem Sonnenbrand und der Winterkälte standgehalten. Der besonderen Fürsorge einer Kuratorin, oder besser gesagt,

der verehrten Gattin eines Kuratoren, werden wir es zu danken haben, wenn Dornburg, wozu seine Lage geradezu herausfordert, auch ein Vogelparadies seltener Art wird. Wir hoffen, daß wir auch das recht bröckliche Äußere des Goetheschlosses bald, so wie das Rokokoschlößchen, wieder herstellen können, damit wir dann den Räumen uns besonders sorgfältig zuwenden können. Das Kuratorium der Schlösser zu Dornburg wird deshalb noch in diesem Jahre zusammentreten, um einen, hoffentlich letzten, Appell an seine Freunde zu richten.

Wahl.

Außerordentliche Veranstaltungen der Goethe-Gesellschaft in Bochum und Braunschweig-Wolfenbüttel.

Die von der Stadt Bochum in Gemeinschaft mit der Goethe-Gesellschaft veranstaltete Goethe-Woche im Ruhrgebiet fand in der Zeit vom 20. bis 26. Oktober 1928 statt. Unter dem Titel 'Goethe auf dem Theater' war ein Programm aufgestellt, das die mustergültigen Festspielaufführungen von fünf Goethischen Bühnenwerken aus verschiedenen Zeiten seines Schaffens aufeinanderfolgen ließ. Das Bochumer Stadttheater unter Leitung seines Intendanten Dr. Saladin Schmitt spielte in neuer Ausstattung nach den Entwürfen von Johannes Schröder die 'Geschichte Gottfriedens von Berlichingen mit der eisernen Hand' ('Urgötz'), 'Egmont', 'Torquato Tasso', 'Faust' I. und II. Teil und errang mit der großartigen Leistung dieser wohlvorbereiteten, bis ins Letzte durchgearbeiteten Aufführungen unter hingebender Mitwirkung aller seiner Kräfte einen vollen Erfolg. In der jedem Theaterabend vorausgehenden Mittagsstunde fand im großen Saale des Parthauses ein einführender Vortrag statt; so sprach am Sonntag, dem 21. Oktober, Prof. Dr. H. A. Korff (Leipzig) über 'Das Naturdrama des jungen Goethe', am 22. Oktober Prof. Dr. E. Bertram (Köln) über 'Egmont', am 23. Oktober Geh. Hofrat Prof. Dr. V. Michels (Jena) über 'Goethes Helden und der Tasso', am 25. Oktober Prof. Dr. J. Petersen (Berlin) über 'Goethes Faust auf der deutschen Bühne' (mit Lichtbildern), am 26. Oktober in Vertretung des erkrankten Prof. Dr. E. Spranger (Berlin) Geh. Regierungsrat Prof. Dr. E. Kühnemann (Breslau) über 'Faust II. Teil'. Am 21. Oktober wurde die von Dr. Erich Schulz, dem Direktor der Dortmunder Stadtbibliothek, zusammengestellte reichhaltige Westfälische Goethe-Ausstellung in der Städtischen Gemälde-Galerie eröffnet.

Die geselligen Veranstaltungen begannen am 20. Oktober mit einem Begrüßungsabend im Parthaus, an dem der Präsident der Goethe-Gesellschaft die von fern und nah erschienenen Gäste willkommen hieß und der Stadt Bochum den Dank für Einladung und gastfreundliche Aufnahme aussprach. Am 21. Oktober fand ein von der Stadt Bochum gegebenes Festessen im Parthaus statt, wobei Oberbürgermeister Dr. Ruer im Namen der Stadt die erschienenen Gäste begrüßte. Nach ihm ergriff der Vorsitzende des Ehrenausschusses Dr. h. c. Gerhart Hauptmann das Wort und feierte die Stadt Bochum. Aus seiner auch den Aufgaben der Goethe-Gesellschaft geltenden Rede seien folgende Sätze mitgeteilt:

„Wenn die Goethe-Gesellschaft ihre Tagung von Weimar nach Bochum verlegt, so möchte man gerne glauben, daß der Segen Weimars gleichsam überfließt. Falls eine solche Ortsverlegung einen Sinn haben soll, so ist es der einer Mission. Man will das hohe Kulturgut, das uns Deutschen mit Goethe in den Schoß gefallen ist, mehr und mehr zum Gemeingut machen. Man trägt es mitten in diese

gigantische Welt der Arbeit hinein, damit es sich mit ihrer Atmosphäre verbindet und denen, die darin leben, irgendwie zum Besitz und zum Segen werde. Denn ein solches Mitteilen, ein solches Wirken ins Allgemeine entspricht dem Geist der Zeit. Es kann heute nicht mehr genügen, einen ausschließenden Kultus zu treiben, der sich, im Kreise von gelehrten Meistern, begeisterten Jüngern und Jüngerinnen, an seinem Objekte sättigt oder verzückt, sondern man muß auch immer und überall dem Volke geben, was des Volkes ist. Man muß der seelenhungrigen, bildungsformenden Jugend Genüge tun, die in die warme Sphäre der Humanität aufgenommen werden will.

„Dieses Drängen ist wundervoll, noch wundervoller ist höchstens die schöne Pflicht, ihm entgegenzukommen in der Ausübung.

„Es ist wirklich Zeit, daß der Segen Weimars nun endlich einmal überfließt. Nicht nur soweit er Goethe heißt, sondern das ganze große Vermächtnis, Herder vor allem inbegriffen, verlangt nach Ausschüttung. Mögen reife und gebildete Männer zusammentreten, eine Inventuraufnahme der tot in den Schatzkammern liegenden Erbmassen durchsetzen und die Verteilung vornehmen, und ich befürworte zwischen Weimar und den Schulen das weitgehendste Konkordat. Die Lehrer der Jugend aber werden zu bedenken haben, ob, in bezug auf diesen köstlichen Seelenbesitz, dem Geiste der Liebe und Ehrfurcht nicht der Vorzug einzuräumen ist gegenüber dem einer allenthalben sterilen Kritik, die, oft im engen Gesichtskreise ausgeübt, schlechthin kulturfeindlich ist.

„Wenn die Stadt Bochum der Goethe-Gesellschaft ihre Tore weit und gastlich geöffnet hat und die Gesellschaft durch diese Tore ihren Einzug hält, so ist das in Richtung meiner Gedanken ein grundsätzlicher Schritt.

„Schiller hat seine Volkstümlichkeit. Die Goethes, wenn sie eines Tages erreicht ist, wird eine noch tiefere, allgemeine sein. Schon spürt man allenthalben, unsichtbar-sichtbar, die Generationen, die ihr entgegenwachsen. Ich werde sie kaum noch erleben; aber für die Zukunft prophezeie ich für Goethe eine Volkstümlichkeit, wie in den Vereinigten Staaten die Benjamin Franklins, falls wir nicht in Wahrung unseres Selbstbestimmungsrechtes wieder nachlässig und gleichgültig werden. Der Arbeiter fand bisher den Weg zu Goethe nicht. Er pflegt ihm gelegentlich in seiner derben Art schlimme Namen zu geben, nennt ihn etwa Fürstenknecht. Aber Goethe war niemals ein Fürstenknecht. Knechtschaft zeigt sich vor allem im Geistigen. Und wer besaß je hierin eine größere Kühnheit, Freiheit und Unabhängigkeit! Nein, irgend etwas von Knechtsgesinnung wird sich in seinem Vermächtnis nicht nachweisen lassen, höchstens daß er ein Diener — freilich kein Knecht! — des Volkes gewesen ist. Oder würde es nicht organisch sein, wenn man mitten auf die Märkte dieses mächtigen Industriegebietes Goethe-Denkmäler stellte, eines Mannes, der 'Wilhelm Meisters Lehr- und Wanderjahre' geschrieben hat und der wie wenig andere ein Arbeiter gewesen ist? Würde nicht jeder, der die Früchte dieses Lebens als eines langen Arbeitstages kennt, wissen, daß seine Teilnahme mit allem, was in den Tiefen der Schächte, in den Schmelzhütten, Hochöfen und Eisenhämmern geschieht, verbunden ist? daß es nichts gibt, wohin sein praktisches Verstehen und fördersames, zustimmendes Denken nicht dringen würde? Ja, stellen wir ihn ganz niedrig auf den Markt, diesen göttlichen Mann, so etwa, wie Goldoni in Venedig steht, diesen Arbeiter unter Arbeitern, daß ihn jeder von ihnen grüße im

Vorübergehen, Worte im Geiste mit ihm wechsele und ihm die Hand reiche! Denn das ist es: er führt in die Arbeit hinein und dann auch über die Arbeit hinaus.

„Eines Tages wird man es einsehen, daß Goethe einer der besten Erzieher der Deutschen ist. Der Mensch ist schließlich das Material seiner Bildnerkraft: 'Daß ich mit Göttersinn und Menschenhand vermöge zu bilden, was bei meinem Weib ich animalisch kann und muß.' Nirgend zersprengt Goethe den Rahmen der Kultur oder des Nur-Menschlichen. Darin schreitet er fort, darin wünscht er das Fortschreiten aller, darin ist er gläubig, das heißt Optimist. Was ihm am Herzen liegt, sind alle Möglichkeiten menschlicher Steigerung. Zu diesem Zwecke hat er für sich und andere eine Lebensspanne unermüdlich ausgenützt.

„Was Goethe schon in jungen Jahren von ähnlichen Feiern wie die unsere dachte, zeigen gewisse burschikose Sätze zu einem Shakespeare-Tag. Diese Großen schreiten mit Siebenmeilenstiefeln, sagt er ungefähr, die andern machen mit Wanderstäben sich auf. Aber jeder von diesen emsigen Stabwanderern 'bleibt unser Freund, unser Geselle, wenn wir die gigantischen Schritte jenes anstaunen und ehren, seinen Fußtapfen folgen. Auf die Reise, meine Herren! Die Betrachtung so eines einzigen Tapfes macht unsere Seele feuriger und größer als das Angaffen eines tausendfüßigen königlichen Einzugs'. Und wir können weiter mit dem jugendlichen Goethe über den heute durch sein Vermächtnis wirkenden sagen: 'Wir ehren heute das Andenken des größten Wanderers und tun uns dadurch selbst eine Ehre an. Von Verdiensten, die wir zu schätzen wissen, haben wir den Keim in uns.'"

Der freie Tag am 24. Oktober wurde zu einem Ausflug nach Münster benutzt, wo der Oberbürgermeister der an Sehenswürdigkeiten so reichen Stadt und der Rektor der Universität die Mitglieder der Gesellschaft begrüßten. Andere Führungen galten den Bergwerken und industriellen Anlagen wie den geologischen Sammlungen der Westfälischen Berggewerkschaftskasse. Nach Schluß der letzten Vorstellung vereinigte noch eine Abschiedsfeier in der Nacht vom 26. zum 27. Oktober die Gäste, unter denen auch zahlreiche Studenten von deutschen Hochschulen wie von der holländischen Universität Groningen vertreten waren, mit den Mitwirkenden, und es kam noch einmal der begeisterte Dank für die reichen Genüsse dieser wohlgeglückten Veranstaltung zum vielseitigen herzlichen Ausdruck. Die Goethe-Gesellschaft verlieh bei dieser Gelegenheit den drei Männern, die sich vor allem um das Zustandekommen der Goethe-Woche verdient gemacht hatten, Herrn Oberbürgermeister Dr. Ruer, dem Dezernenten des Theaterwesens Stadtrat W. Stumpf und dem Intendanten Dr. Schmitt die drei ersten Abdrücke der im Besitz des Goethe-Museums befindlichen Goethe-Medaille von Facius.

Die hundertjährige Wiederkehr des Tages, an dem Goethes 'Faust' zum erstenmal auf einer öffentlichen Bühne, dem Braunschweiger Hoftheater, aufgeführt wurde, und das zeitliche Zusammentreffen dieses Tages (19. Januar 1929) mit dem 200. Geburtstage Gotthold Ephraim Lessings (22. Januar 1929) gaben der Goethe-Gesellschaft Veranlassung zur Beteiligung als Mitveranstalterin einer Doppelfeier, durch die das „Goethe-Lessing-Jahr" für Braunschweig und Wolfenbüttel eingeleitet wurde. In der Burg Dankwarderode wurde am Vormittag

des 19. Januar die von Privatdozent Dr. C. Niessen (Köln) zusammengestellte Ausstellung 'Faust auf der Bühne', die ein überaus reiches Bild der szenischen Wandlungen im Laufe eines Jahrhunderts darbot, durch Oberbürgermeister Dr. Dr. Trautmann und Reichsminister Severing eröffnet. Eine Besichtigung der Sehenswürdigkeiten der Stadt, ein Orgel- und Harfenkonzert im Dom und die Festaufführung des ersten Teiles des 'Faust' im Landestheater unter Leitung des Intendanten Prof. Neubeck vervollständigten das Programm dieses Tages. Am 20. Januar 1929 fand im Braunschweiger Landestheater eine Morgenfeier statt, deren von Orchesterdarbietungen umrahmten Inhalt eine Ansprache des Vorsitzenden der Sektion für Dichtkunst der Preußischen Akademie der Künste, Walter v. Molo, und der Festvortrag des Präsidenten der Goethe-Gesellschaft Prof. Dr. J. Petersen über 'Goethe und Lessing' bildeten. Der Festvortrag ist in der Zeitschrift 'Euphorion' 30. Band Seite 175 bis 188 zum Druck gekommen.

In Wolfenbüttel wurde am Nachmittag durch Bürgermeister Eyferth die von Bibliotheksdirektor Dr. Herse zusammengestellte Ausstellung 'Lessing und seine Zeit' in den Räumen der Wolfenbüttler Bibliothek eröffnet, womit auch die Einweihung einiger wiederhergestellten Räume des ehemaligen Wohnhauses Lessings neben der Bibliothek verbunden war. Nach Besichtigung der anderen Lessingstätten vereinte eine Festvorstellung im Wolfenbüttler Stadttheater, bei der das Braunschweiger Landestheater 'Nathan den Weisen' aufführte, die Teilnehmer.

Bei den beiden Festmahlzeiten, die von der Stadt Braunschweig am 19. Januar und von der Stadt Wolfenbüttel am 20. Januar gegeben wurden, gaben der Präsident der Goethe-Gesellschaft Prof. Dr. Petersen und der Direktor des Goethe-Museums und des Goethe- und Schiller-Archivs Prof. Dr. Wahl dem Dank der Gesellschaft für die gastliche Aufnahme und die reichen Darbietungen an die beiden ehrwürdigen, an geschichtlichen Erinnerungen und Kunstschätzen reichen und ihrer großen Überlieferungen bewußten Städte herzlichen Ausdruck.

Petersen.

Haupt-Versammlung der Goethe-Gesellschaft am 24. und 25. Mai 1929.

Anwesend waren bei der Hauptversammlung ungefähr 700 Teilnehmer. Als Gäste der Goethe-Gesellschaft nahmen an den Veranstaltungen 79 Studierende der Germanistik unter Führung ihrer Dozenten teil, Damen und Herren: es waren folgende Hochschulen vertreten: Berlin (Prof. Petersen), Danzig (Prof. Kindermann), Frankfurt (Prof. Schultz), Göttingen (Dr. Kurt May), Köln (Dr. Niessen), Leipzig (Prof. Korff und Dr. Obenauer), Marburg (Prof. Maync).

Der Tagung ging voran eine zwanglose Zusammenkunft zahlreicher Mitglieder in den altvertrauten Räumen des Künstlervereins am Abend des 23. Mai. Herr Opernsänger Strandberg vom Deutschen Nationaltheater erfreute die Erschienenen durch den Vortrag mehrerer Lieder.

I. Freitag, 24. Mai.

1. Jahrhundert-Faust-Ausstellung.

Zur Erinnerung an den bedeutungsvollen Tag, da vor hundert Jahren, am 19. Januar 1829, der 'Faust' zum ersten Male auf der Bühne erschienen ist, hatte die Direktion des Goethe- und Schiller-Archivs in Gemeinschaft mit dem Goethe-Nationalmuseum und dem Deutschen Nationaltheater eine Faustausstellung veranstaltet, die durch eine unübersehbare Fülle von Handschriften die Entstehung der Dichtung, durch eine lange Reihe von Bildern ihre Veranschaulichung in der bildenden Kunst, durch zierliche Bühnenmodelle ihre Darstellung auf dem Weimarer Theater vor Augen führt. Die Ausstellung wurde am Vormittag des 24. Mai um $11\frac{1}{2}$ Uhr durch eine Ansprache des Archivdirektors Prof. Wahl vor den Mitgliedern der Goethe-Gesellschaft eröffnet; sie bleibt bis in den Oktober bestehen.

2. Geschäftliche Sitzung.

Die Geschäftliche Sitzung beginnt nachmittags $3\frac{1}{2}$ Uhr; Versammlungsort ist der Saal der Armbrustschützengesellschaft.

Der Präsident der Goethe-Gesellschaft, Prof. Julius Petersen, heißt die Erschienenen willkommen und begrüßt die Vertreter des Staates Thüringen und der Stadt Weimar. Mit besonderer Herzlichkeit wendet er sich an die aus dem Auslande, aus Österreich, aus der Schweiz, aus Dänemark stammenden Mitglieder und weist mit Worten freudigen Dankes auf die Anwesenheit einer stattlichen Anzahl von Studierenden hin, deren Teilnahme an der Versammlung der Gesellschaft die Gewähr lebendigen Weiterwirkens gebe. Er gedenkt der Abgeschiedenen, deren Bild er in eindringlicher Schilderung vor dem Geiste der Versammlung wieder aufleben läßt: des Vizepräsidenten Victor Michels (gest. 4. Februar 1929), des Vorstandsmitgliedes Friedrich Lienhard (gest. 30. April 1929), des Weimarer Goetheforschers Karl Muthesius (gest. 18. Februar

1929), des Berliner Schauspielers Ferdinand Gregori (gest. 7. Dezember 1928), des nordamerikanischen Goethesammlers William Speck (gest. 9. Oktober 1928); ihnen zu Ehren erhebt sich die Versammlung von ihren Sitzen. Dann wendet sich Präsident Petersen den bedeutungsvollen Festlichkeiten zu, an denen die Gesellschaft in dem abgelaufenen Jahre teilgenommen hat, der am 19. und 20. Januar 1929 in Braunschweig und Wolfenbüttel begangenen Doppelfeier zu Ehren der ersten Faustaufführung und des zweihundertsten Geburtstages Lessings, der im Oktober 1928 von der Stadt Bochum ins Werk gesetzten Goethe-Woche mit ihren Vorträgen und Meisteraufführungen Goethischer Dramen, und richtet den Blick dann von den Festen der Vergangenheit auf die Feste der Zukunft: auf die für den 29. August 1929 von dem Weimarer Nationaltheater vorbereitete Faustaufführung, auf die von der Stadt Danzig für den Oktober 1930 geplante Goethe-Woche, auf die in Frankfurt im Jahre 1931 stattfindende Feier des zweihundertsten Geburtstages der Frau Rat, an der die Gesellschaft in ganz besonderer Weise teilzunehmen gedenke, endlich auf die Gedächtnistage des Jahres 1932, deren Weltbedeutung klargelegt wird. Um den wachsenden Einfluß, den Goethes Werk und Wesen über die ganze gebildete Erde hin gewinnt, und die tätige Teilnahme der Goethe-Gesellschaft an dieser Ausbreitung zu zeigen, weist der Redner auf die Goethe-Vereinigungen in Kopenhagen und Riga hin, auf die wieder aufgelebte „English Goethe Society", auf die in New York entstandene Ortsgruppe der Gesellschaft; der naiv begeisterte Brief einer jungen türkischen Studentin erzählt von der Goetheverehrung im Osten Europas. Es wird die Aufgabe der Gesellschaft sein, sich und ihren Zielen immer weitere Kreise zu erschließen; vor allem aber wird sie versuchen, die Herzen des heranwachsenden Geschlechts zu gewinnen: die Anwesenheit so vieler Studenten ist ein erster verheißungsreicher Erfolg dieses Bemühens.

Dr. Donndorf erstattet den Bericht über das abgelaufene Geschäftsjahr (Seite 310ff.) Er gibt ein Telegramm bekannt, in dem die Ortsgruppe New York der Muttergesellschaft ihre Grüße sendet, und erhält die Ermächtigung zu telegraphischer Antwort.

Bankdirektor Adlung trägt die Jahresrechnung vor und erhält die erbetene Entlastung

Prof. Wahl gibt den Bericht über Goethe- und Schiller-Archiv, Goethe-Nationalmuseum und Dornburger Schlösser (Seite 314ff).

Dr. Donndorf bringt den Antrag des Vorstandes ein, den Mitgliedsbeitrag für 1929 und ebenso für 1930 auf *RM* 12.— festzusetzen; die Versammlung stimmt dem Antrag zu.

Weitere Anträge liegen nicht vor. Man geht zur Vornahme der Vorstandswahl über. Es sind drei Wahlvorschläge eingegangen, die auf einem Blatte zusammengedruckt vorliegen: ein Wahlvorschlag des Ortsgruppenvorstandes Berlin, ein solcher der Ortsgruppenvorstände Weimar und Hamburg, ein solcher des Vorstandes der Goethe-Gesellschaft. Allen dreien gemeinsam sind die Namen der folgenden zwölf bisherigen Vorstandsmitglieder:

1. Frhr. v. Biedermann, Berlin (Ortsgruppenvertreter),
2. Bodmer, Zürich,
3. Donndorf, Weimar,
4. v. Güntter, Stuttgart,
5. Kippenberg, Leipzig,
6. v. Oettingen, Reichenberg,

7. Petersen, Berlin,
8. Spranger, Berlin,
9. Strunk, Danzig,
10. Wahl, Weimar,
11. Wahle, Weimar,
12. Frhr. v. Weckbecker, Wien.

Als neue Mitglieder werden vorgeschlagen:

von der Ortsgruppe Berlin:
13. Rechtsanwalt Dr. Kleinschmidt, Hamburg (Ortsgruppenvertreter),
14. Prof. Dr. Thomas Mann, München,
15. Walter v. Molo, Berlin,
16. Univ.-Prof. Geh. Rat Dr. Planck, Berlin,
17. Ob.-Reg.-Rat a. D. Prof. Dr. Ed. Scheidemantel, Weimar;

von den Ortsgruppen Weimar-Hamburg:
13. Univ.-Prof. Dr. Ernst Bertram, Köln,
14. Rechtsanwalt Dr. Kleinschmidt, Hamburg (Ortsgruppenvertreter),
15. Walter v. Molo, Berlin,
16. Univ.-Prof. Geh. Rat Dr. Planck, Berlin,
17. Ob.-Reg.-Rat a. D. Prof. Dr. Ed. Scheidemantel, Weimar;

von dem Vorstande der Gesellschaft:
13. Rechtsanwalt Dr. Kleinschmidt, Hamburg (Ortsgruppenvertreter),
14. Prof. Dr. Thomas Mann, München,
15. Walter v. Molo, Berlin,
16. Univ.-Prof. Geh. Rat Dr. Planck, Berlin,
17. Ob.-Reg.-Rat a. D. Prof. Dr. Ed. Scheidemantel, Weimar,
18. Univ.-Prof. Dr. Ernst Bertram, Köln.

Auf den Vorschlag des Präsidenten Petersen hin wird von einer Diskussion über die vorgeschlagenen Persönlichkeiten abgesehen.

Dr. Donndorf erläutert das bei dem Wahlakte zu beobachtende technische Verfahren. Seinem Antrag entsprechend wählt die Versammlung als Wahlleiter Herrn Ministerialdirektor Dr. Wuttig (Weimar), als Beisitzer Herrn Rechtsanwalt Dr. Kleinschmidt (Hamburg), als Listenführer Herrn Dr. Donndorf (Weimar).

Es werden abgegeben: 188 Stimmen; davon erweisen sich fünf als ungültig. Auf die Berliner Liste entfallen zwei Stimmen, auf die Vorstandsliste 90, auf die Weimar-Hamburger Liste 91. Diese letzte also ist gewählt. Es treten somit als neue Mitglieder in den Vorstand ein die Herren:

Univ.-Prof. Dr. Ernst Bertram, Köln,
Rechtsanwalt Dr. Kleinschmidt, Hamburg (Ortsgruppenvertreter),
Walter v. Molo, Berlin,
Univ.-Prof. Geh. Rat Dr. Planck, Berlin,
Ob.-Reg.-Rat a. D. Prof. Dr. Ed. Scheidemantel, Weimar.

Dr. Bornstein kündet im Auftrage des Herrn Geheimrat Johannes Walther, des Präsidenten der Kaiserlich Leopoldinischen Akademie der

Naturforscher in Halle, das umfangreiche Werk an, mit dem die Akademie der Naturforscher Goethe den Naturforscher zu ehren gedenkt.

Dr. Donndorf lenkt die Aufmerksamkeit der Versammlung auf das Buch von Weichberger: 'Goethe und das Komödienhaus in Weimar' und das Buch von Liebeskind: 'Drei Ilmenauer Goethe-Erinnerungen'.

Senator Strunk macht eingehende Mitteilungen über die von der Stadt Danzig als 10. Deutschkundliche Woche für den Oktober 1930 geplante Goethe-Woche. Sie hat die Aufgabe, der Bevölkerung des vom Deutschen Reiche abgetrennten Danzigs und der an Polen gefallenen preußischen Gebiete die Persönlichkeit Goethes zu veranschaulichen; sie will für die Goethe-Gesellschaft als die Bewahrerin des Goethischen Geisteserbes werben, endlich auch das Goethe-Jahr 1932 vorbereiten helfen. Es sind vorgesehen Aufführungen, Vorträge, Rezitationsabende, gesellschaftliche Veranstaltungen; eine Ausstellung soll Goethes Beziehungen zu Danzig, zu Alt-Preußen, den baltischen Provinzen, zu Polen vor Augen stellen. Die Stadt Danzig, der Deutsche Heimatbund, der Verlag der Ostdeutschen Monatshefte werden literarische Gaben verteilen.

Mit Dankesworten schließt Präsident Petersen die Sitzung.

3. Theatervorstellung (abends 1/2 8 Uhr).

Das Deutsche Nationaltheater führt das Goethische Lustspiel in fünf Aufzügen 'Der Groß-Kophta' vor. Die Aufführung, dekorativ nicht ohne Reiz, weiß dem kaum noch gespielten Stücke mit schönem Erfolge wirksame Züge abzugewinnen.

II. Sonnabend, 25. Mai.

1. Festliche Sitzung.

Die festliche Sitzung beginnt im Deutschen Nationaltheater um 10 1/2 Uhr vormittags. Das Weimarer Reitz-Quartett (die Herren Robert Reitz, Willy Müller-Crailsheim, Herbert Groß, Walter Schulz) gibt ihr den künstlerischen Rahmen: es spielt zu Anfang der Sitzung mit Meisterschaft aus Johann Sebastian Bachs 'Kunst der Fuge' die Stücke I und IV, am Schlusse den ersten Satz des Beethovenschen Quartetts a moll op. 132.

Den Festvortrag zu halten hatte Geheimrat Konrad Burdach sich bereit erklärt; das Thema seiner Rede sollte lauten: 'Goethes Sprachkunst'. Eine plötzliche Erkrankung, die ihn wenige Wochen vor der Hauptversammlung befallen, hat es ihm verwehrt, die vom Vorstande freudig begrüßte Zusage zu halten. An seine Stelle ist Geheimrat Prof. Dr. Eugen Kühnemann getreten; seine eindrucksvolle Rede: 'Goethe und Spinoza' reißt die Versammlung zu lang andauerndem Beifall fort.

2. Schattenspielaufführung

Im Lichtspielhaus Zentralpalast (Hummelstraße) nachmittags 3 Uhr.

Prof. Deetjen hält einen einleitenden Vortrag, in dem er die Gründung des Weimarer Liebhabertheaters und seine Entwicklung bis zum Jahre 1781 darstellt und im Anschluß daran die Schattenspiele des Kammerherrn Karl Sigmund v. Seckendorf, ihre Entstehung, Bedeutung und Aufnahme sowie die Persönlichkeit des Verfassers würdigt.

Es folgt die Aufführung der Seckendorffschen Schattenspiele 'Minervens Geburt, Leben und Taten' und 'Zauberspiel vom König Midas' durch studierende Damen und Herren der Weimarer Hochschule für bildende Kunst unter künstlerischer Leitung der Herren Prof. Felix Meseck und Freiherr Eberhard v. Kleydorff. Die Rolle des Sprechers hatte in beiden Spielen Herr Bruno Böning vom Deutschen Nationaltheater übernommen. Die Darbietungen wurden mit lebhaftem Beifall aufgenommen; sie stellten in ihrer durchgeistigten Anmut und harmlosen Laune den zweiten Höhepunkt der Tagung neben Kühnemanns Festrede dar.

3. Eröffnung des Römischen Hauses.

Im frühlingsgrünen, sonnenhellen Park, auf dem Rundplatze vor dem Römischen Hause wird nachmittags um 5 Uhr gemeinschaftlich der Kaffee eingenommen. Eine Ansprache des Sanitätsrats Vulpius ruft die Erinnerung an die „heilsamen Nymphen" dieser Stätte wach, eine Kapelle trägt Mozarts 'Kleine Nachtmusik' vor, junge Damen tanzen einen anmutigen Reigen; dann besichtigen die Mitglieder, von Prof. Wahl eingeladen, gruppenweise die in erneuerter Zier sich darbietenden Räume des Römischen Hauses, das von nun an eine besondere Sehenswürdigkeit des Weimarer Parkes sein wird.

4. Gemeinschaftliches Essen.

Abends um 8 Uhr versammeln sich die Mitglieder in der 'Erholung' zum Festmahl, das sie in fröhlicher Geselligkeit lange zusammenhält. Präsident Petersen bringt den Trinkspruch auf das Vaterland aus, Prof. Spranger feiert den Festredner Geheimrat Kühnemann, dieser dankt und preist Weimar und die Goethe-Gesellschaft.

Weimar, 30. Mai 1929.

Petersen. Max Hecker.



Register

I. Personen- und Ortsnamen

II. Goethe

Inhalt

*

Tafeln

Augenblicksbilder zu Goethes Leben

Gedruckt in der Hof-Buchdruckerei zu Weimar.



